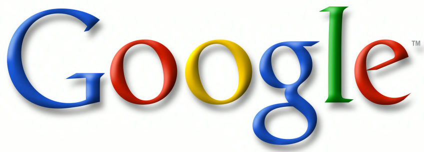


Spielmannsb... novellen in versen aus dem 12. und 13. ...

Wilhelm Hertz

Spielmannsbuch

Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert übertragen

von Wilhelm Hertz

Dritte Auflage



Stuttgart und Berlin 1905
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Meinem lieben Freunde

Paul Heyse

gewidmet



Inhalt







Einleitung

1. Die Spielleute

Wenn wir uns die Stellung der Spielleute in der mittelalterlichen Welt vergegenwärtigen wollen, müssen wir über den Begriff, den wir heute mit dem Worte Spielmann verbinden, weit hinausgehen. In unserer Zeit dient der wandernde Spielmann fast ausschließlich dem Vergnügen der niederen Stände; im Mittelalter konnten ihn auch die höchsten nicht entbehren. Denn abgesehen von der naiveren, unverwöhnteren Lebenslust in allen Kreisen der mittelalterlichen Gesellschaft, auch die edlen geistigen Bedürfnisse waren fast ausschließlich auf die Spielleute angewiesen. Der Spielmann brachte nicht nur das Beste und Neueste auf musikalischem Gebiet; er war auch für eine Zeit, in der das stumme Lesen kaum erst über die Studierstube des Gelehrten sich hinauszuverbreiten begann, der berufene Vermittler für alle Gattungen der schönen Literatur, vom ernsten Heldengesang, vom üppigen Ritterroman bis zum derben Schwank und zur neckischen Rätselfrage; ja er war als Darsteller kleiner mimischer Szenen der einzige Vertreter der profanen Schauspielkunst. Als weither wandernder Gast brachte er die Kunde von fremden Ländern zugleich mit den großen und kleinen

Neuigkeiten des Tages. Kurz, für all die Anregung und Belehrung, welche uns Konzertsaal und Theater, Buchladen und Zeitungsredaktion zu bieten bestrebt sind, hatte beim größten Teil des mittelalterlichen Publikums der wandernde Spielmann zu sorgen. Daneben aber lagen dem fahrenden Volk noch alle jene niederen Unterhaltungskünste ob, die es noch heute in Schenke und Jahrmarktsbude zu üben pflegt. So ergab sich von selbst nach der Wertschätzung der Leistungen eine gesellige Abstufung in dieser bunten Welt, von dem vornehmen Sänger, der im vertrauten Umgang mit Fürsten lebte, bis herab zum bettelhaften Schnurranten, der im Tierfell umhersprang und Feuer fraß.

Es waren drei Hauptelemente, aus denen sich der Stand der Spielleute zusammensetzte: die Sänger der keltischen und germanischen Völker, die Lustigmacher der antiken Welt und die fahrenden Kleriker.

Den Sängern der keltischen und germanischen Vorzeit haftete kein Makel an. Sie gehörten zu den Besten ihres Volks, hochgeehrt um ihrer Kunst willen, die von den Göttern kam. Jeder Hofhalt hatte seinen Sänger als ständiges Mitglied; andere wanderten von Volk zu Volk, von Herrensitz zu Herrensitz, emsig bemüht, den Schatz der nationalen Heldendichtung im Gedächtnis zu sammeln, zu mehren und zu verbreiten. Ob nicht schon in der alten Welt dieses unstete Leben den fahrenden Sänger an öffentlichem Ansehen unter den seßhaften Hofsänger gestellt hat, läßt sich nicht entscheiden. Sicher war dies bei den späteren keltischen Stämmen der Fall, wo sich die Hausbarden streng von den wandernden Barden unterschieden. Für die ursprüngliche Hochschätzung des ganzen Standes spricht jedoch das in Wales noch lange geltende Gesetz, das dem Unfreien verbot, Gelehrter, Schmied oder Barde zu werden.[1] Auch in Skandinavien waren die fahrenden Sänger, welche das gesamte poetische Erbe des Nordens verwalteten, die thulir, hochangesehen. An ihrer Spitze stand kein Ge-

ringerer als der höchste Gott Odin selbst. Er, der Sturmgott, war der gewaltigste Sänger. In ihm, dem Weltwanderer, verkörperte sich das Ideal des fahrenden Mannes.[2]

Wenn der wandernde Sänger des europäischen Nordens in der allgemeinen Achtung sank, so hatte er das hauptsächlich dem zweiten Element zu danken, das sich von Süden her über die Länder der Kelten und Germanen ergoß, dem verrufenen Volke der römischen Mimen, Spaßmacher und Gaukler.[3]

Von alters her hatte sich die römische Welt an dem volkstümlichen Possenreißer ergötzt, der durch Rede und Gebärde Gestalten und Szenen des täglichen Lebens in karikierender Weise nachahmte und daher mimus, der Nachahmer, genannt war.[4] Er trug schon in der ältesten Zeit das bunte Lappenkleid, das noch heute dem italienischen Harlekin eigen ist. Mit ihm teilten sich die Tänzer, Gaukler und Taschenspieler, die Flötenbläser und Saitenspieler in die Gunst von hoch und nieder, und alle durchwanderten scharenweise die weiten Provinzen des Römerreichs. Sie drängten sich auf die Bühne, wo bei dem sinkenden Geschmacke des Publikums die Seiltänzer, Akrobaten und Messerwerfer im Bunde mit leichtfertigen Tänzerinnen bald der edlen Schauspielkunst gefährliche Konkurrenz machten. Das Reich zerfiel; die Theater verödeten im 5. und 6. Jahrhundert völlig; die alten Schauspieler, die Histrionen, starben aus; aber jenes Unkraut der Lustigmacher war unverwüstlich. In allen Provinzen überdauerten sie die römische Herrschaft und das römische Theater, und wie dereinst vor Cäsar und Augustus trieben sie nun ihre Künste vor Attila und Theoderich dem Großen.

In dieser gemischten Gesellschaft gingen die wandernden Sänger der Kelten und Germanen unter und teilten ihr Schicksal. Eine gemeinsame Bezeichnung warf alle die mannigfaltigen Abstufungen in eins zusammen: altfranzösisch jongleur und menestrel, altdeutsch spilman. Den

Namen jocularis, joculator hatte man in der späteren Kaiserzeit mit Vorliebe dem altrömischen scurra beigelegt,[5] dem Lustigmacher, der auf der Bühne wie bei den Gastmählern der Reichen Späße und laszive Geschichten vorzutragen pflegte. Mehr und mehr erweiterte sich die Bedeutung dieser Worte, so daß schließlich das provenzalische joglar (aus jocularis) und das französische jogleor (aus joculator) der Gesamtname für alle wurde, welche aus der Unterhaltung anderer ein Gewerbe machten, sei es durch den Vortrag von Poesie und Musik oder durch Aufführung von Kunststücken. Der Begriff des Gewerbsmäßigen liegt auch in der Benennung menestrel, englisch minstrel. Das französische menestier (heute métier) heißt Dienst (lateinisch ministerium), dann Handwerk, und menestrel (lateinisch ministerialis) ist ein jeder, der im Dienst eines anderen einen Beruf ausübt, dann Lohnarbeiter, Gewerbsmann im allgemeinen, berufsmäßiger Künstler und Handwerker. Beide Wörter haben im Neufranzösischen eine beträchtliche Einschränkung erfahren, indem das heutige jongleur nur den Gaukler und Taschenspieler, das heutige ménétrier (aus menestrier) nur den Bierfiedler, der zum Tanze geigt, bezeichnet. Die alte deutsche Sprache faßt sämtliche unterhaltende Künste unter dem Begriffe „Spiel" zusammen, und Spielmann heißt daher ein jeder, der solche Künste berufsmäßig ausübt.

Um das Bild noch bunter zu machen, gesellte sich als drittes ein gelehrtes Element hinzu, die fahrenden Kleriker (clerici vagabundi), auch Goliarden genannt, Männer von höherer Schulbildung, — clerici hießen alle Studierte, — die, von der allgemeinen Wanderlust der Zeit ergriffen, in den Klöstern, Zechstuben und Hoflagern der Christenheit sich umtrieben, unruhige Köpfe voll Geist und Sinnenglut, verkommene Genies aller Art, die als Dichter und wortgewandte Gesellschafter an den Tischen der Großen ihr Brot suchten. Frühe schon bezeugen sie

ihr Dasein in der Literatur durch lateinische Spielmannslieder, welche an den Höfen der sächsischen und salischen Kaiser im 10. und 11. Jahrhundert beliebt waren.

Ihre Blüte fällt ins 12. Jahrhundert, wo ihre prächtigen lateinischen Liebeslieder einen siegreichen Wettkampf mit Troubadours und Minnesängern begannen und der Archipoeta, die Krone aller Vaganten, vor Barbarossas Kanzler jene berühmte Goliardenbeichte ablegte, das Genialste, was die weltliche Lyrik des Mittelalters geschaffen. Unter diesen fahrenden Gelehrten waren Männer jedes Alters, grauhaarige Mönche und Einsiedler, welche noch in ihren alten Tagen der Langeweile ihrer Zelle entlaufen waren, neben glattwangigen Studenten, wie sie damals, vom Rufe der neu aufblühenden Schulen gelockt, scharenweise in Frankreich zusammenströmten, die clers escoliers, die fahrenden Schüler, welche ihr Wanderleben bis ins 16. Jahrhundert fortführten und durch Wundermären und Schwänke, durch Zauberkuren und Schatzgräbereien sich die Gastfreundschaft der Laienwelt erkauften.

Es war selbstverständlich, daß die Kirche nicht bloß an diesen ihren wilden Schößlingen, sondern an dem ganzen Treiben der Spielleute Ärgernis nahm und fromme Sittenprediger sie alle zusammen dem Herrn dieser Welt, dem leidigen Teufel, zusprachen.[6] Schon der hl. Augustin nannte die Freigebigkeit gegen die Spielleute ein abscheuliches Laster und keine Tugend,[7] und Alkuin zitiert in einem Briefe den Ausspruch von ihm, daß der Mann, welcher Schauspieler, Mimen und Tänzer in sein Haus einführe, nicht ahne, wie viele unreine Geister mit ihnen kommen.[8] Im Elucidarium des Honorius von Augustodunum fragt der Schüler: „Welche Hoffnung haben die Spielleute?“ und der Meister erwidert: „Keine! Denn mit all ihrem Tun sind sie Diener des Satans.“[9] Jakob von Maerlant vergleicht sie dem Vogel garrulus, dem Häher, der früh und spät mit Possen und Lügen die anderen Leute nach-

macht und nicht merkt, daß der höllische Sperber auf ihn lauert.[10] Berthold von Regensburg, der gewaltigste Kanzelredner des deutschen Mittelalters, fordert sie daher nicht einmal zur Buße auf, da sie doch rettungslos verloren sind, und seine Apostrophe an diese Gesellen des Teufels[11] wird an Kraft des Ausdrucks höchstens noch von den buddhistischen Dogmatikern übertroffen, welche die Taschenspieler und Komödianten mit den Vater- und Muttermördern in die unterste Gluthölle verdammen.

Diesem Urteil gemäß waren die Spielleute, wenigstens im späteren Mittelalter, von der Kommunion ausgeschlossen.[12] Das Gesetz, wie der Sachsenspiegel, erklärte sie für rechtlos und fand sie für persönliche Verletzungen mit einer höhnischen Scheinbuße ab. Nach dem Schwabenspiegel sollte derjenige, welcher einem Spielmann etwas zuleide getan hatte, an eine Wand treten, auf welche die Sonne schien, und der Spielmann sollte das Recht haben, den Schatten auf der Wand an den Hals zu schlagen, und das sollte seine ganze Genugtuung sein.[13] Bis ins 18. Jahrhundert hinein gehörten die Fahrenden zu den unehrlichen Leuten, die mit ihren Nachkommen vom Eintritt in die bürgerlichen Zünfte ausgeschlossen waren. Die Goldschmiede von Köln z. B. forderten von jedem zureisenden Gesellen einen amtlichen Nachweis, daß er weder eines Bartscherers, noch Baders, noch Leinewebers, noch eines Spielmanns Kind sei.[14]

Die Verachtung galt natürlich nicht der Sanges- und Saitenkunst; denn diese gehörte zur feineren Bildung. Man denke an den ritterlichen Fiedler Volker im Nibelungenlied, an den Sänger Horand in der Gudrun, an den in allem Saitenspiel erfahrenen Tristan. Die Überlieferungen der musikliebenden Kelten wissen von manchem königlichen Harfner.[15] Der berühmteste war jener britische König Blegabred, von dem Galfrid von Monmouth sagt, daß er alle Sänger der Vorzeit in sämtlichen Musikinstrumenten

übertroffen habe, so daß er wie der Gott der Spielleute erschienen sei.[16] Selbst heilige Bischöfe verschmähten nicht, die Harfe zu schlagen, wie der hl. Aldhelm von Salisbury († 709) und der hl. Dunstan von Canterbury († 988). Als der Bischof Albrecht von Lüttich gegen Ende des 12. Jahrhunderts verkleidet nach Rom reiste, nahm er seine Harfe mit und spielte unterwegs auf einer Hochzeit zum Entzücken der Gäste.[17] Ja, in einem Gedicht von geistlicher Minne tritt selbst Jesus als Spielmann auf, der den Seinen die süßesten Weisen fiedelt; darnach tanzen alle Seelen mit Cherubim und Seraphim.[18]

Was die Spielleute verächtlich machte, das war die niedrige, aufdringliche und brotneidische Art, wie sie im allgemeinen ihren Erwerb suchten. In das begehrliche Gedränge wurden auch die anständigeren hineingezogen; denn bei der massenhaften Konkurrenz der unverschämten konnte der verschämte Spielmann (le honteux menestrel)[19] Hungers sterben. Alte Glossen übersetzen das lateinische parasitus (Schmarotzer) geradezu mit Spielmann,[20] und bezeichnend genug wurde im Altfranzösischen das Wort lecheor, „Tellerlecker“, als Titel der Spielleute so gebräuchlich, daß es schließlich seine schlimme Bedeutung verlor und schlechtweg Spielmann hieß.[21] Es war das heimatlose Vagabundentum, was ihnen schadete, das leichtfertige Wirtshausleben der Fahrenden, dem sie in Deutschland den Beinamen loter verdankten; es waren ihre nicht immer sauberen Nebengewerbe, ihr Zusammenleben mit streunenden Gaunern und Frauen vom schlimmsten Rufe.

Aus der römischen Zeit her mischten sich ja Tänzerinnen und Musikantinnen unter ihre Reihen, im Lateinischen joculatrices, im Französischen jugleresses oder menestrelles, im Deutschen spilwîp geheißen. Diese tanzten und sprangen auf den Märkten und bei Gastmählern. Auch in jenen nicht eben züchtigen Szenen, welche die mittelalterlichen Mimen aufführten, hatten Spielweiber ihre

Rollen.[22] Bekannt sind jene sarazenischen Mädchen, welche Richard von Cornwall im Jahre 1241 am Hofe Kaiser Friedrichs II. tanzen sah: sie standen jede auf zwei rollenden Kugeln und schwebten so unter anmutigen Bewegungen über den Estrich hin, indem sie dazu sangen und die Zimbeln schlugen.[23] Wenn in altdeutschen Gedichten der Tanz der Herodias, der den Täufer Johannes das Leben kostete, geschildert wird, so heißt es: Sie sprang wie ein Spielweib; gar gelenkig war ihr Leib.[24] Die Bilder, wie ein Relief an den alten Bronzetüren von St. Zeno in Verona, ein Wandgemälde im Braunschweiger Dom und eine Skulptur im Großmünster zu Zürich, stellen sie dar als Akrobatin, rückwärts übergebogen und mit den Händen die Erde berührend oder auf den Händen tanzend. In einem Glasgemälde der Kathedrale zu Clermont-Ferrand tanzt sie auf Messern, die sie in den Händen hält.[25] Geigende Frauen begegnen uns oft in den Miniaturen.[26] Als der König Andreas von Ungarn sein vierjähriges Töchterlein Elisabeth, die Verlobte des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen, im Jahre 1211 nach der Wartburg sandte, gab er ihr nach einem Bericht des 14. Jahrhunderts eine Fiedlerin (rotterin) namens Alheit mit, die das zarte Bräutlein, wenn es weinte, mit ihrem Saitenspiel stillen sollte.[27] Eine Spielmännin Agnes war die Geliebte des Königs Wenzel II. von Böhmen, gleich erfahren im Fiedeln und Singen wie in der Kunst, sich Männern lieb und wert zu machen. Kam der galante König durch andere Frauen in Liebespein, so war sie weitherzig genug, ihm als Unterhändlerin zu dienen. Sie trug ihm wichtige Botschaften zu hohen Herren und ging oft für ihn auf Kundschaft in fremde Länder. Dafür überschüttete er sie mit Geschenken; zwölf Pferde oder mehr waren stets zu ihrem Dienst bereit, und ein Kammerwagen führte ihr ihre Kleider und Kleinodien nach. Als er aber im Jahre 1305 an einer damals noch wenig bekannten Krankheit starb, da bezichtigte

man sie, daß sie ihn auf Anstiften seiner Feinde durch geheime Mittel in der Umarmung vergiftet habe.[28] Diese Kolleginnen, durch deren Lebenswandel der Name „fahrende Frauen", menestrelles, die schlimmste Bedeutung erhielt,[29] trugen das ihrige redlich dazu bei, den ganzen Stand in der öffentlichen Achtung herabzudrücken.[30] Dies brachte schon im Jahr 530 zwei Kinder vornehmer Familien aus Antiochia, Theophilus und Maria, auf eine eigentümliche Form religiöser Askese: um die Schmach der Welt zu tragen, spielte er den Mimus und sie als seine Begleiterin die Dirne.[31]

Doch wie es auch um das persönliche Ansehen des Spielmanns bestellt war, die Kurzweil, die er brachte, war allerwärts willkommen. Wenn Kaiser Ludwig der Fromme die Spaßmacher in Rücksicht auf seine Gäste zwar zuließ, aber ihnen auch nicht das leiseste Lächeln schenkte; wenn Kaiser Heinrich III. an seinem Hochzeitsfest zu Ingelheim im Jahre 1043 nicht Humor genug hatte, den Fahrenden ihren Anteil zu gönnen und sie ungespeist und unbeschenkt traurig abziehen ließ, um das, was er ihnen entzog, den Armen zu spenden; wenn ebenso der französische König Philipp August im Jahre 1187 verfügte, daß man seine abgelegten Kleider künftig nicht mehr unter die Spielleute, sondern unter die Armen verteile, und wenn er am Abend seines Lebens jene Diener des Teufels ganz von seinem Hofe verbannt haben soll,[32] so waren das vereinzelte Ausnahmen, die zwar von den geistlichen Chronisten höchlichst belobt wurden, den Betroffenen aber nur vorübergehenden Schaden brachten. Im allgemeinen hatten sich die vielgeschmähten Fahrenden über die geistlichen Herren so wenig wie über die weltlichen zu beklagen. Nicht bloß der englische Dichter Langland seufzte darüber, daß Geistliche und Ritter Spielleute des Königs gastlich bewirteten, statt daß sie Gottes Spielleute, die Bettler, bei sich aufnahmen.[33]

Die fahrenden Kleriker, die es doch vor allem auf

die geistlichen Höfe abgesehen hatten, mußten die Kränkung erleben, daß ihnen dort nicht selten der Possenreißer vorgezogen wurde. „Während der Dichter vor euren Türen hungert," ruft der entrüstete Archipoeta, „werden die Mimen in eure Kammer eingelassen, die doch nichts wissen als Tollheiten."[34] Schon Karl der Große hatte sich veranlaßt gesehen, in einem Kapitular vom Jahre 789 den Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen die Spielleute zu verbieten. Solche Verbote wiederholen sich durchs ganze Mittelalter und beweisen eben dadurch, wie wenig sie befolgt wurden. Der durch seine französischen Dichtungen bekannte Bischof von Lincoln, Robert Grosseteste († 1253), war ein solcher Freund der Spielmannskunst, daß sein Harfner neben seinem Studierzimmer wohnen mußte, um ihm jederzeit bei Tag und Nacht mit seinen Weisen nahe zu sein.[35] Auch in den Refektorien der Klöster fanden die Spielleute gastliche Aufnahme. Im Jahre 1180 erhielt sogar ein Harfner Jeffrey von der Benediktinerabtei Hide bei Winchester eine Leibrente,[36] und noch früher verlieh der Erzbischof Roland von Dol in der Bretagne dem Spielmann Garin Trossebof ein Grundstück zu lebenslänglicher Nutznießung.[37] In den provenzalischen Klöstern wurden im 13. Jahrhundert die Weinversteigerungen zu wahren Volksfesten, und da bei solchen die Spielleute und die fahrenden Frauen nicht fehlen durften, so wurden sie von den Mönchen gegen Bezahlung einer bestimmten Taxe zugelassen.[38] Die Spielleute der englischen Großen erhielten von ihren Herren die Erlaubnis, an gewissen Festtagen in der Klosterhalle zu musizieren. So kamen im Jahre 1441 die Spielleute des Lords Clinton in die Priorei Maxtoke und empfingen für ihre Aufführungen vier Schillinge, während die für das Seelenamt beigezogenen Priester nur zwei erhielten. Außerdem speisten die Musikanten am Abend mit dem Subprior in der Camera Picta, dem gemalten Gastgemach des Klosters.[39] Höchst charakteristisch ist folgende Geschichte,

welche sich unter König Heinrich III. von England im Jahre 1224 zugetragen haben soll: Zwei Mitglieder des neugegründeten Franziskanerordens, die England predigend durchzogen, wurden eines Abends in einem unermeßlichen Forst bei Oxford von einem furchtbaren Unwetter überfallen und pochten an das Tor einer mitten in der Waldeinsamkeit gelegenen Benediktinerzelle. Der Pförtner hielt sie wegen ihres zerlumpten, schmutzigen Aussehens und ihrer fremden Sprache für fahrende Spielleute und meldete sie dem Prior. Dieser lief mit dem Sakristan, dem Kellermeister und zwei jungen Mönchen herbei und hieß die Fremden willkommen, von deren Künsten er sich einen vergnügten Abend versprach. Als aber die Fratres mit strengem Angesicht erklärten, sie seien keine solchen Leute, sondern apostolische Diener des Herrn, da wurden sie von den enttäuschten Benediktinern mit Fußtritten und Faustschlägen hinausgeworfen. Nur einer der jungen Mönche erbarmte sich ihrer und erweichte den Pförtner mit Bitten, daß er ihnen, als die anderen schliefen, im Heustadel eine Zuflucht vergönnte.[40]

Daß auch die zartere Hälfte der Religiösen den Spielleuten nicht abgeneigt war, beweist uns eine köstliche Szene in Köln, die uns der Spielmann Watriquet zu Anfang des 14. Jahrhunderts aus seinem Leben erzählt. An einem Himmelfahrtstage führte ihn eine Stiftsdame in ihr Haus, damit er mit ihr und zwei anderen zu Mittag speise. Die Damen setzten sich alle drei ins Bad, und nahe vor ihre Wannen wurde für ihn ein Tischlein gerückt. Erglühend von Bad und Wein ließen sie sich dann Gedichte von ihm vortragen, wobei sie ihn ausdrücklich ermahnten, auf ihr Zartgefühl durchaus keine Rücksicht zu nehmen. So lauschten sie mit hellem Lachen auf seine Verse, von denen man heutzutage nicht einmal den Titel vor Frauen nennen könnte.[41]

Wenn solches am grünen, geistlichen Holze geschah,

was dürfen wir da vom weltlichen erwarten? Schon der Erzbischof Agobard von Lyon klagt im Jahre 836: „Betrunken macht man die Histrionen, die schnödesten Mimen und nichtsnutzigsten Spielleute, während die Kranken der Kirche Hungers sterben.“[42] Unberechenbar geradezu werden die Geschenke genannt, welche Kaiser Heinrich V. bei seiner Hochzeit im Jahre 1114 an die zahllose Menge der Spielleute und Mimen verteilen ließ.[43] Welcher Art die Gaben waren, erzählen uns die Dichtungen ausführlich: „Das teure Seidengewand, Silber- und Goldgeschirr, Maultiere und Rosse, Pfelle und Samt ganz und unzerschnitten, manchen roten Ring massiv von Gold, Zobel und Hermelin gaben die Fürsten.“[44] So schied mancher zu Rosse, der zu Fuß gekommen war, und manches bunte Gewand wurde in Sack, Ranzen und Felleisen eingepackt.[45] Der flandrische Fiedler Colin Muset schildert in einem launigen Lied, wie schlimm ihn seine Frau empfängt, wenn er mit leerer Tasche heimkehrt; kommt er aber mit einem schwellenden Sack auf dem Rücken und in gutem Gewand, so wirft sie die Kunkel weg und fällt ihm lachend um den Hals, und während sie das Felleisen auspackt, läuft sein Junge, sein Pferd zu tränken, die Dirne schlachtet zwei Kapaunen, und seine Tochter bringt einen Kamm, ihn zu strählen; dann fühle er sich mit Behagen als Herr im Hause.[46]

Die Vornehmen pflegten bei solchen Gelegenheiten ihre eigenen Prachtkleider auszuziehen und den Spielleuten zu schenken, so daß sie, wie es in deutschen Dichtungen heißt, „aus Milde der Kleider ledig“ dastanden.[47] Im Rosengarten musiziert eine Maid vor Kriemhild und dem Markgrafen Rüdeger:

Hinter sich trat der Markgraf, zog ab das Gewand
Und gab es der Spielmännin mit seiner milden Hand.[48]

„Bist du ein Spielmann,“ sagt Girard von Viane, „so sing uns ein Lied! Ich gebe dir meinen Hermelinpelz

dafür."[49] Der nackt dem Meer entronnene Huon findet Hilfe bei einem hundertjährigen Spielmann der Heidenschaft, der ihn in seinen Dienst nimmt und in Hermelin und Scharlach kleidet. Er muß ihm sein Bündel tragen, ihn selbst auch gelegentlich, wenn es gilt, eine Furt zu durchwaten, auf den Rücken nehmen und die Mäntel aufraffen, die dem Alten, wenn er musiziert, von allen Seiten zugeworfen werden.[50]

Daß diese Angaben der Dichter der Wirklichkeit entnommen sind, bezeugen die Chronisten. So berichtet Rigord, der Geschichtschreiber des Königs Philipp August von Frankreich, daß er selbst gesehen habe, wie die Fürsten ihre kostbaren, kunstvoll gestickten Kleider, wofür sie vielleicht 20—30 Mark Silber bezahlt hatten, nach wenigen Tagen einem Spielmann auf sein erstes Wort zum Geschenke machten; vom Preis eines solchen Kleides hätten 20—30 Arme ein volles Jahr ihren Unterhalt haben können.[51] Nach der Chronik von Asti wurden bei der Hochzeit des Galeazzo Visconti in Mailand im Jahre 1300 über 7000 wertvolle Tücher an die Spielleute verteilt.[52] Bei dem Weihnachtsfest, das Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 in Metz hielt, ritten die Kurfürsten in die Halle bis an die Tafel und überließen beim Absitzen ihre Rosse den Spielleuten und dem fahrenden Volk.[53] Gold und Silber scheint man erst dann verschenkt zu haben, wenn der Vorrat an Kleidern und Tüchern erschöpft war.[54] Außerdem pflegte man die Spielleute auch dadurch zu belohnen, daß man ihnen ihre Pfänder einlöste, die sie in der Herberge für Obdach und Bewirtung zum voraus hatten hinterlegen müssen. Von solcher Belohnung durch ausgelöste Pfänder (gages) kommt der heutige Ausdruck „Gage".[55]

Wie einträglich bei dieser Freigebigkeit der Großen das Spielmannsgewerbe sein konnte, zeigt uns eine Sage des 11. Jahrhunderts von dem Spielmann Vollarc, der als angesehener Mann lebte und stets von einer Schar

anderer Spielleute wie von einem ritterlichen Gefolge begleitet war.[56]

Für gewöhnlich aber wurden von dem leichtsinnigen Volk die rasch erworbenen Schätze ebenso rasch vergeudet. Argent de menestrier, Spielmannsgeld, war sprichwörtlich als in der Hand schmelzend wie Schnee.[57] Besonders gefährlich wurde den Fahrenden ihre Leidenschaft für die Würfel,[58] und sie verfielen daher immer wieder dem armseligen Leben der Landstraße, wo sie im Sommer von den schwarzen Mücken gestochen wurden, im Winter von den weißen. So klagt der genialste Vertreter des Standes im alten Frankreich, Rustebuef.[59] „Ich bin," fügt er hinzu, „wie der Vogel auf dem Zweig; im Sommer singe ich und traure im Winter und entlaube mich wie ein Fruchtbaum beim ersten Frost. Die Würfel haben mich aller Kleider entblößt; die Würfel bringen mich um."[60] Und so mochte sich oft der alte französische Spruch aus dem 13. Jahrhundert bewahrheiten: Manchmal singt der Spielmann, während er von allen der traurigste ist.[61]

In der Regel vererbte sich wohl das Spielmannsgewerbe vom Vater auf den Sohn. Andere zog künstlerische Begabung, Armut und Wanderlust dazu. Daneben war es die letzte Zuflucht von allen Arten schiffbrüchiger Existenzen. Häufig mischten sich in der Provence arme junge und abgehauste alte Edelleute als joglar unter das fahrende Volk.[62] Wie dieses selbst zuweilen Rekruten für sich warb, ersehen wir aus der Erzählung Johanns von Soest in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein Gaukler, den die schöne Stimme des Knaben reizte, überredete ihn, heimlich mit ihm davonzugehen, er wolle ihn zu einem Herrn machen und ihn gaukeln lehren. Der Junge lief singend mit ihm bis zu dem Nonnenkloster zur Himmelspforten, wo ihn die reisigen Söldner von Soest einholten und wieder nach Hause brachten.[63]

Am zahlreichsten waren die Spielleute in ihrer alten

Heimat, in den Ländern der romanischen Welt. Einzelne Angaben der Chronisten grenzen geradezu ans Unglaubliche: So sollen im Jahre 1324 bei einem Feste der Fürsten Malatesta in Rimini über 1500 Spielleute mitgewirkt haben.[64] Überfüllt von Lustigmachern, Gauklern und Marktschreiern aller Art war Paris, wo ihnen der sonst übliche Eingangszoll erlassen war. Die Sänger hatten nur dem Zolleinnehmer eine Strophe zu singen, die Affenführer ihre Affen tanzen zu lassen.[65] Kein Land jedoch war so reich an Spielleuten wie Südfrankreich, wovon ein flandrischer Reimchronist des 13. Jahrhunderts sagt: „Als der gute König Karl der Große seine Länder verteilte, gab er die ganze Provence, dieses Land voll Wein und Wald und fließenden Wassern, den üppigen Leckern, den Spielleuten, daher die Provenzalen als ihre Nachkommen noch immer bessere Lieder und Weisen erfinden denn jedes andere Volk."[66]

Ebenso wimmelte der ferne Osten von Spielleuten und Gauklern. Scharenweise drängten sie sich nach dem Mahle in der Halle Kublai Chans,[67] auch bei chinesischen Festen.[68] Nach der persischen Chronik Modschmel uttewârikh (um 1126) schrieb der Sasanide Bahram-Gur, welcher fand, daß sein Volk bei seinen Vergnügungen zu wenig Freude äußerte, an den König von Indien, er möchte ihm von seinen Spielleuten (pehlewi kusan) schicken. Da erschienen in Persien 12000 Spielleute beiderlei Geschlechts. Bahram-Gur gab ihnen Gehalt und Reittiere unter der Bedingung, daß sie den Armen unentgeltlich musizierten.[69]

Frühe schon sahen sich die weisen Räte unserer Städte genötigt, ihre Bürger vor dem Andrange der Fahrenden zu schützen.[70] Umso ungehinderter ergossen sie sich über die Dörfer und lockten das junge Volk zum Tanz unter der Linde. Da gab es jene Szenen, wie sie uns von Nithart und seinen Nachahmern so lebhaft geschildert werden: Die üppigen bäurischen Galane, die Dorfsprenzel, drängen sich heran:

Der Grimpel und der Grampel, Haselpuselhart,
Rimolt und Wolfgart,
Rumolt und der Wetterschüll und Hein$_o$lin Siegelwart.

Der letztere läuft, daß ihm der Schweiß über die Augen rinnt, auf die Dorfschönen los, deren eine ihm ein Kränzlein reicht. Da schreien sie alle nach dem Spielmann, und der schielende Löchlein in seiner gestreiften Hose verlangt den krummen Reihen, den man mit Hinken tanzt:

Der Spielmann stimmt die Pauken; die Reifen sind gespannt.
Schon hatte da der Löchlein ein Mädel bei der Hand:
„O du tapfrer Spielmann, mach uns den Reihen lang!“ —
Juchheia! Wie er sprang!
Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang.[71]

Hier brauchten sich die Spielleute am wenigsten Zwang anzutun. Unter laszivеn Gestikulationen und Sprüngen[72] reizten sie Bursche und Dirnen, ihnen jene alten mutwilligen Tanzlieder nachzusingen, gegen welche die Kirche so lange vergebens eiferte,[73] wie die Spielleute überhaupt in ihrem Widerstreit gegen den Klerus die alten heidnischen Festgebräuche, Tanz und Mummenschanz als Ordner und Vorsänger lebendig erhielten. Sie vertraten seit den Jahrhunderten der religiösen Umwälzung das konservative heidnische Element. Daher nennt sie Heinrich von Veldeke mit Recht „die weltlichen Leute“ schlechthin.[74] Um ihrem mächtigen Einfluß entgegenzuwirken, waren die Geistlichen gezwungen, sich selbst in Reimen zu versuchen. Unsere älteste Kunstdichtung hat eingestandenermaßen keinen anderen Zweck, und dieser durch Jahrhunderte sich hinziehende dichterische Wettkampf zwischen den Geistlichen und den Spielleuten bietet eines der merkwürdigsten Schauspiele unserer Literaturgeschichte.[75]

Auch in die geistlichen Spiele, die Mysterien, von denen die Fahrenden als die einzigen Mimen von Beruf nicht fernzuhalten waren, brachten sie ihre profanen Possen.

Denn sie waren es, welche zum Ergötzen des Volks die komischen realistischen Zwischenspiele vom Salbenkrämer, seinem buhlerischen Weib und seinem Knecht Rubin, von den Teufeln und den Grabwächtern in die heilige Handlung einschalteten und damit den ersten Keim zum Wiederaufblühen des weltlichen Dramas legten.[76] Bei den kirchlichen Prozessionen konnte man sie natürlich auch nicht entbehren, und dabei fiedelten, bliesen und trommelten sie, daß man glaubte, der Himmel müsse einfallen. „Je größer der musikalische Lärm, desto größer der Genuß."[77]

Besonders einträglich waren den Fahrenden wie noch heute die Kirchweihen und Jahrmärkte des Volks. Da erschienen sie mit tanzenden Bären, Hunden und Ziegen, Affen und Murmeltieren, liefen auf dem Seil, schlugen Purzelbäume nach vorwärts und rückwärts,[78] sprangen durch die Reife, ließen Becken auf Stäben wirbeln, warfen Schwerter und Messer und stürzten sich unverletzt auf deren Spitzen und Schneiden, verschlangen Feuer und zerkauten Steine, übten Taschenspielerkünste unter Mantel und Hut, mit Zauberbechern und Ketten, ließen Puppen miteinander fechten, schmetterten wie die Nachtigall, schrieen wie der Pfau, pfiffen wie das Reh, rangen und tanzten beim Klang der Doppelflöte, hüpften in grotesken Tiermasken umher,[79] führten rohe theatralische Szenen auf, spielten den Betrunkenen und den Dümmling,[80] zankten sich in komischen Streitgesprächen, parodierten weltliche und geistliche Stände und trieben alle jene tollen und derben Possen, an denen sich einst der kranke liebe Gott in Arras gesund gelacht hat.[81] Dazu erscholl allerart Musik, das Lied des Sängers und das Gekreisch des Marktschreiers, der dem gaffenden Volke von Madame Trote von Salern erzählte, der weisesten Ärztin in den vier Himmelsstrichen, welche ihre Ohren als Haube benützt, und deren Brauen an Silberketten über ihre Schultern herabhängen.[82]

Doch abseits von dem lärmenden Gewühl sehen wir,

wie noch heute in Venedig und Neapel, Bänke in Hufeisenform aufgestellt. Dort sitzt der „wohlsprechende Spielmann" und beginnt seine Verse zu rezitieren. Mit Mühe bringt er sein Publikum zum Schweigen, indem er dessen Neugierde durch Lobpreisungen seiner Wundermäre zu reizen sucht. Wenn er merkt, daß der Gegenstand seines Vortrags nicht gefällt, geht er sofort auf einen anderen über.[83] Zuweilen, wenn die Geschichte eben recht spannend wird, hält er inne und erklärt, er werde aufhören, wenn er kein Geld sehe, oder er verlangt einen Trunk. Denen, die ihm keine „Courtoisie erweisen" wollen, verbietet er sich zu setzen und exkommuniziert alle, die seinem einsammelnden Weib nicht ihre Börsen öffnen.[84] Am Abend bricht er ab, da er müde sei und nun in die Schenke müsse; sie möchten morgen nachmittag wiederkommen mit einem Geldstück in den Hemdzipfel eingebunden, aber nicht mit dem kleinsten: denn der wäre ein Filz, der damit einen „höfischen Spielmann" ablohnen wollte.[85] Freilich mußten selbst die gebildeteren Spielleute nicht selten erleben, daß ihnen der unwissende Schnurrant, der nichts als trommeln konnte, vorgezogen wurde.[86]

Auch in den Häusern der Bürger, auf den Schlössern des Adels waren die Fahrenden gerne gesehen. Kehrten die Kaufleute von einer Handelsreise zurück, so ließen ihre Frauen zur Feier Spielleute kommen, welche trommelten und fiedelten und neue Lieder sangen.[87] Wenn der Jungherr Ignaure am Frühlingsmorgen in den Wald zieht, um den Maibaum festlich einzuholen, so geleiten ihn fünf Spielleute mit Flöten und Schalmeien,[88] und wenn Herr Nithart die Herzogin von Baiern auf die Wiese führt, wo er im ersten Veilchen „den Sommer gefunden hat", so folgen ihm Pfeifer und Fiedler, Trompeten und Saitenspiel.[89] Zu allen Tauf- und Hochzeitsfesten kamen die Spielleute und geleiteten die Neuvermählten bis in die Brautkammer;[90] sie kamen zu den Leichenbegängnissen der

Großen und ehrten die verstorbenen Gönner mit Klageliedern. Auch bei den gerichtlichen Zweikämpfen fehlten sie nicht.[91]

Nach Baudouin aus Condé gehörte es zu den Tugenden eines hohen Herrn, daß er bei Tische fröhlich war und auf die Menestrels hörte.[92] Diese Tugend übte selbst der heilige Ludwig von Frankreich, der, so oft ihm Spielleute am Schluß des Mahles aufwarteten, die Tafel nicht früher aufhob, als bis sie mit ihren Vorträgen zu Ende waren.[93]

Vor allem aber strömten die Fahrenden zu den großen Festen der vornehmen Welt, zu Hochzeit, Hoftag und Schwertleite. Sie wußten wohl, daß sie dem Hofe bei festlicher Geselligkeit unentbehrlich waren, und nannten sich daher mit stolzem Selbstgefühl „höfische Leute, uomini di corte“.[94] Man lud sie auch besonders ein, indem man durch Boten ausrufen ließ, wer Gut empfangen wolle, möge eiligst kommen.[95] Man gab ihnen Empfehlungsschreiben an andere Schloßherren mit auf den Weg.[96] Während des Essens widerhallte der Saal von ihrem Sang und Klang. Hörner riefen zur Tafel und ein schmetternder Tusch begrüßte jeden einzelnen Gang des Mahls. Bei der Hochzeit des Königssohnes Robert von Artois ritten zwei Spielleute auf scharlachbedeckten Ochsen in die Halle und bliesen die einzelnen Trachten der Tafel ein.[97] Im französischen Prosaroman von Merlin erscheint dieser bei einem Hoffest König Arturs als blinder junger Sänger in kostbarer Kleidung, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, einer silbernen edelsteinbesetzten Harfe mit Goldsaiten in der Hand, und geht von Tisch zu Tisch, jedem Gaste eine neue entzückende Weise spielend.[98] Im Roman vom schönen Unbekannten (v. 2794 ff.) kommt ein verzaubertes Schloß vor; das hat tausend Fenster, und an jedem steht ein Spielmann mit einer brennenden Kerze.

Vergegenwärtigen wir uns das festliche Treiben auf einer französischen Herrenburg gegen Ausgang des zwölften

Jahrhunderts.[99] Das Mahl ist eben zu Ende; die Kämmerer reichen das Waschwasser in kostbaren Gefäßen; der Burgkaplan spricht das Gratias, und flinke Pagen entfernen die Tafeln aus dem Saal. Der Nachtisch, kandierte Gewürze, alexandrinischer Ingwer mit Honigwein, wird von den Gästen stehend und plaudernd entgegengenommen. Dann geht jeder seinem Behagen und seiner Unterhaltung nach. Einige legen sich zum Mittagsschlaf; andere setzen sich zum Schach, zum Brett- und Würfelspiel. Wieder andere gehen lustwandeln mit Falken und Sperbern auf den Händen durch das Festgedränge des Volks in den Gassen des Burgfleckens hinaus auf den grünen Anger, wo die lachende Jugend unter hellem Gesang den Springtanz anhebt. Die ritterlichen Gäste tummeln ihre Rosse und rennen mit Lanzen gegen aufgesteckte Schilde und Halsberge, die sogenannten Quintanen.[100] Die größeren Jungherren werfen den Feldstein; die jüngeren üben sich im Laufen und Springen, im Fechten und Bogenschießen. Oben auf dem Umgang der Burgmauern stehen Damen und schauen den Waffenspielen ihrer Ritter zu. Die greisen Herren bleiben im Saal und stehen oder sitzen im Gespräche beisammen oder lauschen auf die Musik der Spielleute.

Denn allerwärts, im Schloß wie im Freien, erklingt es von den mannigfaltigsten Instrumenten. Da schrillen Pfeifen und Flöten jeder Art, Pansflöte, Schalmei und Douçaine, die älteste Form der Oboe. Dort brummt der ehrwürdige Dudelsack, ureinheimisch bei den Kriegern Britanniens wie bei den Hirten Chaldäas, im mittelalterlichen Frankreich sehr beliebt, aus einem Ziegenfell gemacht und daher chevrette genannt, in verschiedenen Größen: hier ein kleiner, musette geheißen, dort ein großer mit den Ziegenhörnern am Schlauch, die cornemuse. Besondere Aufmerksamkeit erregt ein Spielmann, der mit der linken Hand eine Blockpfeife hält, die er bläst, während er mit der rechten ein Trommelchen schlägt, das ihm am Gürtel

hängt (tabor au flahutel).[101] Ein zweiter sitzt daneben mit der Tragorgel auf dem Schoß. Andere schlagen Tamburin und Glockenspiel. Aber am zahlreichsten sind die Saiteninstrumente, vor allen die Harfe, das Lieblingsinstrument der Kelten und Germanen, klein und handlich, daneben die große englische, in Deutschland swalwe genannt. Mit ihr wetteifert in der Gunst der Spieler und Hörer die keltische Rotte, die Ahnmutter unserer Violinen, auf den linken Schenkel gestützt oder zwischen den Knieen gehalten, die kleinere französische Fiedel (viele), unter dem Kinn oder auf der Brust aufgesetzt, die deutsche Geige, deren Schallkasten sich in den Hals verlängert, und die sarazenische Rubebe oder Rebec, das zierliche Geiglein der Troubadours, mit anderem dem Morgenland entstammenden Saitenspiel, wie Lauten und Gitarren. Daneben dreht einer die Kurbel der „süßen Sinfonie", woraus unsere heutige Drehleier geworden. Ein anderer hält vor seiner Brust das trapezförmige Psalterium mit den Armen umfangen und rührt die Saiten mit dem Plektrum. Ein dritter fiedelt mit niedlichem Bogen auf dem primitivsten aller Streichinstrumente, dem Monokord, einem langen schmalen Schallkasten mit einer einzigen Saite. Zum Tanz aber im Freien erschallen Horn und Trompete, Trommel und Pauke.[102]

Oben auf dem luftigen Söller hat sich eine feine Gesellschaft zu einem Kränzelspiel (tour du chapelet) vereinigt, indem ein höfischer Spielmann mit einer Dame einen lieblichen Wechselgesang anhebt, um ihr schließlich unter den anwesenden Herren einen Mann auszuwählen.[103] Während im Erker einige wenige ältere Ritter sich um einen Spielmann scharen, der ihnen zur Fiedel Stücke aus den Heldenepen vorsingt, von Roland und Olivier, von Wilhelm von Orange, von Garin dem Lothringer, führt die Herrin des Hauses einen auserlesenen Kreis von Liebhabern der modernen Literatur, lauter Damen und Herren in jüngeren

Jahren, nach ihrem mit Rosen und Lilien bestreuten Prunkgemach, um sich dort von einem normannischen parleor die neueste höfische aventure, ein Lai von Marie de France, vorlesen zu lassen.

Das war der Hofdienst der Spielleute in friedlicher Festzeit. Doch stampften statt der schlanken Frauenzelter die schweren Streitrosse im Burghof und zogen die Herren im Topfhelm und Kettenhemd mit wallenden Bannern und Waffenröcken ins Feld, so fehlten auch da die Spielleute nicht. Sie folgten dem Lager, ritten auch wohl dem Heere voraus und feuerten die Krieger durch Musik und Heldenlieder an,[104] ja sie griffen auch selber zum Schwert, wie der Spielmann Bitterpfeil in der Fehde der Stadt Straßburg mit ihrem Bischof Walther von Geroldseck im Jahre 1261.[105] Jener Taillefer, der seine Waffe hoch in die Luft werfend und wieder auffangend vor dem Normannenheer bei Hastings herritt und Verse aus dem Rolandsliede sang, war nach Gaimar und Wido ein Spielmann, den sein kühnes Herz adelte.[106]

Seit dem 14. Jahrhundert gab es im französischen Heere ständige Trompeter, Hornbläser und Posauner. Die Trompeten ertönten in den Reihen der Reiterei, die Hörner beim Fußvolk und die Posaunen und großen Trompeten (clairons) schmetterten, wenn sich das ganze Heer in Bewegung setzte.[107] Diese kriegerischen Musikanten standen in höherem Ansehen als die übrigen. In Deutschland wurden die Pfeifer, Pauker und Trompeter des Reichsheeres zuerst unter allen Spielleuten ehrlich gesprochen.

Mit den Kreuzheeren zogen die Fahrenden in den Orient[108] und kehrten heim im Pilgerkleid als wallende man, reich an wundersamen Mären. Der ideale Vertreter dieser Waller ist im deutschen Lied der Spielmann Trougemund, dem 72 Lande kund sind.

Wenn sie nicht die Kutte des Pilgers trugen, liebten die Spielleute farbige, auffallende Tracht. Zwar sehen

wir sie in den ältesten Miniaturen noch in einfachen schwarzen oder weißen Talaren und nur durch ihr Instrument gekennzeichnet; aber schon im 12. Jahrhundert kam eine buntere Kleidung bei ihnen in Brauch. Tristrant und Kurvenal legen, um als fahrende Spielleute zu erscheinen, zwei rote kurze Mäntel mit gelben Kapuzen an. Morolt hüllt sich als Spielmann in einen roten Seidenrock.[109] Besonders beliebt wurde in der späteren Zeit die sogenannte geteilte Tracht, französisch miparti, wobei Rock und Hosen senkrecht in zwei Farben geteilt waren. Der Spielmann Watriquet wird in einer Handschrift in einem kuttenartigen Rock abgebildet, dessen rechte Hälfte grün und dessen linke hellbraun ist. Ebenso zeigen die Miniaturen zum Sachsenspiegel einen Spielmann im gezaddelten Leibrock, rechts grün, links weiß und braun gestreift.[110] Bisweilen erstreckte sich diese Halbierung selbst auf die Haartracht. So läßt sich Balduf bei Wace, um einem Spielmann zu gleichen, auf der einen Seite des Kopfes Haar und Bart glatt wegrasieren.[111] Doch tat dies sicher nur der clownartige Possenreißer, niemals ein „stolzer Spielmann". Bei Galfrid von Monmouth, dem Gewährsmann des Wace, heißt es auch nur: Er schor sich Haar und Bart und legte Spielmannskleider an.[112] Das Rasieren des Bartes war allgemeiner Spielmannsbrauch, und zwar lange bevor es in der höfischen Welt des 12. Jahrhunderts zur herrschenden Mode wurde. Schon im Jahre 1000 erregten die südfranzösischen Herren, welche Konstanze von Aquitanien ihrem Bräutigam, dem König Robert von Frankreich, zuführten, in Paris ärgerliches Aufsehen, weil sie kurzgeschoren und „nach Art der Spielleute" rasiert waren.[113] Diese Sitte stammte noch von den Mimen der antiken Welt. Spätere Abbildungen zeigen den Spielmann in grellbunter Tracht mit einem wallenden roten Federbusch auf dem Kopf,[114] und in einer der frühesten deutschen Reichspolizeiordnungen wurde geradezu allen Schalksnarren, Pfeifern, Spielleuten,

Landfahrern, Singern und Reimensprechern eine besondere, leicht erkennbare Kleidung vorgeschrieben, „damit die ehrlichen Leute sich desto leichter vor Schaden hüten könnten".[115] Wie durch die Tracht liebten es die Spielleute, besonders die provenzalischen joglars, sich durch auffallende Namen bemerkbar zu machen.[116]

Sein Instrument trug der Spielmann um den Hals gehängt oder auf dem Rücken. Mancher Sprecher und Sänger verwahrte wohl auch in der Gürteltasche ein Pergamentbüchlein, worin er sich die Gedichte seines Repertoires aufgezeichnet hatte. Büchlein dieser Art legten sich schon die Erzähler der alten Welt an. König Philipp von Makedonien ließ sich ein solches von den gewerbsmäßigen Spaßmachern Athens gegen reiche Bezahlung zusenden.[117] Im Stichus des Plautus läuft der hungrige Parasit nach Hause, um sich für die Unterhaltung seines erhofften Wirts in seinen Anekdotenbüchern vorzubereiten. Die ältesten Handschriften der französischen Heldengesänge waren Spielmannsbücher, von denen uns einige noch erhalten sind.[118] Auch englische Minstrelbücher sind auf uns gekommen.[119] Aus solchen Liederbüchern der Fahrenden sind die großen Sammelhandschriften unserer deutschen Minnesänger hervorgegangen.

Schon im Mittelalter wurde das geistige Eigentum nach Kräften gewahrt. War der Dichter zugleich Spielmann, so behielt er seine Gedichte für sich und trug sie selber vor. Seine Werke vererbten sich in seiner Familie als ein kostbares Gut, das seinem Besitzer den Lebensunterhalt verschaffte.[120] Im anderen Falle überließ der Dichter sein Werk einem Spielmann, häufig gegen entsprechende Bezahlung. Das bezeugt uns Petrarca in einem Brief an Boccaccio um 1366, worin er auf jene Leute zu sprechen kommt, welche sich an den Höfen der Könige und der Großen vom Vortrage fremder Dichtungen ernähren: sie suchen nach Versen bei diesem und jenem und erwerben

sie zuweilen vom Verfasser selbst durch Bitte oder durch Kauf (aut prece mercantur aut praecio); manche, denen er sein poetisches Almosen gegeben habe, seien arm und nackt von ihm gegangen und reich und im Seidenkleid wiedergekommen, um ihm zu danken; er habe einige gefragt, warum sie sich immer nur an ihn und nicht auch an andere, z. B. an Boccaccio, wendeten; aber die Antwort sei gewesen, Boccaccio habe alle seine italienischen Gedichte verbrannt.[121] Es war natürlich, daß der Spielmann das durch Geschenk oder Kauf erworbene Gedicht mit Eifersucht bewachte,[122] umsomehr, als in seinem ganzen Stande der literarische Diebstahl gäng und gäbe war. Wie später in den Zeiten des Nachdrucks klagen Dichter und Spielleute über unbefugte Konkurrenz, welche ihre Werke entstellt und zerstückelt wiedergebe.[123]

Die lyrischen Lieder wurden vom Spielmann auswendig gelernt und zum Saitenspiel gesungen, ebenso die französischen Heldenlieder in Tiraden; die Gedichte in Reimpaaren wurden vorgelesen oder auswendig gesprochen. Daher unterschied man seit dem 12. Jahrhundert vom Sänger den Sprecher, provenzalisch comtaire, französisch conteor, parleor, fableor, deutsch sprechaere, sage, fabelieraere.[124] Doch übten ohne Zweifel in der Regel dieselben Personen sowohl Singen als Sagen, wie ein und dasselbe Spielmannspaar im Laurin (1046) zwêne wol singende man, zwêne guote sprechaere genannt wird.

Nicht selten fanden die Spielleute auf ihren Wanderfahrten einen dauernden Dienst im Hofhalt eines edlen Herrn und näherten sich damit in ihrer Stellung den alten Sängern der Heldenzeit. So hat König Etzel im Nibelungenlied zwei Hofspielleute, Werbel und Swemmel, und König Hetel von Hegelingenland in der Gudrun (Str. 406) hat zwölf Sänger an seinem Hof, die er selbst aber alle an Sangeskunst übertrifft. Der Hofspielmann Adenet le Roi hat in der ansprechenden Gestalt des allbeliebten und all-

vertrauten Menestrels Pinchonnet einen idealen Vertreter seines Standes mit wahrhaft zärtlicher Liebe gezeichnet.[125] Ebenso verherrlicht ein provenzalisches Epos vom Ende des 12. Jahrhunderts einen Hofspielmann, Daurel, der sein eigenes Kind opfert, um das Söhnlein seines Herrn vor Mördern zu retten.[126] Die vornehmen Dichter der Provence hatten Spielleute in ihrem Solde, welche ihre Lieder der Geliebten vorzusingen und unter die Leute zu bringen hatten. Davon erhielt der Spielmann des Troubadours Arnaut von Mareuil den Namen Pistoleta, d. h. Brieflein.[127] Auch der Kastellan von Couci sandte an die Dame von Faïel das erste Lied, das er zu ihrem Preise gedichtet hatte, durch einen Spielmann.[128] Ähnliches begegnet uns in Deutschland: so hatte ein Schweizer Minnesänger, der Taler, zwei Spielleute Küenzlin und Heinzlin in seinem Dienst.[129] Selbst geistliche Herren, wie Enguerrand de Crequi, Bischof von Terouanne (um 1322), und städtische Gemeinden, wie Perugia, von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts hatten ihre angestellten Spielleute und Sänger.[130] König Jaime von Aragon erließ im Jahre 1234 die Verordnung, daß die Edelleute je einen Spielmann im Dienst haben, aber den übrigen nichts geben sollten.[131] Diese im Herrendienst stehenden Spielleute waren die eigentlichen menestrel.[132] Die des französischen Königs zählten zu den untergeordneten Bediensteten, den sogenannten povres officiers. Sie waren wie das ganze königliche Gefolge beritten und zogen mit dem unzähligen Troß, den Wächtern, Schuhmachern und anderen Handwerkern, den Lieferanten und Schmarotzern aller Art, über welche der Bubenkönig, der roy des Ribauts, die Aufsicht hatte.[133]

Einzelne Hofspielleute wurden reiche Grundherren. So besaß Berdic, der Spielmann Wilhelms des Eroberers, drei Güter in Glocestershire; die Jougleresse Adeline hatte ein Gut in Hampshire vom Grafen Roger.[134] Der franzö-

sische König Philipp der Lange († 1322) ermächtigte seinen Menestrel Pierre Touset, adelige Lehen zu kaufen und zu besitzen, und Richard Geffrey, der Spielmann der englischen Könige Heinrich V. und VI., erhielt in der eroberten Normandie das Land Vaux-sur-mer.[135] Im großen französischen Alexanderroman schenkt Alexander einem Harfner die Stadt Tarsus.[136] Häufig begegnen wir Hofspielleuten als Zeugen in Urkunden.[137] Berühmt vor allen wurde jener Blondel von Neelle, der Sänger des Königs Richard Löwenherz, der nach der Sage seinen gefangenen Herrn auf den deutschen Burgen suchte und durch ein Lied, das sie einst gemeinschaftlich gedichtet hatten, seinen Aufenthalt erkundete.[138] Einzelne französische Fürsten des 13. Jahrhunderts hatten ganze Truppen von Spielleuten, wie Gui von Dampierre, Graf von Flandern.[139] Ein besonderer Freund des Gesangs und Saitenspiels war König Manfred von Apulien, der eine große Zahl von Spielleuten in seinen Diensten hatte, darunter 17 deutsche Meister, deren Namen uns der österreichische Reimchronist Ottokar aufzählt. „Sollte ich," fügt er hinzu, „den Namen derer nachforschen, die noch Fiedler hießen, so möchte euch das leicht zu viel werden. Ihrer waren mehr als genug, und sie trieben solchen Unfug, daß ihrem Herrn die Städte gram wurden, wovon er großen Schaden hatte." Wenn der König zu Felde lag, so hatte jeder von ihnen seinen eigenen Wagen und sein eigenes Zelt. Als schließlich in der Entscheidungsschlacht bei Benevent (1265) die Welschen in Scharen zu Karl von Anjou übergingen, da wandte sich Manfred in seiner Not an seinen alten treuen Dienstmann Occursius, der Kaiser Friedrichs II. Mundschenk gewesen war, und bat ihn um seinen Rat. Doch der Alte erwiderte: „Herr, wo ist doch Meister Wildung? Nun sollten wir einen Klang haben seiner guten Töne. Vielleicht ließen dann der Karlot und die Seinen ihr Fechten und hüben zu tanzen an! Oder wäre doch Meister Ram-

wolt hier, dem Ihr vor uns allen hold seid, daß er diesen stolzen Laien den neuen Reihen fiedelte, den der Graf Kämmerling (Manfred Maletta) gemacht hat! Gedenkt, Herr, was ich zu Euch auf Eurem Schlosse sprach, wo der Klang von Euren Fiedlern so hell war und sie die guten Weinfässer leerten, wie ich Euch warnte vor diesen trunkenen Schnurranten, die Eurem Rufe schadeten. Da sagtet Ihr, ich sei ein Kind an guten Witzen, weil ich nicht verstehe, welch feines Ding das Fiedeln sei, und der Rotenberger riet Euch, Ihr solltet mich hängen lassen. Wenn uns nun die Fiedler helfen wollten, das wäre uns gut gegen den Tod. Aber sie haben ihre Not jetzt in der Kühle beim klaren Wein; denn sie müssen ihre Finger schonen." — So sprach der Getreue in bitterem Schmerz und vertauschte den Helm mit seinem Herrn, damit dieser sich rette; aber sie wurden beide erschlagen.[140]

Eine Hauptaufgabe der Hofspielleute war, ihren Herrn zu loben.[141] Schon die königlichen Gesandten der alten Gallier führten, wie der des Allobrogerkönigs Bituitus im Jahre 119 v. Chr., einen Barden mit sich, der das Geschlecht, die Tapferkeit und den Reichtum ihres Fürsten, ihres Stammes und der Gesandten selbst zu preisen hatte. Außerdem gab es Barden, welche diesen oder jenen Krieger feierten und dafür Lohn empfingen.[142] Die großen Herren konnten ihres Lobes nicht genug hören, daher sich die Sänger hüten mußten, ihr Lied unehrerbietigerweise allzufrüh abzubrechen; sonst erging es ihnen wie jenem Skalden, dem König Kanut zurief: „Wie kannst du dich unterstehen, was bisher keiner gewagt, ein kurzes Lied auf mich zu dichten? Bringst du bis morgen zum Mittagsmahl nicht wenigstens dreißig Strophen, so lass' ich dir den Kopf vor die Füße legen!"[143] Heinrich der Teichner sagt von den fahrenden Sängern, zu denen er selbst eine Zeitlang gehört haben mag, sie verkünden nicht mehr mutig die Wahrheit, der Lohn habe ihnen den Mund verstopft, so daß sie nur

zu loben wüßten und den Leuten Angenehmes zu sagen.[144] Auf solche Dienstleistung spielt das Sprichwort an: „Des Brot ich eſſ', des Lied ich ſing'," das schon ein Dichter des 13. Jahrhunderts unter die alten Sprüche rechnet.[145] Der Vorwurf der Käuflichkeit lastete schwer auf den Spielleuten: sie nahmen guot vür êre, d. h. Lohn für gespendetes Lob, daher sich der Troubadour Sordel mit Entrüstung gegen den Titel joglar verwahrt; denn er gebe, ohne zu nehmen, und begehre keinen anderen Lohn als den der Liebe.[146] Da man den Ausdruck guot vür êre nemen auch so verstand, daß die fahrenden Leute statt nach Ehre nur nach Gut trachteten, so verwahrt sich Heinrich der Teichner gegen solchen Vorwurf: wer sein Weib an Laien und Pfaffen für Geld verkupple, wer andere übervorteile, der nehme Gut statt Ehre, nicht aber der fahrende Mann, der mit rechter Kunst Gut und Herrengunst erwerbe; er mache es wie der Bauer, der die Äcker in Hoffnung auf Ertrag bestelle, wenn ihm auch nicht alle die Mühe belohnen; in Wahrheit habe er Gut mit Ehren.[147] Wie die Großen die Dienste der Fahrenden zu nutzen wußten, sehen wir am Bischof Wilhelm von Ely, dem Kanzler und Reichsverweser von England während der Kreuzfahrt König Richards I. (1190 und 91): der ließ, um seine tyrannische Wirtschaft zu beschönigen, Spielleute aus Frankreich kommen, welche Lieder zu seinem Lobe auf den Gassen singen und allenthalben verkünden mußten, daß seinesgleichen nicht auf Erden sei.[148] So versahen im 12. Jahrhundert die Spielleute den Dienst unserer offiziellen Zeitungen.

Übrigens war es im allgemeinen den Herren nicht zu verdenken, wenn sie ihrerseits Gut um Ehre gaben. Denn in der Macht der Spielleute vor allem lag es, ob ihr Name der Bewunderung, dem Spotte oder der Vergessenheit überliefert wurde. Dankbare Sänger fügten die Namen ihrer Gönner in die Heldenlieder ein, die sie vortrugen; so kamen Gottfried von Anjou und Richard der Alte ins

französische Rolandslied, so die bairischen Herren von Tengelingen ins deutsche Spielmannsgedicht von König Rother. War aber der Spielmann gekränkt, so verschwieg er den Namen selbst da, wo er ihn hätte nennen sollen, wie jener Richard der Pilgrim, dem der Graf Arnold von Guines ein Paar scharlachener Strümpfe verweigert hatte, sich dadurch rächte, daß er in seinem Gedicht von der Eroberung Antiochias (1096) unter den französischen Edeln, die sich dabei auszeichneten, seinen Namen nicht nannte.[149] Das Spottlied des Spielmanns aber war allgefürchtet; daher mahnt Roland seine Genossen zur Tapferkeit, damit kein schlechtes Lied auf sie gesungen werde.[150]

Von jeher lobten die Fahrenden die Freigebigen und schalten den Kargen. Die Milde, la largesse, war nach ihrem Moralkodex der Herren höchste Tugend. Wenn daher im „Turnier des Antichrist" Largesse ihre rechte Hand verliert, so bejammern das vor allen die Spielleute; sie werfen ihre Instrumente weg und ringen die Hände: „Stirbt die Milde," klagen sie, „so müssen wir in Armut und Elend verderben!"[151] — Ein und derselbe Mann wurde von dem gepriesen, den er beschenkte, und gescholten von dem, welchem er nichts gab. Vom Hoftag König Albrechts zu Nürnberg im Jahre 1298 sagt Ottokar: „Das fahrende Volk sang mancherlei Lieder vom Hofe. Wem es wohl ergangen war, der lobte sehr den König und des Hofes Ehre; wer aber dabei zu kurz kam, der fluchte und schalt."[152]

Gar oft tadelten sie, was zu loben war, und lobten, wo sie hätten tadeln sollen.[153] Einst wollte ein König seine Tochter einem anderen König zur Frau geben und schickte heimlich einen Ritter in dessen Land, um Erkundigungen über ihn einzuziehen. Der Ritter fragte die Bauern und das gemeine Volk, und alle sprachen übel vom König. Da begegnete er aber zwei Spielleuten, die vom Hofe des Königs kamen und von diesem mit verschiedenen Gewändern beschenkt worden waren. Sie priesen den König als frei-



gebig, als Liebhaber der Jagd und schöner Damen. Tadel und Lob hinterbrachte der Ritter seinem Herrn, und der entnahm daraus, daß der König von schlimmer Art sei, und hütete sich wohl, ihm seine Tochter zu geben.[154]

Das Schelten und Spotten gehörte zu des Spielmanns gesuchtesten Künsten. Daher rühmt sich Tristan, als er sich in Irland für einen höfischen Spielmann ausgibt, unter anderen Fertigkeiten auch der, zu scherzen und zu spotten.[155] Spielleute und Schelter wurden formelhaft zusammengenannt, und satiricus war gleichbedeutend mit Spielmann.[156] „Das Lachen ist des Spielmanns Leben," sagt Brunetto Latini, „er macht sich lustig über sein Weib, seine Kinder, über sich selbst und alle Welt."[157] Wer einen anderen öffentlich angreifen wollte, besonders einen wortbrüchigen Schuldner, der ließ sich ein Rügelied vom Spielmann, dem scheltaere, machen, der es zugleich unter die Leute brachte.[158] Eine glänzende Probe spielmännischer Satire haben wir in einem altfranzösischen Fableau, das an Schillers „Teilung der Erde" erinnert: Als Gott die Erde verteilte, da erhielten die Edeln den Grund und Boden, die Geistlichen die Zehnten und Stiftungen, und die Bauern wurden verpflichtet, für beide zu arbeiten. Nun waren aber noch zwei Stände unversorgt: die Spielleute und die „fahrenden Fräulein". Die kamen klagend vor Gott, und er bestimmte, daß jene von den Edeln, diese von den Geistlichen ernährt werden sollten. „Die Geistlichen," fügt der boshafte Dichter hinzu, „haben Gottes Gebot treulich erfüllt und werden auch dafür ihres Lohnes nicht ermangeln; die Edeln dagegen sorgen schlecht für ihre Schutzbefohlenen und werden es in jenem Leben zu büßen haben."[159]

Neben Loben und Schelten lag den Hofspielleuten noch gar manches ob. Sie ritten hohen Gästen zu feierlichem Empfang entgegen; sie musizierten bei Mahl und Tanz, geleiteten ihre Herrschaften beim Kirchgang und schritten

bei festlichem Aufzug neben den paarweise wandelnden Jungfrauen fiedelnd einher. Wenn die Kandidaten des Ritterschlags im weißen Linnengewand die Nacht in der Kirche durchwachten, vertrieben ihnen die Spielleute die Zeit mit Geigenspiel.[160] Galt es, einen Traurigen zu erheitern, Kranke und Verwundete zu unterhalten, Sorgende einzuschläfern, sie vollbrachten es mit süßem Saitenklang.[161] Fuhr der Herr über Land und Meer, so geleiteten ihn die Spielleute und bliesen oder geigten die „Reisenote", den Marsch, wie dem Vater Parzivals, Gachmuret, als er in die Stadt der Mohrenkönigin einritt: voraus zogen seine Saumtiere, seine Knappen, Köche und Küchenjungen, seine Pagen und Rosse; hinter diesen ritten Posauner, ein tambûrer, der sein Tamburin schlug und in die Höhe warf, daneben Flötenbläser und drei Fiedler. Beim Gastmahl, wo ihn die Königin selbst bediente, saßen seine Spielleute an des Tisches Ende.[162] Fünfzehn Hofspielleute zogen im Jahre 1415 mit dem englischen König Heinrich V. nach Frankreich ins Feld.[163]

Auch beim Turnier durften die Hofspielleute nicht fehlen, wo überhaupt die Fahrenden von nah und fern zusammenströmten. Durch sie wurden auf den Burgen die Turniere angesagt.[164] Graf Joufrois von Poitiers läßt am Abend nach dem Turnier unter einem Birnbaum eine Mahlzeit rüsten und durch die Stadt ausrufen, Jongleurs und Menestrels sollen mit ihm essen. Zum Dank geleiten sie ihn am anderen Tage alle zusammen mit großem Schall zum Turnierplatz.[165] In der mittelhochdeutschen Versnovelle „Der Gürtel" von Dietrich von Glaz läßt sich eine Frau von ihrem Wirt mit allem ausrüsten, was ein Ritter beim Turniere nötig hat: dazu gehört auch ein Spielmann.[166] Aus den Reihen der Spielleute gingen jene Turnierrufer und Wappenherolde hervor, die mit der großartigen Entwicklung des Turnierwesens zu unentbehrlichen Zeremonienmeistern emporstiegen und als solche bald

ihre einstigen Standesgenossen am Hofe überflügelten.[167] Unter anderem war ihre Aufgabe, die Ritter, welche sich im Lanzenrennen auszeichneten, mit feierlichem Rufe zu loben, wie: „Liebe diesem Ritter! Glücklich preise sich die Frau oder Jungfrau, der ein solcher Tapferer dient!“[168] Die ersten Anfänge der Heroldsdichtung fallen ins letzte Drittel des 12. Jahrhunderts. In der gereimten Lebensgeschichte Wilhelms des Marschalls, Grafen von Pembroke († 1219), wird erzählt, daß dieser während eines Turniers zu Joigny in den Siebzigerjahren des 12. Jahrhunderts abseits vom Kampfe den Damen ein Tanzlied sang, als ein Spielmann, der einer von den „neuen Wappenherolden“ war, ein Lied improvisierte, das den Refrain hatte: Marschall, gebt mir doch ein gutes Roß!

Mareschal,
Kar me donez un boen cheval!

Da ritt der Marschall sofort ins Kampfgewühl, hob einen Ritter der Gegenpartei aus dem Sattel und schenkte dessen Roß dem Sänger, der es triumphierend den tanzenden Damen vorführte.[169]

War ein Verlorener aufzusuchen, war Kundschaft einzuziehen oder eine Botschaft zu überbringen, so wurde der Hofspielmann damit betraut. Werbel und Swemmel bringen den Burgunderkönigen Etzels Einladung. Bis ins 15. Jahrhundert werden in den Chroniken Spielleute als Boten aufgeführt. An den Hofsitzen von Wales begegnete man den als Gesandte kommenden Barden mit großen Ehren.[170] Bekannt ist jener sächsische Spielmann Sivard, durch den der Dänenkönig Magnus im Jahre 1131 den Herzog Kanut Laward von Schleswig in mörderischer Absicht zu einer Unterredung im Walde einladen ließ. Da der Herzog arglos der Einladung folgte, so sang ihm der Bote, der, durch einen Eid gebunden, ihn nicht anders zu warnen wußte, eine Stelle aus einem alten sächsischen Lied, das

von der allbekannten Treulosigkeit Grimhilds gegen ihre Brüder handelte; aber der Herzog verstand die Warnung nicht und wurde von Magnus erschlagen.[171] Als König Edward II. von England am Pfingstfest 1316 in der großen Halle zu Westminster an der Tafel saß, kam eine Frau in der Tracht eines Spielmanns auf schönem geschmücktem Rosse herein, ritt um die Tische bis hinauf zum Hochsitz des Königs, legte hier einen Brief nieder und ritt, indem sie sich nach allen Seiten grüßend verneigte, wieder davon.[172]

Den Spielleuten, welche ohne Verdacht überall ein und aus gingen, konnte man Aufträge geben, die ein offener Bote nicht hätte ausführen können. So wird in der Thidrekssaga (c. 140) Isung, der berühmteste aller Spielleute, von Dietrich von Bern auf Kundschaft nach Wittich ausgesandt. Der Heidenkönig im Spruchgedicht von Salomon und Morolf, der mit Salomons Frau in heimlichem Liebesverhältnis steht, beauftragt zwei Spielleute, sie zu entführen:

Sie kamen von den Griechen
Und konnten heilen die Siechen
Mit ihrem sanften Spiel.[173]

Da dem Spielmann alle Türen offen standen, so war die Verkleidung in Spielmannstracht ein naheliegendes Motiv für Sage und Dichtung. Allbekannt ist die englische Volksüberlieferung, daß König Aelfred sich als Harfner ins Lager seiner siegreichen Feinde gewagt habe.[174] Ebenso soll sich der dänische Wiking Analav vor der Schlacht bei Brunanburg (938) als Harfner ins Lager König Aethelstans eingeschlichen, das Gold aber, das er von den Angelsachsen empfing, sofort in die Erde verscharrt haben.[175] Ein gleiches Wagnis bestehen in altfranzösischer und altenglischer Dichtung der Sachse Balduf, Gerard von Nevers, König Horn und seine Mannen, der

Räuber Eustachius der Mönch, König Estmere und seine Brüder u. a.[176] So kommt Johann von Raunpaygne, der Genosse des als Geächteter im Walde lebenden Fulke Fitz Warin, in Spielmannstracht als Späher zu dessen Todfeind Moris Fitz Roger, erzählt ihm, Fulke sei auf einem Raubzug gefallen und erhält für diese gute Botschaft einen Silberbecher zum Lohn, worauf Fulke den Moris überfällt und tötet. Später, als ein Vetter Fulkes, Audulf von Bracy, im Kampf gefangen und im Schloß von Shrewsbury eingekerkert wird, wo König Johann ohne Land eben hofhält, kommt Johann von Raunpaygne wieder in Spielmannsverkleidung als Mohr mit einem Tamburin und wird vom König freundlich aufgenommen. Einer der Hofherren läßt ihn nachts zur Kurzweil in sein Gemach bringen und ruft in der Weinlaune einem Diener zu: „Geh, hole Herrn Audulf von Bracy, den der König morgen hinrichten lassen will! Er soll vor seinem Tode noch eine frohe Nacht haben.“ Da beginnt der Spielmann ein Lied, das Audulf selbst zu singen pflegt. Dieser hebt das Haupt, schaut ihm ins Gesicht und erkennt ihn. Nun kredenzt der Spielmann den Wein, in den er heimlich ein Schlafpulver geschüttet hat, und als alle in Schlaf sinken, legt er zwischen die zwei Ritter, die den Gefangenen bewachen sollen, den Narren des Königs, bindet die Tischtücher zusammen und entflieht mit Audulf durchs Fenster.[177] Als Jongleresse verkleidet sucht Josiane ihren Geliebten;[178] als Harfnerin kommt Fresne in kostbarem Gewand zur Hochzeit des Geliebten und macht die Spielleute verstummen, deren Spiel gegen das ihre klingt wie Wolfsgeheul gegen eine Fiedel;[179] in männlicher Spielmannstracht tritt Nicolette vor den trauernden Aucassin; als Harfner kommt Rosemunde zu ihrem Gatten Namenlos und muß mitansehen, wie er ihrer schönen Begleiterin Isabele den Hof macht; als Harfner forscht die Königsnichte Martha nach dem Sohne Tristans und Isolds,

dem sie ein Kind geboren.[180] Ebenso zieht im alten deutschen Volkslied vom Grafen von Rom die Frau in der Tracht eines harfenden Pilgrims nach dem Sarazenenland, um ihren gefangenen Gatten durch ihren Sang zu erlösen.[181]

Die höchste Vertrauensstellung nahm der Hofspielmann ein, dem die adelige Jugend in die Lehre gegeben wurde. Im alten Wales lag die Erziehung der Fürstensöhne dem Hausbarden ob, der dadurch sein Leben lang in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen blieb.[182] Tristan als Spielmann Tantris übernimmt die ganze höhere Ausbildung der Königstochter Isold, sowohl den gesamten theoretischen Unterricht (schuollist), als die Unterweisung in praktischer Musik (hantspil); besonders lehrt er sie moraliteit, die Kunst der schönen Sitten, soziale Ästhetik. Gab es wirklich Spielleute von so feiner Bildung, daß sie in einer Zeit, deren Ideal die Courtoisie war, Königstöchter darin unterweisen konnten, so verdienten sie in der Tat den Ehrennamen „höfische Leute". Doch nicht bloß die Jugend, auch die Erwachsenen suchten des Spielmanns Unterricht. Als die Ritter im 12. Jahrhundert sich an der Literatur zu beteiligen begannen, da waren es die Spielleute, von denen sie die Vers- und Sangeskunst erlernten. Der Liebende aber, dem die Gabe versagt war, in eigenen Liedern um seine Dame zu werben, sang oder sandte ihr fremde, die ihn ein vertrauter Spielmann gelehrt hatte.[183]

Wie sich im Mittelalter die Gewerbsgenossen allerwärts zu wohlorganisierten Zünften verbanden, bildeten auch die Spielleute Vereine und Bruderschaften, welche sie dem Schutze Mariä und der Heiligen unterstellten.[184] Eine vielgepriesene Schutzpatronin der fahrenden Leute war die wundertätige Mater dolorosa von Dusenbach im Oberelsaß. Sie, die Himmelskönigin, die sich aller Armen und Niedrigen, aller Geschmähten und Verfolgten mütterlich erbarmte, breitete

ihren Mantel auch über das unehrliche Volk der heimatlosen Vaganten, und manche Legende wußte davon zu sagen, wie sie Spielleuten ihre Huld bewiesen. Dem einen, den zu Rochester ein Windstoß von der Brücke ins Wasser gestürzt hatte, war sie auf seinen Ruf zu Hilfe gekommen, so daß ihn, während er wie Arion die Harfe schlug, die Wellen ruhig ans Ufer trugen.[185] Dem anderen, der in Clairvaux vor ihrem Bilde getanzt, hatte sie eigenhändig die heiße Stirn gekühlt; dem dritten hatte sie zu Roc-Amadour eine vor ihr brennende Kerze auf seine Geige niedersteigen lassen.[186] Eine andere heilkräftige Kerze hatte sie in der Pestzeit zwei Spielleuten von Arras geschenkt.[187] Endlich hatte das berühmte Kruzifix von Lucca einem Fiedler einen seiner kostbaren Schuhe zugeworfen.[188] Der hl. Remaclus war einem Spielmann erschienen, der dieses Erlebnis um 1070 besang.[189]

Auf solche Gunstbezeigungen der Himmlischen wiesen die Spielleute hin, wenn sie ihren Stand gegen die Angriffe der Geistlichen verteidigten. Die besseren unter ihnen verlangten in gekränktem Stolz, daß man sie nicht mit dem Pöbel der Landstraße zusammenwerfe, und ermahnten auch ihre Standesgenossen, vorwurfsfrei zu leben und sich besonders des Verleumdens und Schmähens zu enthalten.[190] Sie beriefen sich, um die Theologen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, auf den König David, bei dessen Saitenspiel Saul vor dem Satan Ruhe gefunden habe, auf die Psalmen, wo so oft von Musikinstrumenten die Rede sei, die zum Lobe Gottes erklingen sollen, auf die Besessenen, deren dämonische Inwohner den Klang der Fiedel nicht hören wollen.[191] Sie rühmten sich des Beifalls, den die Blüte der Ritterschaft ihren Mären zolle, weil es doch wundersam zugehen müßte, wenn einer durch das Anhören der trefflichen Taten der Vorzeit nicht selber besser würde.[192] Voll idealen Selbstgefühls ruft der

Meisner, ein deutscher Fahrender zu König Rudolfs Zeit, die Gegner in die Schranken:

Es fraget mancher, was ich könne:
Ich sag', ich bin ein Lehrer aller guten Dinge;
Zu aller Tugend rat' ich stets; ich hasse Schande.
Weh dem, der mir nicht Ehren gönne!
Den Herrn vertrau' ich mich, in deren Dienst ich singe,
Und bin der Ehren Pilgrim, seht, in manchem Lande.
Es trete vor Gericht, wer mich bezeihe,
Verklag' mich um die Kunst, die Gott mir gab, dem ich mich weihe!
Ist gute Kunst und Gottes Gabe Sünde,
Dadurch man besser wird, nicht schlimmer? Diese Frag' ergründe
Der falsche Neider, der mein Leben strafe!
Er tut mit mir, so wie der Wolf tut mit dem Schafe.
Was schilt der Wicht mich? Sein Gewissen liegt im Schlafe.[193]

Mit Stolz konnten die Spielleute auf Herren ritterlichen Standes, darunter auf berühmte Dichter hinweisen, die Beruf und Wanderleben mit ihnen teilten. War doch auch Herr Walther von der Vogelweide ein fahrender Mann, bis ihm Kaiser Friedrich II. sein Lehen verlieh.[194] Stand doch der Adelige Reinmar von Zweter unter den fahrenden Spruchdichtern des 13. Jahrhunderts obenan.[195] Auch Raimbert, der Dichter des prächtigen altfranzösischen Heldensangs von Ogier, war Edelmann und Spielmann zugleich.[196] Und war nicht eine der herrlichsten Heldengestalten, die der deutsche Geist geschaffen, war nicht Volker von Alzei ein Spielmann?

Nicht weniger eindringlich als der Meisner tritt einer seiner Zeitgenossen, der Meister von Sunnburg, für die Moralität und Religiosität der fahrenden Sänger ein,[197] und auch hier konnten sie sich auf bekannte Beispiele berufen. Verweigerten doch viele unter ihnen, an Sonn- und Festtagen profane Dichtungen vorzutragen und erbauten dafür ihre Zuhörer mit heiligen Geschichten.[198] War nicht durch eine solche der hl. Aybert († 1140) zum Mönchtum bekehrt worden?[199] War es nicht ein Spielmann gewesen,

der einmal einer üppigen Weltdame durch eindringlichen Hinweis auf ihren himmlischen Liebhaber die weltlichen Eitelkeiten entleibet hatte?[200] Waren nicht auch aus den Reihen der Spielleute Heilige wie St. Bonus hervorgegangen?[201] Und wie ehrenvoll für den ganzen Stand war jene alte Legende vom hl. Paphnutius, dem Einsiedler der thebäischen Wüste! Dieser bat einst in einer pharisäischen Anwandlung Gott, er möchte ihm einen zeigen, der ihm an Heiligkeit gleichkomme. Da nannte ihm ein Engel zu seinem Erstaunen einen Spielmann im nahen Dorf. Er machte sich eiligst zu ihm auf und erfuhr von ihm, er sei lange Räuber gewesen, als solcher habe er einmal eine gottgeweihte Jungfrau, der seine Gesellen Gewalt antun wollten, gerettet und sicher nach Hause geleitet; ein andermal habe er einer verzweiflungsvoll im Walde umherirrenden Frau eine Geldsumme gegeben, womit sie ihren Gatten und ihre Söhne aus der Schuldknechtschaft loskaufen konnte. Als der Spielmann hörte, welche Offenbarung dem Heiligen geworden war, warf er seine Rohrpfeifen weg und folgte ihm als Einsiedler in die Wüste, wo er nach drei Jahren selig verstarb.[202]

Auch fehlte es nicht an Beispielen, daß die so viel Geschmähten ihren frommen Sinn im Geiste der mittelalterlichen Kirche betätigten. Rahier, der Hofspielmann des Königs Heinrich I. von England, gründete um 1102 von den Reichtümern, die er sich am Hofe erworben hatte, das Spital St. Bartholomäus in London.[203] Im Jahre 1328 stifteten Pariser Spielleute ein Spital, das sie dem Patron der Spitäler, St. Julian, und daneben dem hl. Genesius weihten, jenem Spaßmacher unter Diokletian, der nach der frommen Sage auf der Bühne, während er die christlichen Zeremonien verhöhnte, vom heiligen Geist ergriffen und bekehrt wurde und im Jahre 303 das Martyrium erlitt.[204] An das Spital bauten sie später eine Kirche an, deren Fassade mit einer Schar musizierender

Engel und dem Bilde des hl. Genesius geziert war, der in Spielmannstracht die Fiedel strich.[205]

Wie der oberste Vorstand der deutschen Seiler der Seilerkönig hieß, der Vorstand der Kupferschmiede der Keßlerkönig, der Oberste des Schiffervolks beim Walfischfang der Speckkönig, so freuten sich auch die Vorstände der Spielmannsinnungen des stolzen Königstitels.[206] Das älteste Zeugnis führt uns ins Eldorado der Fahrenden, in die Provence. Dort wurde im Jahre 1175 zu Beaucaire ein gewisser Wilhelm Mita zum König über sämtliche Spielleute (rex super histriones universos) gekrönt, wozu die Gräfin von Urgel eine Krone spendete, deren Wert auf 40000 Sols geschätzt wurde.[207] Wir wissen nicht, ob das ein bloßer Ehrentitel war, oder ob sich damit eine bestimmte Autorität über seine Standesgenossen verbinden sollte. In derselben Ungewißheit über die Bedeutung des Beinamens lassen uns einige nordfranzösische Dichter des 13. Jahrhunderts, wie Huon le Roi, der Verfasser der Erzählung vom bunten Zelter, le Roi de Cambray[208] und Adenet le Roi, einer der fruchtbarsten und besten Dichter seiner Zeit, der in einigen Handschriften mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und einer Geige in den Händen abgebildet wird.[209] Deutlicher schon weist der Rangunterschied zwischen Meister und Fiedler an König Manfreds Hofe auf eine zunftmäßige Korporation hin.[210] Zunächst scheint der Königstitel dem Vorstand der Hofspielleute verliehen worden zu sein. In einer Urkunde Philipps des Schönen vom Jahre 1288 erscheint neben dem Heroldskönig (rex heraudum) und dem Bubenkönig (rex ribaldorum) ein König Flötlein (rex Flaioletus).[211] Derselbe Philipp ernannte im Jahre 1296 einen Jean Charmillons zum Spielmannskönig der Stadt Troyes.[212] Den vom schwarzen Prinzen bei Maupertuis (1356) gefangenen König Johann II. von Frankreich begleiteten seine Menestrels nach London, darunter der Spielmannskönig Copin du Brequin.[213]

Im Orient bestand das Vorsteheramt über die Dichter und Märchenerzähler schon seit den Tagen des Kalifen Harun-al-Raschid. Mahmud der Gasnewide gab den Dichtern seines Hofes einen Vorsteher, dem er den Titel „Dichterkönig" verlieh. Diese Würde hat sich am persischen Hofe bis in unsere Zeit erhalten.[214] Ibn Batutah entwirft ein heiteres Bild von dem Markte der Sänger und Sängerinnen (tharb abâd, Sitz der Freude, geheißen) in der indischen Stadt Daulet Abad, wo das Oberhaupt der Spielleute im prächtigen Zelte thronte.[215] In den großen Städten des Orients bilden die Erzähler von Beruf Korporationen, denen ein sheikh-el-meddah, Meister der Kaffeehauserzähler, vorsteht. Bestimmte Nachrichten über ähnliche Innungen in Europa haben wir erst im Ausgang des 13. Jahrhunderts, die älteste aus Wien, wo die Spielleute im Jahre 1288 eine Nicolaibruderschaft gründeten. Diese wählte sich im Jahre 1354 zu ihrem Schirmherrn den Erbkämmerer Peter von Eberstorff, der als Vogt der Musikanten vom Kaiser mit dem obersten Spielgrafenamt, der Jurisdiktion über alle Spielleute und Komödianten, belehnt wurde.[216] Das Amt des Spielgrafen gab es auch am bairischen Hofe und selbst in Städten, z. B. in Hamburg.[217]

Die vornehmste Spielmannszunft in Frankreich war die zu Paris, deren Statuten im Jahre 1321 von 29 Männern (menestreuz, jongleurs) und 8 Frauen (jougleresses) unterzeichnet wurden.[218] Ihr Vorstand führte fortan von Amts wegen den Titel Roy des menestreuls du royaume de France. Der erste urkundlich nachweisbare ist Robert aus Caveron; seinem Nachfolger, dem oben genannten Copin aus Brequin, verlieh König Karl V. im Jahre 1367 eine silberne Krone.[219] Später, als die Violine in Frankreich zu hohen Ehren kam, nannte sich der Spielmannskönig Roi des violons.[220]

Noch älter als die Pariser war die Confrérie des

frères jongleurs in der Abtei St. Martin de Fécamp, welche vom Abt Radulf im Jahre 1402 neue Statuten erhielt; sie soll in die Zeit des Herzogs Richard II. von der Normandie (960—1026) zurückreichen.[221] Die zünftigen Spielleute Frankreichs fanden sich alljährlich zu sogenannten Spielmannsschulen (écoles de ménestrandie oder de la ménestrerie, scolae ministrorum, scolae mimorum) zusammen, um neue Lieder und Weisen zu lernen und über die Angelegenheiten ihres Standes ihre Erfahrungen auszutauschen. Die besuchteste war die zu Beauvais, der eigentlichen Stadt der Spielleute, wo sie ein besonderes Lehen, la fief de la jonglerie, hatten. Andere Schulen fanden statt zu Lyon, zu Genf, zu Bourg-en-Bresse, zu Cambrai und zu Paris.[222] Versammlungen von Spielleuten, puys oder concours, gab es schon im 13. Jahrhundert in Südfrankreich, in der Auvergne, in Artois, in der Picardie, der Champagne, der Normandie, in Arras, Rouen, Valenciennes, Provins; unter diesen war wohl die zu Arras die älteste.[223]

In England fand schon seit den Tagen König Johanns eine Spielmannsversammlung zu Chester statt, wo die Nachkommen des Steward Dutton die oberste Gerichtsbarkeit über die Fahrenden ausübten.[224] Unter den Minstrels, die vor Edward I. am Pfingstfest des Jahres 1306 aufspielten, waren nicht weniger als fünf Könige.[225] Der älteste Freibrief, der einer Spielmannsgenossenschaft ausgestellt wurde, ist vom Jahre 1381. Er galt der Zunft, welche alljährlich am Tag Mariä Himmelfahrt zu Tutbury in Staffordshire zusammenkam, um sich ihren König zu wählen. Auch in Yorkshire bildeten die Minstrels von alters her eine Bruderschaft, welche ihre Zusammenkünfte zu Beverley hatte.[226] In England kommt neben dem Königstitel unter den Hofspielleuten auch der Marschallstitel vor.[227]

Der erste Spielmannskönig, von dem uns in Deutsch-

land ausdrückliche Meldung geschieht, ist Johannes der Fiedler, dem der Kaiser Karl IV. auf dem Hoffest zu Mainz 1355 wegen seiner großen Kunstfertigkeit und seiner treuen täglichen Dienste den Titel Rex omnium histrionum verlieh mit der Verfügung, daß ihm sämtliche Spielleute im heiligen römischen Reich gehorchen sollten und daß er alle Gaben, die er empfinge, überall im Reich zollfrei sollte verkaufen dürfen.[228] Ohne Zweifel hatte jedoch schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts jener derb realistische Dichter, welcher „der König vom Odenwald" genannt ist, eine ähnliche Würde bekleidet.[229] Im Jahre 1385 ernannte sodann der Erzbischof Adolf von Mainz seinen Pfeifer Brachte zum „Künige farender lüte" in seinem Erzbistum.[230] Desgleichen wurde in der benachbarten Pfalz im Jahre 1393 Wernher der Pfeifer von Alzei vom Pfalzgrafen Ruprecht dem Älteren auf Lebenszeit zum König über alle fahrenden Leute erhoben.[231] Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts, im Jahre 1407, entstand in Uznach im Kanton St. Gallen eine „Bruderschaft der farend Lüt, Giger und Pfiffer", welche sich einmal im Jahr in der dortigen Kirche zum heiligen Kreuz versammelten. Von einem König ist jedoch im Stiftungsbrief nicht die Rede.[232] Es gab übrigens auch in der Schweiz ein „Pfyfer-Königreich", das ursprünglich von den Grafen von Kiburg und später vom Züricher Stadtmagistrat verliehen wurde.[233]

Bekannter als alle übrigen wurde das Pfeiferkönigtum im Elsaß. Es war eine eigentümliche Einrichtung des Mittelalters, daß einzelne vornehme Herren mit der Schutz- und Gerichtsherrschaft über bestimmte Gewerbe belehnt waren. So stand im Deutschen Reich die Zunft der Keßler unter dem Pfalzgrafen bei Rhein, die der Hafner in Oberschwaben und im Breisgau unter dem Herrn von Offenburg, die Feldtrompeter und Heerpauker unter dem Kurfürsten von Sachsen, die österreichischen Spielleute unter dem Wiener obersten Spielgrafen,[234] die Schweizer Fahren-

den unter dem Grafen von Kiburg, und so standen die elsässischen Spielleute nach altem Recht unter dem Herrn von Rappoltstein. Dieser als der oberste Pfeiferkönig wählte sich einen Stellvertreter aus der Zahl der Spielleute, dem er zugleich den Königstitel übertrug. Alle Jahre am Dienstag nach Mariä Geburt fand zu Rappoltsweiler der Pfeifertag und das Pfeifergericht statt. Da zog der Pfeiferkönig mit einer kleinen vergoldeten Krone auf dem Hut zur Kirche und hinter ihm in langer Reihe je zwei und zwei die Mitglieder der Bruderschaft, mit ihrer silbernen Denkmünze geziert, wobei jeder, was ihm gerade einfiel, auf seinem Instrumente spielte. Nach der Messe wandte sich der Zug zum herrschaftlichen Schlosse, wo dem Schutzherrn mit einem Konzert gehuldigt wurde, wofür die Schloßbeamten trefflichen Wein spendeten. Dann ging es in lustigem Getümmel den Schloßberg hinab zum Festmahl im Gasthaus zur Sonne, wobei der König zechfrei war und noch zwei Gäste mitbringen durfte. Nach dem Mahle wurde das Gericht gehalten, Streitigkeiten geschlichtet und die Angelegenheiten der Bruderschaft besprochen. Daran schloß sich ein dreitägiges Volksfest. Der letzte Pfeifertag wurde gefeiert im Jahre 1789. In den Stürmen der Revolution ging auch dieser Rest fröhlichen Mittelalters in Trümmer. Der letzte Herr von Rappoltstein und oberste Pfeiferkönig war Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der spätere König von Baiern.[235]

---

2. Die ältesten französischen Novellen

Unter den musizierenden Spielleuten standen die keltischen aus Wales, Irland und der Bretagne in ganz besonderem Ansehen. Schon im 2. Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts finden wir am Hofe des Frankenkönigs Childebert

einen britischen Barden Hyvarnion, der durch Erfindung neuer Lieder und Weisen allbeliebt war.[236] Tristan nennt als seine Lehrer im Saitenspiel Gâlotten (Waliser) und Britunoise (Briten oder Bretonen),[237] und der einzige nichtgriechische Musiker, den Chaucer im House of Fame neben Orpheus und Arion zu nennen weiß, ist ein Brite Glaskirion.[238] Den Kelten verdanken wir unsere edelsten Instrumente, Violine und Violoncell, welche auf die keltische Rotte als ihre gemeinsame Ahnmutter zurückführen.[239] Die außerordentliche musikalische Begabung der Kymren in Wales bezeugt Girald von Barri, der ausdrücklich versichert, daß bei ihnen schon im 12. Jahrhundert der vielstimmige Gesang üblich war.[240] Derselbe, der im Jahr 1185 Irland bereiste, stellt die Musik der Iren über die aller ihm bekannten Völker wegen ihres hinreißenden Schwungs und ihrer lieblichen Fülle.[241] Von bretonischem Wohllaut trunken zu werden, wünscht sich Dudo von St. Quentin im 11. Jahrhundert, um die Taten Rollos des Normannen würdig zu schildern,[242] und der Troubadour Guiraut von Cabreira ermahnt gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Spielleute, sich im Gesang die bretonischen Modulationen zum Muster zu nehmen, während ein anderer, Peire von Mula, mit Eifersucht über die Menge bretonischer Spielleute klagt, welche sich an die Höfe der Provence drängen.[243]

Wie die Bretonen ihre Lieder vorzutragen pflegten, wird uns in einem altfranzösischen Gedicht anschaulich beschrieben: Der Künstler stimmt erst die Harfe und läßt hierauf eine Melodie bald einstimmig ertönen (chanter), bald von einer damit parallel laufenden zweiten Stimme begleiten (organer). Als Präludium für den Gesang macht er aufsteigende Läufe (prent sun amunter) und singt dann das Lied mit hoher klarer Stimme, wie es scheint, mit unisoner Begleitung. Zum Nachspiel wiederholt er auf der Harfe die gesungene Melodie.[244]

Diese Melodien, welche die keltischen Spielleute auf der Harfe und Rotte spielten und sangen, wurden im 11. und 12. Jahrhundert das Entzücken der vornehmen Welt von Frankreich und England. Man nannte sie lais. Dieses altfranzösische Wort, noch heute im englischen lay erhalten, hieß Klang und Sang im allgemeinen, der Sang der Vögel, der Klang der Saiten und der Stimme, dann Melodie und Lied.[245]

Die Lais führen das ständige Beiwort bretons,[246] womit nichts anderes als ihr keltischer Ursprung bezeichnet werden soll. Chaucer sagt in einer vielgenannten Stelle:

This olde gentil Bretons in here daies
Of divers aventures maden laies,
Rimyden in her firste Breton tonge,
Whiche laies with here instruments thei songe
Other elles redden hem for her plesance
(Canterbury Tales 11021).

Das Wort Bretons hat eine engere und eine weitere Bedeutung. Unter Bretons im engeren Sinn verstand man die keltischen Einwohner der Bretagne, im weiteren Sinn die alten Briten der Arturzeit im allgemeinen. Auf Grund dieses Beiworts läßt sich also ein ausschließlicher Anspruch der Festlandkelten auf die Schöpfung der Lais nicht erweisen. Ob und welchen Anteil jedoch die Inselkelten an der Pflege der Lais hatten, darüber ist unter den Gelehrten ein lebhafter Streit entbrannt, der zuweilen in seinem Berserkergrimm an den „Kampf um der Nibelunge Hort" in den fünfziger Jahren erinnert.[247]

Jede der beliebten Melodien hatte ihren eigenen Namen, der sich auf die Veranlassung ihrer Entstehung oder auf den Inhalt des gesungenen Liedes bezog. Das war alter Brauch. Schon die lateinischen Spielmannslieder, welche am Hofe der Ottonen und der salischen Kaiser gesungen wurden, führen solche Überschriften, wie

modus florum, die Weise des Blumenliedes, modus Liebinc, die Weise des Liedes von Liebo, modus qui et Carelmanninc, die Weise, nach der auch der „Karlmann" gesungen wird. In einem dieser Lieder, das eine Episode aus der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld besingt und modus Ottinc überschrieben ist, wird im Eingang erzählt, woher die Melodie diesen Namen erhalten habe: Eines Nachts brach in der Pfalz, in welcher Kaiser Otto der Große schlief, Feuer aus; die Diener eilten an das Bett des Herrn, und da sie ihn nicht zu berühren wagten, weckten sie ihn durch Saitenklang. Die Melodie, die sie spielten, nannten sie von da an die Ottische, modus Ottinc.[248] Ähnlich benannte man auch die keltischen Weisen, und zwar, da der gesungene Text vorzugsweise erzählender Art war, meist nach den Helden der Erzählung, wie Lai de Lanval, Lai de Guingamor.

Zunächst wirkte also die Melodie für sich. Der Text aber war keltisch und wurde daher von dem französischen Publikum nicht verstanden. Je mehr nun die Lais bei der vornehmen Welt in Mode kamen, desto lebhafter mußte sich unter den Hörern der Wunsch geltend machen, auch den Inhalt der gesungenen Lieder kennen zu lernen. Diesem Bedürfnis kam die französische Kunstdichtung entgegen, indem sie das Amt des Dolmetschers übernahm und nacherzählte, was der keltische Spielmann sang.[249]

Dabei handelte es sich jedoch um keine wörtliche Übersetzung: eine solche hätte dem Geschmacke der feinen französischen Gesellschaft kein Genüge getan. Denn der keltische Spielmann sang sein Lied; in der höfischen Welt aber begann eben die Vorliebe für den gesprochenen Vers herrschend zu werden. Das brachte von selbst eine Umwandlung der epischen Form mit sich. Es begann so die Lostrennung der Dichtkunst von der Musik, welche mit Notwendigkeit in der Folgezeit auch zur Auflösung der künstlerischen Form führen mußte.

Von den Liedern der keltischen Sänger ist uns zwar keines im Original erhalten; wir haben jedoch allen Grund anzunehmen, daß sie in Strophen von kurzen Reimpaaren mit Refrain abgefaßt waren. Das gesprochene Gedicht streifte die Fessel der Strophen ab, um im freien Gang der Reimpaare behaglich dahinzuwandeln. Der Stil des keltischen Liedes war sicher wie der aller Volksballaden knapp abgebrochen, sprungweise, dramatisch erregt; das gesprochene Gedicht, dem Unterhaltungstone sich nähernd, wurde gleichmäßiger, gelassener und nahm sich Zeit zu epischer Ausführlichkeit und breiterer Detailmalerei. Wenn die Volksballade die innerlichen Beweggründe der Handlungen mehr erraten läßt als ausspricht, so verlangte die höfische Welt genauere psychologische Motivierung. War doch eben durch die von Südfrankreich ausgehende Minnepoesie der Blick für die Innerlichkeit aufgetan, die Teilnahme für die Irrgänge widerstreitender Empfindungen und die Dialektik der Leidenschaft in jugendlicher Lebhaftigkeit erregt worden. Um diesen Anforderungen zu genügen, mußte die Kunstdichtung die Lücken ihrer volkstümlichen Vorlage durch freie Zutat ergänzen. Was nach alledem von den keltischen Liedern übrig blieb, war nur der Inhalt im allgemeinen, die aventure. Das sagen auch die französischen Gedichte deutlich genug, z. B.: „Das Lai von Doon wissen viele; es gibt kaum einen guten Harfner, der nicht die Noten spielen könnte. Ich aber will euch die Aventure erzählen, nach der die Bretonen diesem Lai den Namen Doon beigelegt haben.“ [250]

Ich stimme übrigens der Ansicht Bediers [251] vollkommen bei, daß auch schon der keltische Spielmann die aventure in Prosa erzählt habe, bevor er sein lai anstimmte. Die Prosa war ja die vorherrschende Form der erzählenden Dichtung sicher bei Iren und Kymren, wahrscheinlich auch bei den Bretonen. [252] Die Prosaerzählung geht überhaupt dem Versepos voran. Höchst lehrreich ist

ein Brauch in Pommern, mit dem uns Ulrich Jahn bekannt gemacht hat: sobald der Märchen- und Sagenerzähler mit seiner Geschichte in Prosa zu Ende ist, hebt er zu singen an und wiederholt in poetischer Form kurz den Gesamtinhalt oder große Teile seiner Erzählung, und häufig stimmen die Zuhörer mit ein. Wir haben also ganz denselben Vorgang wie bei den „Mordtaten" der Bänkelsänger: erst die Erzählung in Prosa, dann das Lied in Versen. Jahn hat gewiß recht, wenn er diese Verbindung von ungebundener und gebundener Rede, vom „Sagen und Singen" für uralt hält und glaubt, daß in solcher Weise ursprünglich auch der Mythus und die Heldensage wiedergegeben wurden,[253] und ein ähnlicher Brauch mag auch bei den keltischen Erzählern üblich gewesen sein. Chaucer sagt ausdrücklich, daß sie ihre Lais teils sprachen, teils sangen. Es eröffnet sich uns damit ein Blick in die Werdezeit des Epos.

So groß der Einfluß der keltischen Lais schon auf musikalischem Gebiete gewesen war, noch größer wurde er auf dem literarischen. Zwar brachten sie nur Stoffe; aber das Bekanntwerden dieser Stoffe wirkte wie die Entdeckung einer neuen Welt. Um dieselbe Zeit begann in der feudalen Gesellschaft Frankreichs unter dem Einfluß jener von Süden kommenden Strömung eine feinere Kulturepoche anzubrechen: die Zeit der Courtoisie und des ritterlichen Frauendienstes. Mit der Entfaltung der Lyrik trat das Individuum in den Mittelpunkt des dichterischen Interesses. Mehr als die Massenkämpfe der Volksepen zogen die Lebensschicksale des aristokratischen Einzelhelden an, der im Glanze aller Vollkommenheiten des Zeitideals leuchtete. Die Phantasie träumte mit Vorliebe von persönlichen Abenteuern der Tollkühnheit und der Galanterie, von Wundern der Gefahr und des Genusses. Da eröffnete sich ihr mit jenen keltischen Stoffen eine romantische Welt von Märchen und Sagen der Liebe, welche sie den ritterlichen Kreisen nur mundgerecht

zu machen brauchte, um diese völlig zu erobern. Das erreichte sie außer den formalen Änderungen am einfachsten dadurch, daß sie Kostüm und Sitten und Lebensanschauungen der französischen Gesellschaft in die fremden Erzählungen einführte, die volkstümlichen Balladenstoffe durchaus im höfischen Geschmacke stilisierte. Die unvermeidliche Folge dieses Zuschliffes war, daß mancher ursprüngliche Zug der Sage verloren ging oder mißdeutet wurde, und die französischen Nachdichtungen zeigen auch vielfach das Gefüge der Sage gesprengt, die Konturen verwischt oder ausgeschweift. Doch ihr Zauber blieb ungebrochen.

So entstand auf Grundlage der keltischen Lais eine neue Gattung der französischen Epik, welche gleichfalls lai, Lied, genannt wurde, obgleich sie nicht zum musikalischen Vortrag bestimmt war, wie auch wir noch heute die Abschnitte unserer unsingbaren Epopöen „Gesänge" heißen, weil die alten Volksepen wirklich gesungen wurden.[254] Dieses französische Lai, von den Neueren genauer lai narratif genannt, ist also ein für den rezitierenden Vortrag bestimmtes Kunstgedicht in Reimpaaren, das den Inhalt einer zum Saitenspiel gesungenen keltischen Volksballade wiedergibt. Es ist die älteste Form der Novelle in den Volkssprachen des neueren Europas.

Die geborenen Interpreten für die keltischen Lieder waren die Spielleute aus dem doppelsprachigen Teile der Bretagne[255] und aus den Sitzen der Normannen. Kein anderes romanisches Volk stand mit den Kelten des Festlandes und Großbritanniens in so naher Beziehung wie die Normannen. Kraft ihres Vertrages mit Karl dem Einfältigen besaßen die normannischen Herzoge die Bretagne zu Lehen. Der regere Verkehr, den dieses politische Verhältnis für beide Völker als die Untertanen desselben Herrn mit sich brachte, gab vielen Normannen Gelegenheit, die bretonische Sprache kennen zu lernen. Als Wilhelm von der Normandie im Jahre 1066 bei Hastings sich die

englische Krone erstritt, kämpften in seinem Heer zahlreiche bretonische Ritter. Einer derselben, Graf Alan der Rote, wurde sein Schwiegersohn und erhielt aus der Siegesbeute die Grafschaft Richmond, von deren Ländereien er wiederum einen großen Teil an bretonische Ritter verlieh. Anderseits reichten berühmte normannische Geschlechter, wie die Montgomery, Mortemer u. a., mit ihren Gütern bis nach Wales hinüber. Bei diesen vielfältigen Berührungen zwischen Normannen und Kelten war es der natürliche Beruf der normannischen Spielleute, den geistigen Austausch zwischen der keltischen und der romanischen Welt zu vermitteln.[256]

Wann dieser Austausch begann, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, jedenfalls viel früher, als uns handschriftliche Zeugnisse vorliegen.[257] Von den ältesten Lais haben wir nur Vermutungen. Viele sind uns verloren, viele in den späteren höfischen Romanen aufgegangen.[258] Es war einer der literarhistorisch denkwürdigsten Momente, als der romanischen Welt durch jene Lieder das keltische Sagenreich erschlossen wurde, als ihr zum ersten Male die Namen Artur und Guinever, Iwein und Gawain, Tristan und Isold entgegenklangen. Auch der Roman von Parzival geht in seinen ursprünglichsten Zügen auf ein Lai zurück, dessen Inhalt uns in der derb humoristischen Bearbeitung eines späteren englischen Spielmanns erhalten ist.

In den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts, als Galfrid von Monmouth seine für die Arturdichtung epochemachende Geschichte der britischen Könige schrieb, waren die keltischen Sagen, offenbar durch die Lais, schon weithin verbreitet,[259] und wo uns aus diesem grauen Gewebe geistesarmer Erfindungen einzelne Goldfäden volkstümlicher Sagenpoesie entgegenschimmern, wie in der Erzählung von König Lear, von Arturs Ende und anderen, da sind es Überreste verlorener Lais. Bald mußte jeder, der Anspruch auf höfische Bildung machen wollte, mit diesen Sagen ver-

traut sein,[260] daher die Sänger der französischen Nationalepen guten Grund hatten, auf die neumodischen Kollegen (cil novel jougleor), welche die Lais und die daraus erwachsenden Romane vortrugen, mit eifersüchtigen Augen zu blicken.[261]

Das älteste der uns handschriftlich überlieferten Lais fällt um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Es zeigt uns den König Artur als Herrn von England und der Bretagne, wie er zu Pfingsten in Karliun einen prächtigen Hoftag hält, von zehn Königen als seinen Vasallen umgeben.[262]

Die Dichter der französischen Lais waren teils Spielleute, teils Mitglieder der ritterlichen Gesellschaft.[263] Unter den wenigen uns überlieferten Namen glänzt der einer Frau als der weitaus berühmteste hervor. Diese, die älteste bekannte Dichterin französischer Zunge, lebte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in England und hieß Marie. „Marie heiß' ich und bin aus Frankreich," sagt sie am Schlusse eines ihrer Werke — Marie ai num, si sui de France —, daher sie in der Literaturgeschichte den Namen Marie de France erhalten hat. Sie besaß eine nicht bloß für ihre Zeit ungewöhnliche Bildung und Sprachkenntnis: sie zitierte lateinische Grammatiker und Kirchenväter und arbeitete nach lateinischen, englischen und bretonischen Quellen. Zwölf ihrer Lais, in klaren Versen voll schlichter Anmut erzählt, stehen in einer Handschrift des britischen Museums in London, von einer Widmung an König Heinrich II. begleitet.[264]

Mit Marie de France erreichte die neue Gattung der Lais ihren Höhepunkt. Als die Hauptvertreterin der in der höfischen Welt modernsten Erzählerkunst erfreute sie sich allgemeiner Beliebtheit und gehörte zu den gepriesensten Namen des Tages. Das bezeugt uns ein Dichter vom Anfang des 13. Jahrhunderts, Denis Piramus, im Eingang seiner gereimten Lebensgeschichte des hl. Edmund.

Einst in den heiteren Tagen der Jugend hat auch er sich dazu verführen lassen, verliebten Leuten durch Abfassung von Liederchen und Minnegrüßen behilflich zu sein; nun aber, da er das Alter herannahen sieht, hält er es für geraten, Buße zu tun und sich gottgefälligeren Kunstbestrebungen zuzuwenden. Indem er uns dies mitteilt, wirft er seufzend einen Seitenblick auf die Dichter, deren Werke von seinen Zeitgenossen bewundert werden, obgleich sie Dinge vorbringen, die nichtig sind wie Träume. Darunter ist auch Dame Marie, welche die Lais gedichtet hat, an denen doch kein wahres Wort ist, und dennoch wird sie geschätzt und geliebt von Grafen, Baronen und Rittern, die nicht satt werden können, sich ihre Verse vorlesen zu lassen. Besonders aber erfreuen sich die Damen daran und finden sie ganz nach ihrem Sinne.[265]

Die beste Bestätigung für die weite Verbreitung der Lais ist die Tatsache, daß ein nordischer Liebhaber französischer Dichtung, der König Haakon Haakonssohn von Norwegen (1217—1263), sich eine Sammlung derselben in altnordische Prosa übersetzen ließ, wovon uns ein großer Teil erhalten ist.[266]

Was die Stoffe der Lais betrifft, so gehören sie der Mehrzahl nach der einheimischen keltischen Sage an; die übrigen sind antiken oder orientalischen oder nordischen Ursprungs.[267]

Einige geben uns ein Stück poetischer und sagenhafter Literaturgeschichte, indem sie von einzelnen jener berühmten keltischen Lais erzählen, wie sie entstanden sind. So berichtet die altnordische Prosa von Wilhelm dem Eroberer, wie er nach Unterdrückung eines Aufstandes in der Normandie zu Barfleur am Strand, wo seine Flotte zur Heimfahrt nach England bereit lag, sich heiterer Muße hingab und mit Habichten nach Schwänen jagte. Um diese schönen Tage künstlerisch zu verherrlichen, sandte er seine besten Harfner mit reichen Gaben zu der „roten Frau“ in der

Bretagne, welche die Harfenkunst von Grund aus inne hatte, und ließ sie bitten, sie möchte ihm ein neues Lied mit der allerschönsten Melodie erfinden; das sollte „das Lied vom Strand“ heißen, um den König allzeit seines fröhlichen Aufenthalts am Strande zu Barfleur zu gemahnen. Die rote Frau komponierte sofort ein Harfenlied und lehrte es die Spielleute des Königs. Wilhelm war so entzückt davon, daß er erklärte, kein Harfner solle künftig etwas gelten, der diese Weise nicht spielen könne. Sie blieb auch von da an allbeliebt und allberühmt, und es gab keine Königin, Herzogin oder Edelfrau, die nicht daran Vergnügen fand.[268]

Zu den bekanntesten Harfenliedern gehörten diejenigen, welche dem saitenkundigen Tristan zugeschrieben wurden. Eines darunter, das Lied vom Geißblatt, hatte nach einem Lai von Marie de France folgende Veranlassung: Nachdem Tristan, von seinem Oheim Marke des Landes verwiesen, Isolde ein volles Jahr nicht gesehen hatte, trieb ihn die Sehnsucht nach Cornwall zurück. Er versteckte sich im Walde, durch den, wie er wußte, die Königin am Pfingstfest kommen sollte, und warf in die Mitte des Weges einen Stab von Haselholz, worauf er seinen Namen mit einem Liebesgruß eingeritzt hatte. Der lautete: „Wie sich die Geißblattranke so fest um die Haselstaude schlingt, daß, wenn man sie trennt, alle beide sterben müssen, so, schönes Lieb, ist es mit uns: Du nicht ohne mich, ich nicht ohne dich!“ Isolde las die Botschaft, ließ sogleich den Zug halten und kam mit Brangäne zu dem Geliebten, mit dem sie beriet, wie sie den König versöhnen wollte. Wirklich rief Marke bald darauf Tristan zurück, und dieser dichtete zur Erinnerung an jene Begegnung im Walde „das Lied vom Geißblatt“.[269]

In einem dritten Gedicht wird erzählt, wie man sich im 12. Jahrhundert die Entstehung der einzelnen keltischen Lais dachte: Ehedem versammelte sich die vornehme bretonische Gesellschaft alljährlich zu St. Pantaleon am Feste des Heiligen, Frauen und Mädchen, die edelsten und schönsten

des Landes, in reichem Schmuck. Da wurde alles besprochen, was im verflossenen Jahre Merkwürdiges sich begeben hatte, Abenteuer der Liebe und des Rittertums. Auf diejenige Geschichte, welche einstimmig für die beste erklärt wurde, machten sie sodann ein Lai, indem sie gemeinsam Wort und Weise ersannen, und benannten es nach dem Helden des Abenteuers. Die Spielleute aber verbreiteten das neue Lied weithin über die Lande.[270]

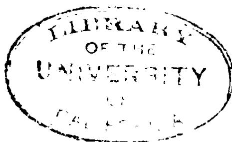
Nach dieser Darstellung würden die Erzählungen der Lais alle auf wirklichen Ereignissen beruhen, und die Dichter versichern uns auch trotz Denis Piramus wiederholt, daß sie die lautere Wahrheit berichten.[271] Die Lais machen somit zum mindesten den Anspruch, Novellen im modernen Sinne zu sein. Für unsere heutige Auffassung ist es ja ein typisches Erfordernis der Novelle, daß sie im wirklichen Leben spiele und die Grenzen des Möglichen streng innehalte. Nun bewegt sich aber ein großer Teil der Lais in einer Welt der Feen und der Wunder. Wenn wir Erzählungen hören, deren Grundmotiv ist, daß eine Fee an den Artushof ein Horn schickt, aus dem nur diejenigen Männer, ohne sich zu beschütten, trinken können, deren Frauen auch nicht die leiseste Gedankenuntreue begangen haben, oder einen Mantel, der nur treuen Frauen vollkommen paßt; wenn uns von Feen erzählt wird, wie sie sich mit Helden in Liebe verbinden und sie in ihr seliges Land entführen, von Hindinnen, die dem Jäger, der sie verwundet, strafende Geschicke weissagen; wenn zu einer von ihrem eifersüchtigen alten Ehemann im Turm eingesperrten jungen Frau ein Habicht geflogen kommt, der sich in den schönsten Mann der Welt verwandelt; wenn wir von Männern hören, die durch einen unheimlichen Bann gezwungen sind, zu gewissen Zeiten in Wolfsgestalt umherzuschweifen, von Prachtschiffen, welche ohne Bemannung übers Meer gesegelt kommen, von Zauberbetten, worauf jeder in ewigen Schlaf versinkt, von Zauberkräutern,

welche Tote auferwecken, — so werden wir geneigt sein, solche Erzählungen aus dem Bereiche der Novelle in den des Märchens zu verweisen. Für den Historiker aber ist diese Unterscheidung undurchführbar, weil die Grenzen des Möglichen sich je nach Völkern und Zeiten verschieben. Versetzen wir uns in die Blütentage der Lais, so sehen wir sofort, wie das Meer der Phantasie das Festland der Erfahrung von allen Seiten überflutet und wie daher auch Novelle und Märchen in eins zusammenfließen. Für die überwiegende Mehrzahl der Menschen von damals gehörten Feen und Zauberkräfte zu den unbezweifelt wirklichen Dingen, wie sie alles, was von Artur und seinen Rittern gefabelt wurde, als geschichtliche Wahrheit hinnahmen. Der Literarhistoriker wird demnach die Lais unbedenklich den Novellen zuzählen: denn so wird er alle für die Hörer in den Grenzen des Möglichen sich haltenden poetischen oder prosaischen Erzählungen nennen, welche ein in sich abgeschlossenes Erlebnis eines einzelnen oder einer in Lebensgemeinschaft stehenden Menschengruppe darstellen.

Unter diesem Gesamtbegriff gesellen sich den Lais in der mittelalterlichen französischen Literatur das Fableau und das Dit. Zwar schwankt der Gebrauch dieser Kunstausdrücke vielfach; nicht selten wird ein und dasselbe Gedicht in den Handschriften bald Lai, bald Fableau, bald Dit genannt. Dit im weiteren Begriff umfaßt auch die Fableaux: jedes Fableau ist ein Dit, aber nicht jedes Dit ein Fableau.[272] Lai und Fableau bezwecken nur künstlerisches Ergötzen; das Dit im engeren Sinn hat häufig eine religiöse und moralische Tendenz: es will neben der Unterhaltung erbauen und belehren. Zuweilen handelt es von Gewerben und anderen Gegenständen des alltäglichen Lebens.[273] Jene beiden gehören ganz der profanen Literatur an; dieses greift in die geistliche Dichtung hinüber. Lai und Fableau ihrerseits unterscheiden sich durch ihre Herkunft und durch das Publikum, wofür sie bestimmt sind.

Das Lai stammt von der gesungenen keltischen Volksballade und huldigt dem romantischen Geschmacke der höfischen Welt; das Fableau schöpft aus den im Volksmund umgehenden schwankhaften Erzählungen und wendet sich zunächst an die nüchterneren bürgerlichen Kreise. Das deutet schon ein Chronist vom Ausgang des 12. Jahrhunderts an, der den Aventüren der Adligen (eventurae nobilium) die Fableaux der Nichtadligen (fabellae ignobilium) gegenüberstellt.[274] Diese, die Städter und Bauern, wollten Geschichten hören, welche ihrem eigenen Leben entnommen waren; vor allem fanden sie ihr Behagen auf dem unerschöpflichen Gebiete der geschlechtlichen Komik in nimmermüder Gestaltung und Umgestaltung jener derben und überderben Schwänke von listigen Weibern, geprellten Ehemännern und buhlerischen Pfaffen. Den Stoff lieferten teils wirkliche Ereignisse, teils jene allverbreiteten Erzählungen unbestimmter Herkunft, welche vorzüglich im Orient literarische Gestalt gewannen und in ihrer orientalischen Form bei den Völkern des mittelalterlichen Europas hauptsächlich durch byzantinische und jüdische Vermittlung sich einbürgerten.

Einzelne dieser Geschichten finden sich auch unter den Lais, wie die Erzählung vom Sperber. Der französische Dichter, der dieses alte Beispiel von Frauenlist meisterhaft behandelt, nennt sein Gedicht ein Lai, fügt jedoch nicht ohne eine gewisse Schelmerei hinzu, er habe die Geschichte wohl erzählen, nie aber zum Saitenspiel singen hören. Damit gesteht er selber zu, daß seinem Gedicht das wesentlichste Merkmal des Lai fehle; er nennt es aber doch so, damit es an der Gunst teilhabe, welche die ritterliche Gesellschaft dieser Kunstgattung zuwandte. Aus demselben Grunde nannte Huon le Roy seine Novelle vom bunten Zelter Lai und nicht Fableau. Ebenso wurde die Novelle „Aristoteles" von Henri d'Andeli, wenigstens in einer Handschrift, als Lai bezeichnet.[275] Lai war der vornehmere Titel.



Doch soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch die höheren Stände neben der idealistischen ritterlichen Dichtung am lustigen, boshaften Realismus der Fableaux ihr Gefallen fanden.[276] Beide Gattungen blühten zugleich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Lais verschwanden im Laufe des 13., die Fableaux in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Sie umfassen so eine Literaturperiode, die man mit Bedier das eigentliche Zeitalter der Spielleute (l'âge des jongleurs) nennen kann.[277] Schon im 13. begann in Frankreich und Italien mit der poetischen Erzählung die prosaische zu wetteifern, welche im folgenden Jahrhundert durch Boccaccio zur klassischen Kunstform erhoben wurde. Ganz wie den heutigen Geschmack kennzeichnet den des ausgehenden Mittelalters die Abneigung gegen die Verserzählung, und so begann in Frankreich wie in Deutschland die Zeit der romans desrimés, der sogenannten Volksbücher, welche, wie der Umschreiber des Eilhartschen Tristrant sagt, unternommen wurden „der leut wegen, die solicher gereimbter bücher nit genad habent".[278]

Noch ist eine wichtige, den Dits zugehörige Gattung der Erzählung nicht erwähnt, die Legende. Sie stand an der Wiege der französischen Poesie und gab ihrem erwachsenen Pflegling durchs ganze Mittelalter das Geleite. Die Legendendichtung war natürlich vorzugsweise Sache der Geistlichen; doch auch die geschmähten Spielleute nahmen daran teil und sangen, nach einem Pönitentiale des 13. Jahrhunderts, neben den Taten der Fürsten auch die Lebensgeschichten der Heiligen.[279] Sie taten dies teils aus freiem religiösem Antrieb, besonders, wie wir von Denis Piramus vernahmen, wenn sie das Alter ihrer Sünden gemahnte, teils gezwungen durch die Frömmigkeit ihrer Hörer, deren mancher in heiligen Zeiten von profanen Dingen nichts wissen wollte; daher hatte der in allen Sätteln gerechte Spielmann für die einzelnen Kirchenfeste

besondere Gesangs- und Lesestücke parat.[280] Wenn die Bogenschützen von Arras mit dem Reliquienschrein ihres Schutzpatrons, des heiligen Vindician, ihren Umzug hielten, pflegten sie in einzelnen Schenken Halt zu machen; das Heiligtum wurde in ein Fenster gestellt, und vor den zechenden Schützen sangen Spielleute ihre Lieder zu Ehren des Heiligen.[281]

In den Spielmannsgedichten dieser Art herrschen die verschiedenartigsten Humore, von einer an Frivolität streifenden Scherzlaune bis zur innigsten Rührung. Eines der ergötzlichsten ist das vom Hoftag im Paradies, wozu Christus alle Heiligen mit der Schelle einladen läßt, ein ausgelassener festlicher Schwank, worin die christliche Mythologie mit der heidnischen in naiver Lebenslust wetteifert.[282]

Eine im 13. Jahrhundert besonders beliebte Art der Legenden waren die sogenannten contes dévots, fromme Geschichten aus dem Privatleben, wundersame Bekehrungen und Errettungen durch Einwirken der Heiligen, vor allem der Gottesmutter. Zu den schönsten gehören „Der Ritter mit dem Fäßlein" und „Der Tänzer unserer lieben Frau".

---

3. Die bretonischen Feen

Am interessantesten für die Literatur- und Sagengeschichte sind diejenigen Lais, welche Gegenstände der keltischen Volksüberlieferung behandeln. Durch sie wurden außer Artur, Tristan und Parzival die bretonischen Feen in die französische Dichtung eingeführt, wo sie mit ihrer Zauberwelt eine so große Rolle spielen sollten. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts sprach man so viel von den Feen und ihren Wundern im Wald von Broceliande, daß sich der normannische Dichter Wace neugierig dahin aufmachte, freilich um enttäuscht wieder heimzukehren.[283] Spuren des Feenglaubens finden sich schon bei den ältesten

Troubadours. Eigentlichen Feensagen aber begegnen wir auf romanischem Gebiete zuerst in den Lais.

Indem wir uns diesen vielgenannten mythischen Wesen zuwenden, wollen wir zunächst hören, was die lebende Volkssage von ihnen zu berichten weiß.

Nach dem Glauben der heutigen Bretonen sind die Feen fortgezogen oder ausgestorben. Alte Leute wollen sie noch gesehen haben. Einige behaupten, sie werden zurückkehren; andere hinwiederum sind der Meinung, sie seien noch immer im Lande. Ihr Andenken aber lebt in aller Mund. Sie bildeten ein großes Volk, alt und jung, Männer, Weiber und Kinder. In der keltischen Niederbretagne heißen sie wie die Zwerge korrigan,[284] in der französisch redenden Oberbretagne fions oder fêtes, die Männer faitauds, die Frauen fées. Ihre Wohnungen waren unter der Erde, in natürlichen Hügeln und Grabhügeln, in Nebelheiden und hohen Felsen, besonders in jenen geräumigen Felsenhöhlen an der Küste der Oberbretagne (den houles aux fées), von denen einzelne hoch wie ein Dom und unergründlich tief ins Land hineinreichen sollen. Dort sieht man noch ihre steinernen Stiegen, ihre Feuerstätten, ihre Steinsitze und Steintische, ihre steinernen Betten und Kinderwiegen. Wer in diese Höhlen eindrang, der kam in ein unterirdisches Land mit Feldern, Dörfern und Schlössern. Doch hausten sie auch über der Erde in jenen von einem unbekannten Volk in vorkeltischer Zeit errichteten Steingräbern, welche bei den Bretonen Dolmen (Steintische), auch Feensteine, Feengrotten heißen. Von Gestalt waren die Feen klein und zart, nicht höher als ein Reiterstiefel und noch kleiner, ganz winzig, daumengroß, die jungen von wunderbarer Schönheit, die alten aber runzlig und verwittert wie tausendjährig, voll Seegras und Meerschnecken, Muscheln und Moos, „alt wie die Wege und weiß wie der Schnee". Doch auch die schönen waren schön nur bei Nacht; im Tageslicht, das sie

haßten, wurden ihre Haare greis, ihre Augen rot und ihre Wangen faltig. Daher machten sie sich am Tage unsichtbar oder nahmen andere Gestalt an, und nur wer sich das Auge mit einer von ihnen selbst bereiteten Salbe bestrich, konnte sie erkennen; doch sobald sie es merkten, rissen sie ihm das hellsehende Auge aus. Sie verwandelten sich nach Belieben: bald glitten sie als zierliche Schlangen aus der Hecke; bald kamen sie als Katzen von allen Größen und Farben aus der Uferhöhle und sonnten sich auf den Felsen. Ihre Kleidung bestand aus grauer Leinwand oder aus einem um den Leib gewundenen weißen Schleier. Oft schienen sie von ferne die prächtigsten Kleider zu tragen; die schönen Farben verblichen aber in der Nähe. Sie kannten die Zukunft und die Heilkräfte der Natur und versetzten sich im Augenblick an jeden gewünschten Ort. Im übrigen lebten sie ganz nach Menschenart, buken Brot, wuschen ihre blendend weißen Linnen und breiteten sie auf den Rasen zum Trocknen. Wer darauf blicken konnte, ohne zu blinzeln, der durfte sich davon nehmen. Während sie ihre Wäsche einseiften, schwamm oft das Wasser ganz voll von blanken Goldstücken, von Gold und Diamanten. Sie fuhren auf kleinen Booten zum Fischfang, spannen nachts auf einem Steinsitz oder kämmten ihre Kinder. Sie hielten sich Haustiere, Pferde, Kühe, Schafe, Katzen und Hunde, Gänse und schwarze Hühner. Oft hörte man unter der Erde die lieblichste Musik, Horn- und Geigengetön und den süßesten Sang, das Weinen eines Kindes und das Geschaukel einer Wiege, das Schnurren einer Spindel oder das Geräusch des Butterns, auch wohl Hahnenkrat und Gänsegeschnatter. Sie hielten Rundtänze nachts auf dem Felde, besonders um Dolmen oder in der Nähe von Quellen. Dabei hingen brennende Fackeln über ihnen in freier Luft. Einst tanzten sieben Feen bei den klingenden Steinen von Guildo; sie tanzten paarweise, und darum mußte immer eine müßig stehen. Da kam ein kleiner

Buckliger hinzu und bat sie artig, teilnehmen zu dürfen. Nun konnten alle Feen zugleich tanzen und waren darüber so vergnügt, daß sie dem gefälligen Gaste seinen Buckel abnahmen und ihn so schön machten, als er früher häßlich gewesen war. In derselben Weise gesellte sich ihnen später ein anderer Bursche. Der tat es aber nur, um sich über sie lustig zu machen, und zum Lohne erhielt er beim Abschied den Buckel, den sie seinem Vorgänger abgenommen hatten. An den Stätten, wo die Feen zu tanzen pflegten, wuchs kein Gras, und der Weg, auf dem sie durch das Ackerfeld zu ihrem Tanzplatze zogen, zeichnete sich deutlich im Getreide durch einen Streifen niedrigerer Halme (la passée des fées). Alljährlich feierten sie ein Nachtfest zu Frühlingsanfang. Da war ein weißes Tischtuch über den Rasen gebreitet, besetzt mit den köstlichsten Speisen, in deren Mitte ein hellstrahlender Kristallbecher stand. Dieser kreiste am Schlusse des Mahls mit einem Wundertrank, von dem ein einziger Tropfen überirdische Weisheit verlieh. Beim kleinsten menschlichen Geräusch aber war alles verschwunden. Doch waren sie den Menschen im allgemeinen nicht feindlich gesinnt. Die bösen Feen bildeten die Ausnahme, und auch sie ließen sich durch Spenden von Butter und Milch besänftigen. An die Stelle der gütigen Feen sind in den Sagen und Märchen nicht selten Christus, die Heiligen und Schutzengel, vor allem aber die Jungfrau Maria getreten. Sie verdrängt und verjagt die heidnischen Feen, und diese ihrerseits hassen die christlichen Priester und besonders die Glocken. Zuweilen gerieten die Feengemeinden zweier verschiedener Höhlen in Streit, und das wurde für die Menschen verhängnisvoll, da dann die Freundschaft der einen nur mit der Feindschaft der anderen erkauft werden konnte. Denn die Feen traten mit den Menschen in den mannigfachsten Verkehr. Sie ließen ihre Frauen durch menschliche Frauen entbinden, ihre Kinder durch menschliche Ammen stillen. Sie nahmen Menschen

zu Paten und standen ihrerseits bei menschlichen Kindern zu Gevatter; ja sie lebten nicht selten mit Menschen im Liebesbund. Sie kamen nachts in die Stuben, um die menschlichen Kinder zu warten; man durfte sie aber nicht ansprechen. Sie kochten und wuschen den Leuten und fütterten das Vieh. Am Eingang ihrer Grotten legten die Mädchen ihren Spinnrocken mit Flachs und Spindel und einem Stück Brot nieder, und wenn sie am Abend wiederkamen, fanden sie den Rocken aufs feinste abgesponnen. Bat der Pflüger die Feen um Brot, so stellten sie ihm solches, das wie Butterkuchen schmeckte, und guten Apfelwein ans Ende der Furche. Fragte jemand im einsamen Fischerhaus auf der Küste, wieviel Uhr es sei, so sagte es eine unterirdische Stimme. Die beim kranken Kinde wachende Mutter sah plötzlich, wie eine Platte des Herdes sich langsam erhob und eine schöne ringgeschmückte Hand ein Fläschlein heraufreichte. Auch andere glückbringende Gaben spendeten die Feen, einen Wunschseckel, dessen Gold aber versiegte, sobald eine fremde Hand hineingriff, mit Vorliebe jedoch einen Brotlaib, der nicht kleiner wurde; nur durfte auch von ihm kein Fremder essen: sonst war der Zauber gebrochen. Einst grub ein Feldarbeiter in der Nähe einer Uferhöhle Erde aus. Da stieg Rauch aus dem Loch, und eine Stimme rief: „Zerstörst du unser Haus, so zerstören wir deins!“ Als der Mann erschrocken innehielt, verliehen ihm die Feen zur Entschädigung die Gabe, daß fortan sein Spaten und seine Hacke von selber arbeiten sollten. Für alles, was die Feen den Menschen Gutes taten, verlangten sie keinen Lohn; aber man mußte sie höflich und rücksichtsvoll behandeln. Wie sie gaben, so nahmen sie auch. Was ihnen gefiel, das mußten sie haben, und sie spielten dem Menschen manchen mutwilligen Streich. Sie stahlen dem Fischer die Austern aus dem Park, die Hummer aus den Reusen und lachten ihn aus, wenn er nach ihnen schoß. Aber sein Fluchen hörten sie

nicht gerne und gaben unwirsch den Raub zurück. Oft stahlen sie menschliche Kinder und legten dafür ihren Wechselbalg in die Wiege, holten ihn aber wieder, wenn man ihn zu mißhandeln drohte. Auch Erwachsene wurden von ihnen entführt und blieben bei ihnen viele Jahre, die ihnen aber leicht und lieblich wie wenige Tage entschwanden. Über die Dauer ihres Lebens widersprechen sich die Meinungen. Ursprünglich unsterblich gedacht, wurden sie von der christlichen Sage mehr und mehr in die Sterblichkeit herabgezogen. Durch die Taufe, so sagt man, durch den Liebesbund mit Menschen verfielen sie dem Tod. In einem Walde der Oberbretagne zeigt man bei einem Bache einen flachen Stein als das Grab der Feenkönigin.

Nach diesen bretonischen Sagen, womit im wesentlichen die Sagen der übrigen französischen Provinzen übereinstimmen, entsprechen die Feen fast Zug für Zug den germanischen Elben und Erdmännlein, auf welche in England auch der französische Name fairy (altfranz. faierie, faerie) übergegangen ist. Sie gehören also zu jenen zahllosen Natur- und Hausgeistern, deren Sagen sich als eine der ältesten Schichten mythischer Formation unabhängig von allem Götterglauben bei den verschiedensten Rassen und Religionen der Erde wiederfinden. Jenen Schwank vom Buckligen z. B. erzählt man mit geringen Abweichungen ebenso in Japan wie in Frankreich und Irland.[285]

Eine andere mythische Vorstellung liegt dagegen den bretonischen Sagen zu Grunde, welche die Feen als die Erbauer der rätselhaften gewaltigen Steindenkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit darstellen, deren großartigstes sich zu Carnac an der Südküste der Bretagne befindet: gegen 4000 Felssteine von 12—30 Fuß Höhe, sogenannte Menhirs, in elf parallelen Reihen, an einem Ende mit einem Halbkreis abschließend am Ufer des Meeres einfach in den Sand gestellt, oft mit der dünneren Spitze. Da erscheinen die Feen von übermenschlicher Gestalt und Kraft. Die

mächtigsten Felsblöcke tragen sie auf dem Haupt und in der aufgebundenen Schürze daher, während sie mit den freien Händen ruhig ihren Rocken abspinnen. Einzelne solcher aufrechtstehenden Felssteine heißen selbst Feenrocken, Feenspindel. Wer gedenkt hierbei nicht jenes deutschen Riesenfräuleins, das die ackernden Pflüge samt Rossen und Treibern in die Schürze streicht, um das niedliche Spielzeug auf ihre Burg zu tragen? Diese Feen, denen der Name Margot eigen ist,[286] sind von den kleinen unterirdischen wohl zu unterscheiden. Sie sind vom Geschlechte Gargantuas und verwandt den germanischen Riesen. Auch die Römerstraßen sind ihr Werk.

An zahlreichen teilweise zerfallenen Bauten, welche heute den Eindruck des Unvollendeten machen, haftet immer wiederkehrend dieselbe seltsame Sage: Die Feen waren in voller Arbeit, als sie von ungefähr einen toten Vogel am Wege liegen sahen. „Warum rührt sich der Vogel nicht?" fragten sie. „Er ist tot," gab man ihnen zur Antwort. „Wie?" riefen sie, „stirbt man in diesem Lande? Dann lohnt sich die Mühe nicht." Damit warfen sie weg, was sie in den Händen hatten, und ließen ihr Werk unfertig, wie es war. Diese eigentümlich bretonische Sage findet sich schon in einem Gedicht des 12. Jahrhunderts, in der Chanson de geste von Aquin.[287] Sie gemahnt merkwürdigerweise an eine der berühmtesten Legenden von Buddha. Dieser, als Königssohn in allen Lüsten des Lebens aufgewachsen und von seinem Vater in Unkenntnis über die Nachtseiten des Daseins erhalten, begegnete einst auf einer Lustfahrt einem zitternden Greis, ein anderes Mal einem fiebernden Aussätzigen, ein drittes Mal einem aufgebahrten Leichnam. Jedesmal fragte er seinen Wagenlenker, was das sei, und rief zuletzt klagend aus: „Wehe der Jugend, wenn sie vom Alter zerstört wird! Wehe der Gesundheit, wenn sie die Krankheiten vernichten! Wehe dem Leben, das so kurze Dauer hat!" Überwältigt vom Jammer der Sterblichkeit

beschloß er, allen seinen Freuden und Ehren zu entsagen, um in der Einsamkeit über die Erlösung der Menschheit nachzusinnen.[288] Mit demselben Gedankengang erklärt die Sage dort den Zustand eines alten Gemäuers, hier die Entstehung einer Weltreligion. Die Feen zeigen auch sonst einen Widerwillen gegen die Vorstellung des Todes. Bekannt ist jene Sage von der normannischen Fee, die sich dem Herrn von Argouges unter der Bedingung vermählte, daß er nie das Wort Tod vor ihr ausspreche.[289]

Wo bleiben aber nach alledem jene Feen, die uns aus der Dichtung der romanischen Völker bekannt sind, jene schönen zaubermächtigen Wesen von menschlicher Größe, die Geschwister unserer weißen Frauen, unserer Wald- und Wasserminnen? Auch die heutige bretonische Sage weiß von ihnen, freilich nur halbverschollene Kunde. Sie hausten einsam in der Stille des Waldes und besonders bei Quellen. Oft sah man im Kastanienwald an der Quelle von Keranborn nachts bei einer brennenden Kerze eine schöne Fee in weißem Kleide sitzen, die sich mit einem Elfenbeinkamm die Haare schlichtete. Doch der Volksmund hat wenig von ihnen zu melden. Nur jene vielverbreitete Sage lebt noch im Liede, daß einem jagenden Grafen im Wald eine Fee entgegentritt und seine Hand begehrt und, da er vor dem unheimlichen Ehebunde zurückschreckt, ihm die Wahl läßt, ob er sieben Jahre hinsiechen oder in den nächsten drei Tagen sterben wolle.[290] Auch von der alten mythischen Geltung dieser Quellenfrauen als Schicksals- und vor allem Geburtsgöttinnen sind nur zerstreute Spuren erhalten, wenn die Feen ihren Patchen Schönheit verleihen oder bei der Geburt eines Kindes erscheinen, um ihm sein Schicksal zu weissagen. In Erinnerung daran heißen die Feen noch immer bonnes mères, bonnes dames. Lange herrschte der Brauch, wenn ein Kind geboren war, den Feen im Nebenzimmer ein Mahl aufzustellen, und noch bis in unsere Zeit herein legten Mädchen, um im selben

Jahre vermählt zu werden, rötliche Wolle, in Flittergold gewickelt, in die Ritzen eines Feensteines bei Nantes, offenbar ein altes Opfer für die göttlichen Spinnerinnen, die Schirmherrinnen der Ehe. Noch immer wachen sie über die Treue der Liebenden. Daher legen die Liebespaare, wenn sie beim Junifest zum Tanz auf die Wiese ziehen, blühenden Flachs von des Mädchens Mieder und grüne Ähren von des Burschen Hut auf dem großen Feensteine nieder, und nur die Treuen finden beim Heimgang ihre Gaben unverwelkt. Auf alten Kultus deutet auch die Sage von der Hundegrotte (grotte-ès-chiens) in der Oberbretagne. Ihr entsteigt abends ein weißer Rauch, der sich zu einer schönen Frau mit Gewanden von Regenbogenfarben gestaltet. Diese flieht die Menschen und weint um ihre verlorene Macht. Denn früher gebot sie den Winden, und man legte ihr am Eingang ihrer Grotte Blumenopfer nieder.

Daß diese über das Menschenlos waltenden Frauen die echten ursprünglichen Feen sind, beweist die Bedeutung des Namens: fée, in Berry fade, fadette, italienisch fata, lateinisch fata, die Schicksalsfrau, wie in der römischen Volkssprache die Parzen und ähnliche weibliche Gottheiten genannt wurden (fata, der Pluralis von fatum, als Nominativ Singularis gefaßt). Mit dem Vulgärlatein verbreitete sich das Wort über die Provinzen des Römerreichs und wurde dort auf die den Parzen verwandten einheimischen Göttinnen übertragen: portugiesisch fada, spanisch hada, provenzalisch fada, rhätoromanisch feda und fea, walachisch fea.[291] Am nächsten kommen noch dieser ursprünglichen Vorstellung die Feen in den Volksmärchen, wo sie — bei den Bretonen wie anderwärts — in der Regel als alte Frauen erscheinen, welche im Bettlerkleid die Herzensgüte und Wahrheitsliebe der Menschen prüfen, um durch ihre Zaubergaben zu lohnen und zu strafen, allen unschuldig Unterdrückten und Bedrängten, besonders den Armen und Einfältigen, den Waisen und Stiefkindern

zu helfen, allbekannte und allverbreitete Schöpfungen der naiven Phantasie, worin die dem Menschengemüt innewohnende Sehnsucht nach einer sittlichen Weltordnung ihren rührenden Ausdruck findet.

Der alte volkstümliche Name dieser Schicksalsfrauen hat sich demnach in der Bretagne wie im übrigen Frankreich einerseits auf verschiedene Arten elbischer Wesen, auf die ihnen nahe verwandten Wald- und Wasserminnen und das ganze Volk der Unterirdischen, anderseits auf die bauenden Riesen ausgedehnt.

Die Kunde von den Feen als Wald- und Quellenfrauen ist, wie wir sahen, im heutigen Geschlecht fast ganz erloschen. Hierfür entschädigen uns die alten keltischen Sagen, die uns in den Lais des 12. Jahrhunderts erhalten sind, durch lebendige farbenhelle Bilder voll magischem Liebreiz. Hier erscheinen die Feen wie Menschen unter Menschen, und nur ihre Schönheit überschreitet das menschliche Maß.[292] Sie senden Zauberkleinodien[293] und lehren ihre Schützlinge wunderbare Fertigkeiten; aber der häufigste, ja fast ausschließliche Gegenstand der Erzählungen ist ihr Liebesbund mit sterblichen Helden. Ihnen zeigen sie sich in der Stille des sommerlichen Waldes, ruhend im prächtigen Zelt oder badend in beschatteter Quelle. Es ist eine der verbreitetsten Sagen der Völker, daß wunderbare weibliche Wesen, welche in Vogelgestalt durch die Lüfte fliegen, sich dem ergeben müssen, der sich ihrer abgelegten Federhemden zu bemächtigen weiß. Wo die Verwandlung vergessen ist, da werden aus dem Federhemd gewöhnliche Kleider. So überrascht auch in den Lais der Ritter die Fee, wie sie im Waldquell sich badet, und sein erster Gedanke ist, ihre Kleider zu rauben.[294] Doch ist solche Begegnung in der Regel kein Zufall: ein weisendes Tier, ein zauberhaftes Wild lockt den Jäger zur Stelle.[295] Zuweilen sendet die Fee sogar Dienerinnen aus, um ihn zu sich in ihr Zelt zu laden. Sie verheißt dem Entzückten,

ihm in Liebe zu nahen, so oft er es wünsche, doch stets unter der Bedingung, daß er ihr Geheimnis aufs strengste bewahre. Er bricht das Gelübde, und stürzt sich damit in Not und Verzweiflung,[296] bis endlich die Zürnende sich seiner erbarmt und ihn entführt in ihr seliges Reich, aus dem er nimmer wiederkehrt. Sie bringt ihn auch wohl gleich nach ihrer Begegnung in ihren Wunderpalast, wo ihm die Jahrhunderte wie Tage entschwinden, und da er auf kurze Zeit in seine Heimat zurückverlangt, schärft sie ihm ein, dort weder Speise noch Trank über die Lippen zu bringen.[297] Wie nach dem griechischen Mythus der Unterwelt für immer angehört, wer dort etwas genießt, so verfällt der aus dem Lande der Seligen Kommende durch irdische Nahrung wieder den irdischen Naturgewalten, und die Zeit fordert von ihm unerbittlich die rückständige Schuld.

Das Feenreich, das bald auf der Erde, von dem benachbarten Menschenland nur durch einen Fluß geschieden, bald im hohlen Berge, bald unter dem Wasser, bald als die glückliche Insel Avalon[298] im fernen Ozean gedacht ist, entspricht seiner mythischen Bedeutung nach völlig dem unterirdischen Land des bretonischen Feenvolks, dem Geisterreich überhaupt.[299] Von dort kommen in anderen Lais auch männliche Wesen, um sich mit menschlichen Frauen zu verbinden. Der eine taucht aus dem schaurigen Waldsee; der andere fliegt aus dem hohlen Berg in Habichtsgestalt. Auch sie warnen die Geliebte davor, ihr Verhältnis zu verraten; auch hier folgt der Entdeckung Trennung und Verderben.

Was die Darstellung dieser elbischen Wesen in den Lais betrifft, so gilt von ihnen ganz besonders, was über die höfische Stilisierung der keltischen Überlieferungen gesagt wurde. Der dem Volkstümlichen abgewandte Geschmack sucht das Mythische möglichst zu verwischen. Der Name Fee wird nicht ausgesprochen: die Schönen des Waldes heißen einfach puceles Jungfrauen oder dameiseles Edelfräulein. Ihre Umgebung unterliegt dem Zeremoniell der

Zeit. Ihre freie Naturwelt fügt sich den aristokratischen Standesunterschieden der Kultur. Sie treten auf als vornehme Herrinnen, als „dames de grant seigneurie“, wie ein späterer Dichter Melusine und ihre Schwestern nennt,[300] bedient von Zofen und Kammerfrauen, beritten und geputzt im ganzen Luxus höfischer Pracht als das Idealbild französischer Edeldamen in den Tagen Eleonorens von Poitou.[301]

* *
*

Ich habe in den folgenden Blättern ein Spielmannsbuch zusammengestellt, wie es etwa ein normannischer Parleor des 13. Jahrhunderts bei sich führen mochte. Die einzelnen Novellen sind nicht nach der Chronologie ihrer Abfassung, sondern nach der Art der behandelten Gegenstände geordnet. Den Reigen eröffnen die Feen- und Elbensagen, unter denen „Herr Orfeo“ wegen seiner literargeschichtlichen Einleitung voransteht. Dann folgen andere Lais, Legende und Fableau, und den Schluß bildet ein kleiner Roman. Ich habe an meinen Vorlagen mit schonender Hand manches gekürzt und vereinfacht, auch wohl da und dort ein Licht aufgetragen; doch wird der Kenner finden, daß ich im ganzen den Originalen treu gefolgt bin. Nur im „bunten Zelter“ und noch mehr im „Tänzer unserer lieben Frau“, wo wörtliche Wiedergabe geradezu ein Unrecht gegen den redseligen alten Dichter gewesen wäre, habe ich von jener größeren Freiheit Gebrauch gemacht, welche ein mittelalterlicher Übersetzer unbedenklich für sich zu beanspruchen pflegte. Die vor Jahren von mir veröffentlichten Lais von Marie de France und Aucassin erscheinen hier in sorgfältiger Überarbeitung.

So befehle ich denn diese Proben altfranzösischer Erzählerkunst dem Wohlwollen aller derer, welche noch jugendlich genug empfinden, um sich an ihrem schlichten Zauber zu erfreuen.





Herr Orfeo

Manch Buch von weisen Meisters Hand
Tut Wundermären uns bekannt.
Da lesen wir der Lieder viel,
Erdacht für Sang und Saitenspiel.
Das sagt von Freuden, das von Klagen
Und das von Fest- und Wonnetagen;
Das sagt von Listen und Verrat
Und das von Glück und kühner Tat.
Da hört ihr Schwank und Schelmerei;
Auch Feenmärchen sind dabei.
Jedoch die meisten weit und breit
Erzählen Liebeslust und -leid.
Die Lieder sind, wie wir vernommen,
Aus der Bretonen Land gekommen.
Erfuhren die von alten Dingen,
Gleich ließen sie die Harfe klingen,
Ersannen Wort und Melodie
Der Lieder und benannten sie.
Manch schöne Märe dieser Art
Hab' ich im Geiste treu bewahrt.
Hört an, ihr Herrn, will's euch behagen,
Laßt von Herrn Orfeo mich sagen!

Das war ein König vielgenannt,
In seinen Tagen weitbekannt,
Ein kühner Mann nach Heldenbrauch,
Und fein und milde war er auch.
Dem König Orfeo gefiel
Vor allen Dingen Harfenspiel.
Sein Tor stand Harfnern gastlich offen,
Und jeder durft' auf Ehren hoffen.
Er selber wandte Fleiß und Acht
Auf Saitenspiel bei Tag und Nacht,
Daß man in keinem Erdenland
Je einen bessern Harfner fand.
Und wem sein Harfenschlag erscholl,
Dem war's als tönt' ihm wonnevoll
Vom Paradies ein Freudensang;
So süß war seiner Saiten Klang.
Dem Herrn zur Seite saß im Saal
Frau Heurodis, sein Ehgemahl,
Das allerschönste Frauenbild,
Voll Lieb' und Güte sanft und mild.
Es war im Anbeginn des Mai,
Wenn Frost und Wintersturm vorbei,
Die Lüfte warm und lieblich wehn,
Die Wiesen ganz voll Blumen stehn,
Die Zweige glühn im Blütenschwall
Und Wonne blüht allüberall,
Da zog's die Herrin aus dem Haus;
Zwei Jungfraun nahm sie mit hinaus:
So gingen sie zur Mittagstunde
Lustwandeln in des Gartens Grunde
Und schauten, wie die Blumen sprangen,
Und lauschten, was die Vögel sangen.
Dann saßen sie und hielten Rast
Im Schatten unterm Lindenast.
Bald sank die schöne Königin

Zum Schlummer auf den Rasen hin.
Die Mägdlein ließen sich nicht hören
Aus Furcht, der Herrin Schlaf zu stören.
So gingen Stunden hin; sie lag
Und schlief bis in den Nachmittag.
Mit einemmal erwachte sie
Entsetzten Blicks und weint' und schrie,
Rang ihre Glieder unter Klagen,
Begann wie rasend sich zu schlagen,
Zerriß ihr prächtiges Gewand
Und kratzte sich mit blutger Hand.
Die Mägdlein voller Angst entrannen
Zum Schloß und riefen Herrn und Mannen:
„Ach, unsre Frau! Lauft, lauft behende!
Sie rast. O haltet ihr die Hände!“ —
Die Ritter eilten und die Damen;
Wohl mehr als sechzig Jungherrn kamen
Zum Gartengrund in schnellem Lauf.
Man hob die Herrin sorglich auf,
Trug sie zu Bette voll Erbarmen
Und hielt sie fest mit starken Armen.
Sie aber sinnlos sprach kein Wort
Und wollte schreiend auf und fort.
Herr Orfeo vernahm's zur Stunde;
Nie ward ihm eine leidre Kunde.
Er kam mit einer Ritterschar
Zur Kammer, wo die Herrin war,
Sah sie voll Mitleid und begann:
„Mein süßes Lieb, was kommt dich an?
Du warst bis heut so sanft und still
Und schreist mit einmal laut und schrill.
Wie hast du deine weiße Haut
Mit deinen Nägeln ganz zerkraut?
Dein Antlitz, ach, dereinst so rot,
Nun ist es bleich, als wärst du tot!

Auch deine Finger sehn so blaß,
Die zarten, und von Blute naß.
Weh! deiner Augen lieblich Paar,
Wie feindlich blickt es auf mich dar!
Ich bitt' um Gnade, Herrin mein,
Laß dieses jammervolle Schrein
Und künde mir dein Leid und sag,
Welch Ding dagegen helfen mag!" —
Da ward sie still und faßte sich;
Sie lag und weinte bitterlich
Und sprach darauf zum König so:
„Ach, mein Gemahl, Herr Orfeo!
Seitdem wir zwei zuerst uns sahn,
Hat keins dem andern weh getan.
Nein, wie mein Leben liebt' ich dich
All diese Zeit und so du mich.
Und ach, nun sollen wir uns meiden!
Gehab dich wohl, denn ich muß scheiden!" —
„Weh mir!" rief er mit bangem Sinn,
„Zu wem denn willst du und wohin?
Wohin du gehst, geh' ich mit dir,
Und wo ich geh', du gehst mit mir." —
„Nein, nein! Das ist uns nicht beschert!
Vernimm, Herr, was uns widerfährt:
Als ich heut mittag lag im Traum
Im Garten unterm Lindenbaum,
Da trat in voller Waffenzier
Ein schönes Ritterpaar zu mir;
Die mahnten mich, schnell aufzustehn,
Zum König, ihrem Herrn, zu gehn.
Ich sprach mit strengem Angesicht,
Ich dürfe nicht und wolle nicht.
Sie sprengten fort in raschem Lauf;
Da zog ihr König selbst herauf
Mit hundert Rittern oder mehr

Und Jungherrn einem ganzen Heer.
Sie ritten all auf weißen Rossen,
Von weißem Prachtgewand umflossen;
In meinem Leben sah ich nicht
So schöne Wesen rein und licht.
Und ihres Königs Krone war
Nicht goldesrot, nicht silberklar;
Sie war aus einem Edelstein,
Der strahlte hell wie Sonnenschein.
Er ritt zu mir, und alsobald
Zwang er mein Sträuben mit Gewalt.
Ich mußte mit von dannen reiten
Auf einem Zelter ihm zur Seiten,
Und so entführt' er mich in Hast
Nach seinem herrlichen Palast,
Ließ Burgen mich und Türme schaun
Mit Strömen, Wäldern, Blumenaun,
Und wies mir seiner Rosse Pracht.
Dann ward ich wieder heimgebracht
Zum Garten an den alten Ort;
Doch scheidend sprach er dieses Wort:
‚Sieh zu, daß ich dich morgen finde
Um diese Zeit, bei dieser Linde!
Dann mußt du fort mit meiner Schar
Und mit uns leben immerdar.
Jedoch versäumst du diese Frist,
Wir holen dich, wo du auch bist.
Dann aber, Frau, das sollst du wissen,
Dann wird dir Glied um Glied zerrissen,
Und nichts kann dich davor bewahren,
Mußt doch mit uns von dannen fahren!'" —
  Als Orfeo die Mär' vernahm,
„Ach!" rief er, „ach!" in bittrem Gram,
„Viel lieber wär' mir, Leib und Leben,
Als so mein Weib dahinzugeben!" —

Soviel er auch um Hilfe bat,
Hier wußte niemand Trost und Rat.
Am andern Tag zur Mittagzeit,
Da legt er an sein Waffenkleid
Und tausend Ritter um ihn her
Mit starkem Arm und grimmer Wehr.
Die Helden alle zogen hin
Zur Linde mit der Königin
Und deckten sie nach allen Seiten,
Für sie zu stehen und zu streiten.
Sie wollten eh'r im Tod erblassen,
Als ihre Herrin von sich lassen.
Doch unversehns aus ihrer Runde
Verschwand die Frau zur Mittagstunde,
Mit Geistermacht hinweggenommen;
Sie wußten nicht, wie das gekommen.
Da schrieen alle weh und ach.
Der König ging in sein Gemach,
Lag oft in Ohnmacht auf den Steinen
Und ließ nicht ab mit bittrem Weinen;
Der Jammer bracht' ihm fast den Tod.
Es gab kein Heil für diese Not.
Nach seinen Grafen nah und fern
Besandt' er und den edlen Herrn,
Stand auf im Hoftag der Vasallen
Und sprach: „Ihr Herren, vor euch allen
Leg' ich die Sorg' um Volk und Land
In meines ersten Truchseß Hand,
Daß er auf Recht und Frieden halte,
An meiner Statt des Reiches walte.
Ich hab' mein liebes Weib verloren,
Das schönste, das je ward geboren.
Nun will ich alle Frauen fliehn
Und einsam in die Wildnis ziehn,
Um unter Bäumen grau und alt

Zu hausen mit dem Tier im Wald.
Und endet meines Lebens Qual,
So kommt und haltet Königswahl.
Nun lebet wohl, laßt insgemein
Euch all mein Gut empfohlen sein!“ —
Da jammerten und weinten alle;
Von Klageruf erscholl die Halle.
Den Herrn und Mannen in der Runde
Erstarb vor Weh das Wort im Munde.
Sie lagen flehend auf den Knien
Und baten und beschwuren ihn,
Nicht so von ihnen wegzugehn.
Er sprach: „Laßt ab! Es muß geschehn!“ —
  Er nahm aus all der Herrlichkeit
Nichts als ein schlechtes Pilgerkleid.
Er hatte weder Hemd noch Hut
Noch Leibrock noch ein andres Gut;
Nur seine Harfe trug er mit,
Da barfuß er das Tor durchschritt,
Und niemand wollt' er zum Geleit.
Wer kündet all des Volkes Leid,
Als er, der Herr, an dem es hing,
So bettelarm ins Elend ging?
  Durch Wald und Heide ganz allein
Zog er in öde Wüstenein.
Fern allem Labsal und Behagen
Lebt er in Unlust und Entsagen.
Gewohnt, im Purpurbett zu ruhn,
Im Prunkgemach, wie liegt er nun?
Auf harter Heide hingestreckt,
Mit Gras und Blättern zugedeckt.
Er, dem einst Burg und Wiesenplan
Mit Wald und Wasser untertan,
Nun wühlt bei Schnee und Sturmgetos
Der König sich ein Bett im Moos.

Vor dem einst Herrn von hohem Namen
Das Knie gebeugt und edle Damen,
Kein holder Anblick wird ihm mehr;
Nur wild Gewürm kriecht um ihn her.
Und dem in Schüssel und Pokal
Dereinst sich bot das reichste Mahl,
Der muß den ganzen Tag nun graben,
Um sich an Wurzeln zu erlaben.
Im Sommer fand er, sich zu nähren,
Manch wilde Frucht und süße Beeren;
Doch winters war da nichts als Rinden
Und Wurzeln, Gras und Laub zu finden.
Bei solchem Darben schwand ihm bald
Des Leibes Kraft und Wohlgestalt.
Wer sagt euch all die Leiden her,
Die er zehn Jahre trug und mehr?
Sein Haupt ward struppig wildbehaart;
Zum Gürtel hing sein schwarzer Bart.
Die Harfe war all diese Zeit
Sein einzger Trost in Not und Leid.
Sie lag im hohlen Baum verborgen,
Und kam ein sonnig klarer Morgen,
Schlug er die Saiten wundervoll,
Daß hell es durch die Wälder scholl.
Dann schlichen aus dem tiefen Tann
Die Tiere voller Lust heran.
Des Waldes Vögel kamen auch
Und füllten ringsum Busch und Strauch;
Von allen Zweigen lauschten sie:
So süß war seine Melodie.
Erst wenn sein Spiel zu Ende war,
Zerstreute sich der Hörer Schar.
Oft auch zu heißer Mittagstunde
Sah er im stillen Waldesgrunde
Den Elfenkönig mit Geleit

Hinjagen durch die Einsamkeit.
Mit Hörnerklang und Jägerschrei,
Mit lauter Meute fuhr's vorbei,
Doch sah er sie kein Wild verwunden,
Und alles war im Nu verschwunden.
Dann wieder durch der Wälder Mitten
Kam's wie ein Kriegsheer angeritten,
Wohl tausend Ritter, wie zum Streit
Bewehrt mit prächtgem Panzerkleid.
Stolz kamen sie dahergezogen,
Und viele Schlachtpaniere flogen,
Die Schwerter blitzten blank im Licht;
Wohin es ging, er wußt' es nicht.[1]
Ein andermal in Waldesaun
Sah er beim Tanze Herrn und Fraun;
Die schritten zierlich Hand in Hand
In buntem, köstlichem Gewand,
Und manch ein Spielmann ging dabei,
Trompet' und Trommel und Schalmei.
  Einst ohne Herrngeleite kamen
Zu Rosse sechzig edle Damen
Vorbeigesprengt in muntrer Hast,
Schmuck wie der Vogel auf dem Ast.
Sie ritten, Falken auf den Händen,
Zur Beize nach den Stromgeländen,
Sie störten auf manch wilden Schwan,
Krickente, Reiher, Kormoran;
Kaum stoben die aus Fluß und Teich,
Erspähten sie die Falken gleich
Und stießen auf ihr Wild im Nu.
Mit Lachen sah der König zu:
„Traun," sprach er, „welch ein schönes Spiel,
Das mir auch manchen Tag gefiel!
Ich will doch gehn, es anzuschaun." —
So trat er näher zu den Fraun,

Und gleich, wie er die erste sah,
Welch Angesicht erkannt' er da?
Er sah's mit Augen, sah's gewiß:
Es war sein Weib, Frau Heurodis.
Sie blickten hold einander an
Und standen stumm in selgem Bann.
Da sie den Herrn so elend fand,
Ward sie von Mitleid übermannt.
Doch kaum gewahrten die Genossen,
Daß ihr vom Auge Tränen flossen,
War sie umringt und mit Gewalt
Davongeführt im wilden Wald.
  Da rief er jammernd nach dem Tod:
„Ach dieser neuen Herzensnot!
Darf ich denn nicht in meinen Wehn,
Nach diesem Anblick nicht vergehn?
Was soll mir Leben noch und Leib,
Da mir versagt, mit meinem Weib
Und ihr mit mir ein Wort zu sprechen?
Warum will mir das Herz nicht brechen?“ —
Doch schnell entschloß er sich und sprach:
„Der Spur der Frauen folg' ich nach.
Wohin sie reiten, geh' auch ich,
Und wär's mein Tod, was kümmert's mich?“ —
Er macht sich auf in raschem Schritt;
Auch seine Harfe nimmt er mit.
So wandert er im Pilgerrock
Von dannen über Stein und Stock.
  Die schönen Frauen zogen ein
Im hohlen Berg, er hinterdrein
Durch einen finstern Felsengang;
Der dehnte sich drei Meilen lang.
So kam er in ein Land der Wonne,
Licht wie am Sommertag die Sonne,
Mit grünen Flächen, sanften Aun;

Nicht Tal noch Hügel war zu schaun,[2]
Und wunderherrlich aus dem Grün
Stieg eine Feste stolz und kühn.
Die äußern Mauern waren all
So klar durchleuchtig wie Kristall;
Der hundert Türme Zinnenkranz
Erglomm in zartem Perlenglanz;
Man sah hoch aus den Wassergräben
Viel goldne Mauerpfeiler streben.
Die Giebel waren emailliert,
Mit Tiergestalten bunt geziert.
Von Edelstein war Saal und Haus;
Die strahlten heitern Schimmer aus.
Nie ward es Nacht in diesem Land;
Denn wenn des Tages Helle schwand,
So glühte weithin das Gestein
Licht wie der Sonne Mittagschein.
Zu schildern dieser Werke Pracht,
Liegt traun in keines Menschen Macht.
„Das ist," so dachte sich der Gast,
„Des Paradieses Hofpalast." —
  Die Frauen stiegen dort vom Rosse,
Und ihre Schar verschwand im Schlosse.
Der König lief und schlug ans Tor;
Der Pförtner schaute flink hervor
Und fragte: „Was ist dein Begehr?"
Er sprach: „Als Spielmann komm' ich her,
Und deinen Herrn, wenn's ihm gefiele,
Möcht' ich erfreun mit Saitenspiele." —
Der Torwart ohne weitre Worte
Erschloß ihm unverweilt die Pforte.
  Den Hof erfüllten still und bleich
Zahllose Menschen, Toten gleich,
Aus Lebensblüte weggeraubt:
Der ohne Arm, der ohne Haupt

Und der durchbohrt von tiefen Wunden,
Der wie ein Rasender gebunden.
Der saß zu Roß im blanken Stahl;
Der andre schien erwürgt beim Mahl,
Der dort ertränkt in Wassersflut
Und der versengt von Flammenglut;
Auch Fraun im Fieber wie von Sinnen
Und tote junge Wöchnerinnen
Und wieder andre schlummertrunken,
Wie tief in Mittagsschlaf versunken.
Und eine Linde stand daneben:
Dort lag sein Weib, sein liebes Leben,
In regungslosen Schlaf gebannt;
Sie war's, wohl kannt' er ihr Gewand. [3]
Als er bestaunt die Wunder alle,
Ging er hinein zur Königshalle.
Dort strahlt ein Thron in heitrer Pracht,
Von goldnem Himmel überdacht.
Der Elfenkönig saß darin
Und seine holde Königin
Mit lichten Kronen und Gewanden.
Den Thron in weitem Ring umstanden
Die Ritter all im weißen Kleid,
Auf ihres Herren Wink bereit.
Herr Orfeo sah hin und wieder
Und kniete dann geblendet nieder:
„O Herr," sprach er, „laß dir's gefallen,
Daß meine Saiten vor dir schallen!" —
Der König blickt ihn fragend an
Und spricht: „Was bist du für ein Mann?
Wie kommst du mir daher ins Haus?
Wir schickten niemand nach dir aus.
Solang ich walte dieser Aun,
War nie ein Menschenkind zu schaun,
Das mir zu nahn sich unterstand,

Wenn ich nach ihm nicht ausgesandt.“ —
„Herr,“ sprach er, „glaube meinem Schwur:
Ein armer Spielmann bin ich nur.
Wir wandern stets landein landaus
Nach großer Herren Hof und Haus.
Empfängt man uns oft nicht in Gnaden,
Wir spielen auf auch ungeladen.“ —
So saß er nieder vor dem Thron
Und prüfte seiner Harfe Ton;
Mit kund'ger Hand stimmt er sie leise
Und schlug dann eine süße Weise,
Daß alle, die den Klang vernahmen,
Durchs Schloß dahergelaufen kamen
Und rings in wonnigem Behagen
Entzückt vor seinen Füßen lagen.
Der Elfenkönig schwieg und lauschte,
Wie voll der Klang zum Ohre rauschte;
Er blickt mit Lächeln vor sich hin,
Und huldreich horcht die Königin.
Doch wie die holde Weise dann
Verklang, da hub der König an:
„Dein Spiel gefällt mir! Rede frei,
Verlang von mir, was es auch sei!
Ich sichre hohen Lohn dir zu.
Erprob es nur! Was wünschest du?“ —
Da fleht der Harfner inniglich:
„So gib mir, Herr, ich bitte dich,
Die lichte Frau, die dort im Traum
Liegt unter jenem Lindenbaum!“ —
„Nein,“ rief der König drauf, „fürwahr,
Ihr gäbt ein allzu traurig Paar!
Denn du bist dürr und schwarz und rauh,
Und fehllos lieblich ist die Frau.
Es würde wahrlich übel stehn,
Die Schöne dir gesellt zu sehn.“ —

„Doch, edler König, glaube mir,
Viel übler wahrlich stünd' es dir,
Dein königliches Wort zu brechen!
Du gabst mir eben das Versprechen,
Mir jede Bitte zu gewähren:
So halte, Herr, dein Wort in Ehren!" —
Der König sprach: „Du mahnst in Treun.
So nimm sie, dich an ihr zu freun!
Magst frei mit ihr von dannen ziehn." —
Er dankte freudig auf den Knien,
Ging hin und nahm sie an der Hand
Und räumte hastig Burg und Land.
Sie eilten auf den alten Wegen
Zum Berg hinaus, der Welt entgegen.
  So kam als unbekannter Mann
Der Herr vor seiner Hauptstadt an.
Neugierig macht er Halt am Tor.
Ein niedres Hüttlein stand davor;
Ein armer Bettler hauste drin.
Zu ihm führt er die Königin;
In seiner Herberg eng und klein
Kehrt er als armer Spielmann ein.
Er frägt ihn plaudernd mancherlei,
Und wer des Landes Herrscher sei.
Der Mann begann, auf seine Fragen
Ihm alles treulich anzusagen:
Wie einst die Königin verschwand,
Hinweggeführt von Geisterhand;
Wie drauf der Herr ins Elend ging,
Von dem man niemals Kund' empfing,
Und wie der Truchseß zehen Jahr
Seitdem des Landes Hüter war.
  Am Mittag zog der König aus
Und ließ die Frau im kleinen Haus.
In Fetzen hing das Kleid um ihn,

Wie's ihm sein armer Wirt geliehn;
Die Harfe trug er umgehangen;
So kam er durch die Stadt gegangen.
Ihn blickten Graf und Edelmann,
Die Fraun und Bürger staunend an.
„Seht, welch ein Mann!“ so riefen sie,
„Sein Bart hängt nieder bis zum Knie.
Vor Haar sieht man sein Antlitz kaum,
Und hager ist er wie ein Baum.“ —
So durch die Gassen wandert er;
Der Truchseß kam des Wegs daher.
Den ging er an mit lautem Schrei:
„Herr Truchseß, steht mir gnädig bei!
Helft einem armen Harfenmann,
Der aus der Heidenschaft entrann!“ —
Da sprach der Truchseß: „Komm mit mir!
Was mein ist, Mann, teil' ich mit dir.
Zu Ehren meines armen Herrn
Bewirt' ich jeden Harfner gern.“ —
Der Truchseß saß im Königssaal
Mit manchem edlen Herrn beim Mahl.
Da waren guter Harfner viel,
Trompete, Trommel, Geigenspiel;
Zusammenklang's mit mächt'gem Schalle.
Auch Orfeo saß in der Halle
Und lauschte, bis der Schwall zerrann.
Dann hub er selbst zu harfen an
Und schlug den allerhellsten Klang,
Der je zu Menschenohren drang.
Mit Freuden horchte groß und klein;
Der Truchseß sah betroffen drein,
Gerührt von altvertrautem Tone:
„Ei, Spielmann, sag, daß Gott dir's lohne!
Die Harfe klingt mir so bekannt;
Wie kam sie, sprich, in deine Hand?“ —

„Die fand ich in der Ferne weit,
In wilder Waldeseinsamkeit.
Sie lag bei einem toten Mann,
Den Wölfe fraßen tief im Tann.
Zehn Jahre, dünkt mich, sind es her.“ —
Der Truchseß rief und weinte sehr:
„Weh mir! Nie werd' ich wieder froh!
Das war mein König Orfeo!
O weh dem Tag, der mich geboren,
Daß ich so lieben Herrn verloren!
Wie war so karg ihm Glück und Frieden
Und ach, solch schnöder Tod beschieden!“ —
Zu Boden warf er sich im Schmerz.
Man sprang ihm bei: „Herr, faßt ein Herz!
Der Tod hört nicht auf unser Klagen.
So läuft die Welt: man muß es tragen.“ —
Doch Orfeo ersah daran,
Sein Truchseß sei ein treuer Mann,
Erprobt in jeglichem Geschick.
Da stand er auf mit heitrem Blick
Und sprach zu dem Getreuen so:
„Wär' ich dein König Orfeo
Und hätt' in ferner Wälder Mitten
Viel Not und Herzeleid erlitten
Und hätte dann im Spielmannskleid
Mein Weib aus Elfenmacht befreit
Und her vor meine Stadt gebracht
Und mit ihr Herberg diese Nacht
In eines Bettlers Haus genommen
Und wäre nun hieher gekommen
So arm und fahl, wie ich es bin,
Dir zu versuchen Herz und Sinn
Und fände dich in solchen Treun,
So solltest du das nicht bereun:
Du solltest traun nach meinen Tagen

In diesem Reiche Krone tragen!“ —
Da ward es allen Hörern klar,
Daß er ihr Herr und König war.
Der Truchseß, erst vor Freude stumm,
Sprang auf und stieß die Tafel um
Und warf sich seinem Herrn zu Füßen,
Und alle knieten, ihn zu grüßen.
Sie riefen wie aus einem Munde:
„Ihr seid's, gepriesen sei die Stunde!“
Dienstfertig, wie's dem Herrn gebührt,
Ward er sogleich ins Bad geführt.
Ihm wurden Haar und Bart gepflegt
Und Königskleider angelegt.
Dann aber holten groß und klein
Im Zug die Herrin festlich ein.
Hei, wie es da im Überschwang
Des Jubels ringsum sang und klang!
Die beiden kehren heil zurück,
Und alles weint vor Freud' und Glück.
Man führte sie zum Königssaal
Und krönte sie zum andernmal.
Nach ihrem Tode ward die Krone
Dem Truchseß, dem Getreun, zum Lohne.
  Die Märe ging von Mund zu Mund
Und ward bretonschen Harfnern kund.
So kam's, daß dieses Lied entstand;
Das ist nach Orfeo genannt.
Man kennt es in der Sänger Kreise:
Gut ist das Wort und süß die Weise.
  Solch Los ward Orfeo zu teil.
Gott spend uns allen Trost und Heil!





Lanval

von Marie de France

Was uns ein andres Lied erzählt,
Hab' ich für meinen Reim erwählt.
Nach einem schönen Königssohne,
Nach Lanval nennt es der Bretone.
Zu Carduel[1] im Königsschloß
Hielt Artur Hof mit reichem Troß.
Er lag im Kampfe mit den Rotten
Der wilden Pikten und der Schotten,[2]
Die Englands Boden hart beschwerten
Und rings mit Raub und Brand verheerten.
Auf einen Pfingstentag geschah's,
Daß Artur dort zu Hofe saß,
Mit reicher Hand zu lohnen
Den Grafen und Baronen
Aus jenem weltberühmten Bunde
Der Ritter von der Tafelrunde.
Er gab den Helden Fraun und Lehn;
Ein einz'ger nur ward übersehn:
Herr Lanval war's, den er vergessen,
Und auch kein andrer mahnt ihn dessen.
Der stammt von königlichen Herrn;
Doch lag sein Erbland allzu fern.

Er hatte, mit dem Hof zu leben,
All seine Habe ausgegeben.
Von Artur ward ihm nichts beschert,
Und selber hat er nichts begehrt.
So kam der Held zu trübem Sinn;
In Nöten dacht' er her und hin.
Ihr Herren, stoßt euch nicht daran!
Es war ein ratlos fremder Mann.
Weh, wenn ihr fern der Heimaterde
Nicht wißt, woher euch Hilfe werde!
Lanval saß eines Tags zu Roß
Und ritt zur Kurzweil aus dem Schloß.
Fern aus der Stadt lenkt er den Lauf
Und ritt an einem Strom hinauf,
Der reißend über Wiesen floß.
Dort stieg er ab; dem scheuen Roß
Löst er den Gurt und läßt es grasen;
Es wälzt sich auf dem grünen Rasen.
Er selber legt sich in die Kühle
Und rollt den Mantel sich zum Pfühle
Und sinnt verdrossnen Angesichts;
Was er auch sieht, es freut ihn nichts.
So liegt er lang in Sorgen wach
Und schaut des Stromes Wellen nach.
Da kamen ihm zwei Fräulein nah,
Wie sie kein Auge schöner sah.
Ein dunkel purpurnes Gewand
Hielt ihre Lenden knapp umspannt.
Es trug die ältre von den zwein
Ein goldnes Becken reich und fein;
Die andre Maid, ein blühend Kind,
Die trug ein Handtuch weiß und lind.
Sie gingen grad dem Orte zu,
Da Lanval pflag der Mittagsruh,
Und er, der wohlgezogne Degen,

Sprang auf und ging den Fraun entgegen.
Sie grüßten ihn mit holdem Mund
Und taten ihre Botschaft kund:
„Die Schönste über Land und Meer,
Die uns gebietet, schickt uns her,
Sir Lanval, Euch zum Frommen:
Wollt Ihr nicht mit uns kommen?
Nehmt uns als sicheres Geleit!
Seht dort ihr Zelt! Es ist nicht weit.“ —
Schnell ward Herr Lanval ihr Genoß;
Nicht länger dacht' er an sein Roß,
Das vor ihm graſt im grünen Feld.
Sie kamen bald zum Luftgezelt;
Das war so herrlich, daß gewiß
Die Königin Semiramis,
Wär' sie auch von noch größrem Wesen,
Noch reicher, mächtiger gewesen,
Selbst Kaiser Octavian der hehre
Zu arm, um es zu kaufen wäre.[3]
Hoch oben saß ein goldner Aar,
Ein Bildwerk köstlich wunderbar.
Weit schien das Zelt durch das Gelände;
Goldseile spannten seine Wände,
Geknüpft an goldne Haken,
Die rings im Rasen staken.
Und eine Jungfrau lag darin;
Vor deren Schönheit schwindet hin
Der Lilie Glanz, der Rose Glühen,
Die jung in Sommertagen blühen.
Des Bettes Tücher glänzten reich,
An Wert wohl einem Schlosse gleich,
Darauf im Hemd die Schöne lag
Und leichthin sich am heißen Tag
Mit Hermelin und Purpur deckte,
Der halb nur all den Reiz versteckte.

Ihr Antlitz, ihre junge Brust
Erblinkten zart wie Weißdornblust.
Zum Zelte trat der edle Mann;
Die schöne Maid rief ihn heran.
Zu ihr ans Bette setzt er sich.
Sie sprach: „Mein süßer Freund, um dich
Komm' ich aus weiten Landen her;
Nur dich zu schaun, ist mein Begehr,
Und bist du ritterlich und brav,
So soll nicht Kaiser, Fürst noch Graf
Mehr Freuden schaun in diesem Leben;
Denn ich bin ganz dir hingegeben.“ —
Er hört's, von ihrer Schönheit trunken:
Ihm fällt ins Herz der Minne Funken;
Das flammt in seliger Begier.
Mit holden Blicken sagt er ihr:
„Und seid Ihr, Schöne, so gesonnen,
Und schenkt mein Glück mir solche Wonnen,
Daß Ihr mich wollt zum Liebsten wählen, —
Was Ihr geruht mir zu befehlen,
Vollbring' ich, wie es Liebe soll,
Ob es nun klug sei oder toll!
Ich dien' Euch ganz mit Herz und Hand;
Um Euch verlass' ich Leut' und Land.
Es bleibt mein einz'ger Wunsch auf Erden,
Nie mehr von Euch getrennt zu werden.“ —
Da so die Maid ihn reden hört,
Die liebend ganz ihm angehört,
Gibt sie ihm Seel' und Leib in Pflege.
Nun lachen ihm des Glückes Wege.
Sie leiht ihm eine Wundergabe, —
Nicht braucht er ferner andre Habe, —
Daß alles, was er wünschen mag,
Vor ihm erscheine Nacht und Tag,
Daß ihm das Gold wächst in den Händen,

Je mehr er dessen mag verschwenden.
„Ich mahn' dich, Freund," so sprach sie dann,
„Ich bitt' dich und befehl' dir an:
Hehl unsre Liebe still und stumm!
Denn hör und merke wohl, warum?
Auf immer hast du mich verloren,
Komm' ich mit dir in Menschenohren;
Du würdest nie mehr mein genießen,
Mich nie mehr in die Arme schließen."
Da gab er eifrig das Versprechen,
Nie das Geheimnis ihr zu brechen.
Er kam der Holden zärtlich nah;
Gar süße Herberg ward ihm da,
Und es begann zu nachten,
Eh sie ans Aufstehn dachten.
Doch er wär' länger noch geblieben,
Hätt' ihn sein Lieb nicht fortgetrieben:
„Auf, süßer Freund, wir müssen eilen!
Du darfst nicht länger hier verweilen.
Geh du hinweg! Ich bleibe hier.
Doch hör zuvor noch dies von mir:
Wann es auch sei, verlangst du mein,
So wird kein Ort auf Erden sein,
Wo ich nicht alsbald dir erscheine
Und dir in Minne mich vereine.
Kein Mensch hört meiner Stimme Laut,
Und nur von dir werd' ich erschaut." —
Er küßt ihr freudig Mund und Hand.
Dann bringt man ihm ein neu Gewand;
Die Botinnen, die Fräulein beide,
Umhüllen ihn mit Samt und Seide, —
Und sieh, da mochte wohl auf Erden
Kein schönrer Held gefunden werden,
So adlig und so fein wie er.
Die Mägdlein trugen Wasser her,

Das Tuch zum Trocknen, und sodann
Bot man ein Mahl den beiden an.
Er saß am Tisch mit heitern Mienen,
Ließ mit der Liebsten sich bedienen.
Doch süß und lieblich deucht' ihn gar,
Was ihre Zwischenspeise war:[4]
Mit Mund an Mund zu liegen
Und Leib an Leib zu schmiegen.
Als nun die Mahlzeit war vorbei,
Da führten sie sein Roß herbei,
Zum Ritt gesattelt und gezäumt.
Es ward an ihm kein Dienst versäumt.
Drauf nahm er Abschied, sprang zu Roß
Und ritt zurück ins Königsschloß.
Oft blickt er staunend hinter sich,
Indem's wie Zweifel ihn beschlich.
Was ihm geschehn, er faßt es kaum:
War all das wirklich? War's ein Traum?
Zur Herberg ritt er ein und fand
Die Mannen all im Festgewand.
Von nun an ging's in Saus und Braus;
Er hielt ein prächtig großes Haus,
Ob's ihn gleich selber wunder nahm,
Woher ihm all der Reichtum kam.
Es weilt kein Ritter in der Stadt,
Der Hilf' und Obdach nötig hat,
Den Lanval nicht zu sich entbeut,
Mit edler Gastlichkeit erfreut.
Lanval schenkt Gaben reich und groß;
Lanval kauft die Gefangnen los;
Lanval reicht Kleider den Jongleren;
Lanval hält Hof in Pracht und Ehren.
Hei, wie sein Herz in Freuden lacht!
Sei es bei Tag, sei es bei Nacht,
Stets kann er schaun sein Lieb im stillen,
Und alles geht nach seinem Willen.[5]

Im selben Jahr begab sich's dann,
Bald nach dem Fest von Sankt Johann,
Daß dreißig Ritter hochgeboren
Zur Kurzweil zogen aus den Toren
Nach einem schatt'gen Garten hin
Nah bei dem Turm der Königin.
Darunter war der Held Gawain
Mit seinem schönen Freund Iwein.
Da sprach Gawain der kampfgewandte,
Den jeder liebte, der ihn kannte:
„Bei Gott, ihr Herren, hört mich recht!
Wir handelten an Lanval schlecht,
Der doch so höfisch mild und gut,
Ein edler Held von Königsblut,
Daß, als wir aus dem Schlosse kamen,
Wir ihn nicht mit zum Spiele nahmen.“ —
Da zogen sie vor Lanvals Haus
Und führten ihn mit sich hinaus.
Im schöngewölbten Fenster lag
Die Herrin diesen Nachmittag;
Drei Frauen saßen ihr zur Seite.
Sie sahn, wie in der Herrn Geleite
Lanval vorbei zum Garten ging.
Der stolzen Fürstin Auge hing
An seiner blühenden Gestalt,
Und einer Frau befahl sie bald,
Die schönsten Mägdlein zu besenden,
Die sich an ihrem Hofe fänden,
Daß sie mit der Gebieterin
Lustwandelten zum Garten hin.
Wohl mehr als dreißig ließ sie rufen
Und stieg hinab des Turmes Stufen.
Rasch gingen die erfreuten Degen
Den königlichen Fraun entgegen
Und führten zierlich und gewandt
Die Schönen plaudernd an der Hand.[6]

Lanval ging abseits durch den Garten,
Allein in sehnendem Erwarten.
Ihn drängt's, die Liebste zu umfangen,
An ihrer schönen Brust zu hangen,
Und traun, wer solches Glück begehrt,
Was dünkt ihn sonst begehrenswert? —
Doch nun, da sie ihn einsam sah,
Trat ihm die Herrin freundlich nah;
Sie setzt sich zu dem schönen Mann
Und sagt ihm all ihr Sehnen an:
„Lanval, ich hab' Euch stets geehrt;
Ihr seid mir lieb und innig wert;
Mein ganzes Herz ist Euer:
Sagt mir, bin ich Euch teuer?
Ich will Euch meine Minne weihn;
In Lieb und Huld erfreut Euch mein!" —
Er sprach: „Laßt mich in Ehr' und Pflicht!
Nach Eurer Minne dürft' ich nicht.
Ich bin des Königs treuer Mann
Und werd' es bleiben auch fortan.
Traun, nicht um Euch und Eure Minne
Kommt jemals mir Verrat zu Sinne." —
Da zürnt die Frau von Herzensgrund,
Und üble Worte sprach ihr Mund:
„Lanval, man hat mir oft gesagt,
Daß Minnesold Euch nicht behagt.
Nicht Frauenlieb ist Euer Streben:
Schmachvoller Lust seid Ihr ergeben.
Ha, Feigling, niedrig und mißraten,
Mit Euch ist Artur schlecht beraten!
Daß er Euch nicht vom Hof verbannt,
Das büßt er in der Hölle Brand." [7] —
Wie Lanvals Herz dies Wort durchsticht,
Da säumt er mit der Antwort nicht
Und redet zornig unbedacht,

Was ihn in großes Leid gebracht:
„Frau, sinnt auf andre Rüge!
Ich lache dieser Lüge!
Mein ist das schönste Weib der Welt,
In treuer Liebe mir gesellt!
Und wißt, die letzte Zofe
An meiner Freundin Hofe,
Die allerärmste Dienerin
Gilt mehr als Ihr, Frau Königin,
An Huld und Jugendblüte,
An Zucht und Herzensgüte!“ —
Aufstand die stolze Königin
Und ging hinweg mit grimmem Sinn.
Zu schmerzlich war ihr diese Schmach.
Sie sucht mit Weinen ihr Gemach
Und legt sich herzenskrank zu Bette:
„Nie mehr verlass' ich diese Stätte,
Gibt mir der König für mein Leid
Nicht völlige Gerechtigkeit.“ —
  Froh kehrt vom Jagen aus dem Tann
Der König heim mit Roß und Mann
Und geht zum Zimmer seiner Dame.
Die ruft ihn an in bittrem Grame,
Fällt nieder, fleht um seine Gnaden:
„Lanval hat mich mit Schimpf beladen,
Der meiner Minne heut begehrte,
Und als ich ihm das Wort verwehrte,
Da schalt er und verhöhnt' er mich,
Und einer Freundin rühmt' er sich,
Die sei samt allen, die ihr dienen,
So herrlich an Gestalt und Mienen,
Daß mich noch ihre letzte Magd
An Zucht und Schönheit überragt.“ —
Das war dem König grimm und leid;
Er schwur mit einem hohen Eid:

„Kann er nicht Rechenschaft mir geben,
So geht es wahrlich ihm ans Leben!“ —
Er eilte weg; der Ritter drei
Rief draußen er sofort herbei
Und sandte sie nach Lanval aus.
Der saß in seinem leeren Haus
Und hatte jammernd bald erkannt,
Daß sich sein Glück von ihm gewandt.
Er hatte seinen Schwur gebrochen
Und das Geheimnis ausgesprochen.
Verzweifelnd saß er nun allein
In seinem öden Kämmerlein
Und rief des holden Namens Klang;
Er rief ihr laut; er rief ihr lang.
Er seufzt und jammert wieder
Und sinkt in Ohnmacht nieder.
„Vergib mir!“ fleht er fort und fort,
„O sag mir nur ein einzig Wort!“ —
Er schilt verwünschend Mund und Herz;
Fast legt er Hand an sich im Schmerz.
Nicht enden will er mehr zu klagen
Und jammernd seine Brust zu schlagen:
„Nur so viel Gnade hab für mich,
Ein einzig Mal noch zeige dich!“ —
Weh, wie doch wird's dem Armen gehn,
Wann er soll Artur Rede stehn?
Schon kommen, die der Herr gesandt:
„Lanval, Ihr folgt uns unverwandt!
Artur, der König schickt uns her;
Die Königin verklagt Euch schwer.“ —
Der Ritter folgte dem Gebot;
Am liebsten litt' er gleich den Tod,
Und als er vor den König kam,
Da stand er stumm vor Sorg und Gram,
Von großem Schmerz ein rührend Bild.

Doch Artur rief ergrimmt und wild:
„Vasall, Ihr schwatzet unbesonnen
Und habt ein schlimmes Spiel begonnen,
Daß Ihr mit Schimpf mein Haupt beschwert,
Den Ruf der Königin entehrt.
Ihr prahlt in rechter Torheit gar:
Sehr stolz ist Euer Lieb fürwahr,
Wenn ihre ärmste Dienerin
Mehr wert ist als die Königin.“ —
Der edle Held verteidigt sich,
Verwahrt sich hoch und feierlich,
Daß er des Herren Haupt entehrt
Und nach der Königin begehrt.
Doch ohne Hehl sagt er sofort,
Was er gesprochen Wort für Wort.
Die Liebe, der er sich vermessen,
Die hat ihn, ach, nun selbst vergessen.
Die Sache mag der Hof erwägen;
Er sieht dem Spruche stumm entgegen.
Noch stand der Herr in Zornesflammen.
Er rief das ganze Haus zusammen,
Sie sollten ihren Rat ihm spenden,
Nach Recht die Sache zu vollenden.
Des Hofes Mannen allzumal,
Sie taten, wie der Herr befahl,
Und sagten sich: „Wir sind mit nichten
Befugt, in diesem Fall zu richten.“ —
Als recht und gut erschien es allen,
Daß die Gesamtheit der Vasallen
Zu einem Rechtstag man besende,
Der Held mit Bürgen sich verpfände,
Den Herren sich zu stellen,
Daß sie das Urteil fällen.
Sie gingen hin und sagten frei
Dem König, was ihr Antrag sei.

„Wo sind die Bürgen?“ fragte der,
Und Lanval sah besorgt umher:
Er war verlassen und allein.
Da stellt zum Bürgen sich Gawain
Und nach ihm seiner Freunde Schar.
Der König sprach: „Reicht Pfänder dar!
Ein jeder setzt für sich, was ihr
An Lehn und Land empfingt von mir.“ —
Damit war die Beratung aus,
Und Lanval kehrte frei nach Haus.
Die Ritter gaben ihm Geleite
Und schritten tröstend ihm zur Seite.
Der Kraft gemahnten sie sein Herz,
Verwünschten seinen Liebesschmerz,
Und jeden Tag sah man sie gehn,
Um nach des Ritters Tun zu sehn,
Ob er auch esse, ob er trinke,
In Gramgedanken nicht versinke.
  Am festgesetzten Tage war
Versammelt der Barone Schar,
Der König und die Königin;
Die Bürgen führten Lanval hin.
Wie manchen Mitleid da beschlich!
Und hundert waren's sicherlich,
Die setzten alles willig ein,
Um vom Gericht ihn zu befrein:
Man zeiht ihn fälschlich schwerer Schuld.
Doch Artur brennt vor Ungeduld
Und drängt sie, über sein Verbrechen
Nach Klag' und Antwort Recht zu sprechen.
Sie gingen zögernd zum Gericht:
Was war zu tun nach Ehr' und Pflicht
Dem freien Mann aus fremdem Land,
Um den es so besorglich stand?
Die einen wollten ihn verderben,

Des Königs Gunst sich zu erwerben.
Doch Cornwalls Fürst rief laut vor allen:
„Wir richten niemand zu Gefallen!
Das Recht späht nicht nach Gunst und Dank;
Es schreitet gradaus ohne Wank.
Ihr edlen Herrn, hier schuldigt an
Der König seinen Lehensmann,
Daß er geschworner Treu vergaß,
Weil er zu rühmen sich vermaß
Sein eignes Lieb in solcher Art,
Daß unsre Herrin zornig ward.
Der König zeugt für sich allein;
Die Klage würde kraftlos sein.
Doch er ist Herr; des Herrn Begehren
Soll der Vasall nach Würden ehren.
Drum wollen wir in Lanval dringen,
Sein Lieb zum Zeugnis beizubringen.
Ist sie so schön, wie er gesagt,
So ist er fälschlich angeklagt
Und soll der Herrin Huld genießen:
Die Wahrheit darf sie nicht verdrießen.
Doch schafft er den Beweis uns nicht,
So scheid' er aus der Lehenspflicht
Und bleib' dem Hof und unsrem Herrn
Von nun an als Verbannter fern."
Zum Ritter schickten sie sofort
Und baten ihn mit mildem Wort,
Nach seiner Dame hinzusenden,
Damit sie käm', ihm Schutz zu spenden.
Er aber sprach: „Wie kann ich das,
Da mein auf immer sie vergaß?"
Die Nachricht brachte man den Herrn,
Daß Lanval jede Hoffnung fern.
Doch Artur drängt: Des Rechtes Gang
Wird seiner Königin zu lang.

Als sie zum Urteil wollten schreiten,
Da sahen sie zwei Fräulein reiten.
Auf Zeltern saß das holde Paar;
So nahten sie der Ritter Schar.
Um ihre schönen weißen Glieder
Floß leichte Purpurseide nieder,
Und jedes Auge sah sie gern.
Gawain mit andern edlen Herrn
Ging hin, wo Lanval traurig stand,
Wies nach den Fräulein mit der Hand:
„Nun freut Euch, Lanval! Sagt uns frei,
Ist Eure Dame nicht dabei?“
Er schüttelt trüb das Haupt und spricht:
„Ich kenne diese Fräulein nicht!“
Die Schönen ritten sanften Schritts
Zum Saal hinein vor Arturs Sitz;
Sie schwangen sich vom Rosse dort
Und nahmen anmutsvoll das Wort:
„Der Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Nehm' Arturs Haus in treue Wacht!
Herr König, laß uns Zimmer geben,
Geschmückt mit köstlichen Geweben!
Denn unsre Herrin folgt uns nach!
Sie hofft bei dir auf gut Gemach.“ —
Artur gewährt es ihnen gern;
Er ruft zwei ritterlichen Herrn,
Die Fraun zum Schlosse zu geleiten
Und alles würdig zu bereiten.
Dem Hof jedoch läßt er befehlen,
Nicht länger hin und her zu wählen;
Ihm schaff' es Ärger und Verdruß;
Er dringe streng nun auf Beschluß. —
„Vergebt, Herr, daß wir Rücksicht nahmen,
Als diese beiden Fräulein kamen,“
So sprachen sie, „wir hielten ein.
Bald soll der Rat beendet sein.“ —

Aufs neue setzten sie sich nieder;
Die Stimmen lärmten hin und wider.
Da kam, indessen sie noch stritten,
Ein andres Damenpaar geritten.
Hispanische Mäuler trugen sacht
Die holden Fraun in Schmuck und Pracht.
Man sah die Mäntel glänzend wallen,
Und freudig blickten die Vasallen.
„Nun," sagten sie mit heitern Mienen,
„Nun ist Herrn Lanvals Heil erschienen!" —
Gawain lief hin mit schnellem Schritt,
Und seine Freunde gingen mit:
„Nun freut Euch, Lanval, trüber Mann!
Um Gottes Liebe sagt uns an:
Es kommen andre Fraun geritten
In reicher Zier und hold von Sitten.
Da muß wohl Eure Liebste sein!" —
Doch Lanval sprach ein kurzes Nein:
„Die beiden Fräulein sah ich nie,
Noch kenn' ich sie, noch lieb' ich sie." —
Als sie dem König nahe kamen,
Da stiegen ab die beiden Damen,
Und viele Stimmen priesen laut
Der Züge Reiz, den Schmelz der Haut.
Fürwahr, sie überstrahlten weit
Die Königin an Lieblichkeit.
Die ältre brach das Schweigen
Und sprach mit artgem Neigen:
„Herr König, weis' uns Zimmer an,
Drin unsre Herrin wohnen kann!
Sie kommt heran, um dich zu schauen." —
Man gab Geleit auch diesen Frauen;
Sie ließen ihre Tiere stehn,
Um gleichfalls nach dem Schloß zu gehn.
Doch als sich Artur sah befreit,
Da rief er: „Nun ist's hohe Zeit,

Daß die Barone sich entscheiden!
Nicht längern Unmut will ich leiden!" —
Dem Aufschub zürnt mit grimmem Sinn
Die ungeduldge Königin.
  Doch eh' man die Beratung schloß,
Kam eine Jungfrau hoch zu Roß
Und nahte des Palastes Toren:
So schön wird keine mehr geboren.
Auf einem weißen Zelter ritt
Die holde Frau in sanftem Schritt.
Sein Hals und Kopf war glatt und zier;
Auf Erden lebt kein stolzres Tier.
Von prächtgem Schmucke glänzt das Pferd;
Kein König zahlte dessen Wert,
Wollt' er nicht all sein Gut verschwenden
Und Leut' und Land dazu verpfänden.
Ein weißes Hemde weich und fein
Hüllt schmiegsam ihre Glieder ein,
Geschnürt zur Linken und zur Rechten,
Und wo die Nesteln sich verflechten,
Scheint blank die zarte Haut hervor.[8]
Sanft wölbt die Hüfte sich empor;
Ihr weißer Nacken überschimmert
Den Schnee, der frisch auf Zweigen flimmert.
Ihr Antlitz blinkt; ihr Kinn ist rund,
Das Auge schillernd, süß der Mund,
Die Braue braun, die Stirne klar
Und weichgewellt ihr blondes Haar;
Goldfäden glühn und leuchten nicht
Wie dies Gelock im Sonnenlicht.
Im Wind um ihre Schultern wallten
Des Mantels dunkle Purpurfalten.
Den Sperber hielt sie hoch im Reiten;
Ein Windspiel lief dem Roß zur Seiten.
Ein Edelknecht ritt hintendrein
Mit einem Horn von Elfenbein.

So nahte strahlend sie heran.
Die Bürger liefen, Kind und Mann;
Die Gassen wurden enge
Vom staunenden Gedränge,
Und wer sie schaute, dem erglühte
Ein Wunsch der Sehnsucht im Gemüte.
Und wieder ging der Freunde Hauf
Zu Lanval hin in schnellem Lauf;
Die taten ihm mit frohem Mund
Das Nahn der schönen Dame kund:
„Herr Bruder, auf! Nun sollt Ihr schaun
Ein Frauenbild nicht fahl noch braun![9]
Es ist die lichteste Gestalt,
Die schönste, die auf Erden wallt!" —
Da beugt sich Lanval seufzend vor
Und richtet hoch das Haupt empor.
Ihm steigt das Blut ins Angesicht,
Und mit der Antwort säumt er nicht:
„Ja, das ist sie, die mich geliebt!
Und wenn ihr Herz mir nicht vergibt,
So macht ein End' und laßt mich sterben!
Nur sie erlöst mich vom Verderben." —
Die Dame ritt in den Palast;
Der barg noch nie so holden Gast.
Mit Staunen blickten die Barone.
Sie stieg vom Roß vor Arturs Throne;
Den Mantel ließ sie niederwehn,
Und allen sichtbar blieb sie stehn.
Artur, der Herr voll Courtoisie,
Stand vor ihr auf und grüßte sie;
Die andern all mit lichten Mienen
Erhoben sich, um ihr zu dienen.
Sie standen wundernd in der Runde;
Ihr Lob erscholl aus jedem Munde.
Als aller Blick sich satt geweidet,

Da sprach sie: „Nun, ihr Herrn, entscheidet!
Dem Manne, den ihr richten sollt,
Dem war ich einst in Treuen hold.
Ich seh bedrängt ihn vor euch stehn;
Doch soll ihm traun kein Leid geschehn.
Denn falsch ist, was die Herrin sagt;
Er ist mit Unrecht angeklagt.
Nach ihr stand niemals sein Begehren,
Und wollt ihr mich in Wahrheit ehren,
So sei nicht peinlich ihm bezahlt,
Daß er mit meiner Huld geprahlt.“ —
Der Herr sprach, daß er dem sich eine,
Was den Baronen recht erscheine,
Und nun war keiner in der Schar,
Der ihn nicht freisprach ganz und gar.
  Da wandte sie sich, wegzureiten,
Mit Flehn bestürmt von allen Seiten.
Vergebens lud sie Artur ein;
Ihr folgten dienend groß und klein.
Es ragte bei der Halle Tor
Ein dunkler Marmorstein hervor;
Da stiegen vor dem Schlosse
Die schwerern Herrn zu Rosse.[10]
Lanval stand auf dem Marmortritt,
Und als die Frau vorüberritt,
Da schwang er rasch sich hinter ihr
Im vollen Sprung aufs edle Tier.
  Mit seinem Lieb ritt er davon —
Man sagte mir — nach Avalon.
Nach einer Insel reichbeglückt
Ward unser junger Held entrückt.
Mehr konnt' ich nicht von ihm erfragen
Und weiß euch weitres nicht zu sagen.





Jwonek

von Marie de France

Da ich nun im Erzählen bin,
Bleib' ich dabei auch fürderhin.
Was ich von Abenteuern weiß,
Drauf wend' ich meiner Reime Fleiß.
So lockt es mich in meinem Sinne,
Daß ich von Jwonek beginne,
Wer ihn erzeugt, wer ihn gebar,
Was seiner Eltern Schicksal war.
Es saß dereinst im Land der Briten
Ein alter Herr mit grimmen Sitten.
Zu Caerwent stand sein festes Schloß,
Woran ein Strom vorüberfloß.
Damit er bei so reichem Erbe
Nicht einsam ohne Kinder sterbe,
Nahm er im Alter noch ein Weib
Von hoher Art und schönem Leib.
Wie manch ein Herz für sie entbrann!
Nun gab man sie dem alten Mann.
Und er, da sie so lieblich blühte,
Sann ängstlich drauf, wie man sie hüte.
Jn einen Turm schloß er sie ein,
Jn eine Kammer ganz von Stein,
Und seine Schwester grau von Haaren,

Die Witwe war seit langen Jahren,
Die hieß er wachsam ihrer walten,
Um sie bei strenger Zucht zu halten.
Noch waren Fraun zum Dienst bestellt;
Doch ward ihr keine zugesellt.
Selbst jedes Plaudern war verbannt,
Das nicht die Alte zugestand.
  Das war durch sieben Jahr ihr Los;
Die Frau blieb einsam kinderlos.
Nie ließ man aus dem Turm sie gehn
Und ihre Lieben wiedersehn.
Ging sie zu Bett mit ihrem Herrn,
Blieb Kämmerling und Diener fern;
Kein Mann durft' sich ins Zimmer wagen,
Die Kerzen ihr voranzutragen,
Die Frau verseufzt in tiefem Leid,
In stillen Tränen ihre Zeit,
Indes verabsäumt, unbeachtet
Die Schönheit ihres Leibs verschmachtet.
Sie sieht und wünscht in ihrer Not
Kein andres Heil als schnellen Tod.
  Einst im April, da hell im Wald
Der Vöglein neues Lied erschallt,
Erhebt sich, wie der Morgen tagt,
Ihr Herr und rüstet sich zur Jagd.
Er ruft der Alten: „Komm hervor
Und schließe hinter mir das Tor!" —
Die drehte flink den Schlüssel um
Und nahm dann ihr Psalterium,
Ging in die Stube nebenan,
Wo sie ihr Frühgebet begann.
Die junge Frau sieht sich allein;
Durchs Fenster lacht der Sonne Schein.
Da hebt sie schluchzend an zu klagen
Und jammernd sich die Brust zu schlagen:

„Weh mir! Zum Leid bin ich geboren!
Mir ist ein hart Geschick erkoren.
In diesen Turm schließt man mich ein;
Draus wird mich nur der Tod befrein.
Was hält er mich in solchem Bann,
Der alte eifersüchtge Mann?
Er ist ein Tor von Sinn und Taten!
Denn immer glaubt er sich verraten.
Nie durft' ich mehr zum Münster kommen;
Nie hab' ich Gottesdienst vernommen.
Wenn er nur Menschen mir vergönnte,
Daß ich mich ihrer freuen könnte!
Gern zeigt' ich mich ihm hold und lieb:
So fühl' ich dessen keinen Trieb.
O meine Sippe sei verdammt
Und all die andern insgesamt,
Die mir den Ehbund aufgequält
Und diesem Wütrich mich vermählt!
An hartem Strange muß ich ziehn;[1]
Denn keinen Tod gibt es für ihn.
Beim Taufen ward er eingetaucht
Im Pfuhl, der aus der Hölle raucht.
Ihm sind die Sehnen voll und gut,
Die Adern voll von Lebensblut.
Ach, oftmals aus vergangnen Tagen
Hört' ich von Abenteuern sagen,
Daß manches Herz in diesem Land
Einst heitern Trost im Kummer fand.
Da durften Helden holde Fraun,
Die Fraun den Liebsten heimlich schaun.
Kein Tadler ward ihr Glück gewahr;
Für andre blieb es unsichtbar.
Ach, kann es solch ein Wunder geben,
So lass' es Gott auch mich erleben!" —
Kaum daß sie diese Worte sprach,

So fiel ein Schatten ins Gemach,
Und sieh, ein Habicht kam geflogen
Herein zum engen Fensterbogen,
Sechsjährig, groß und stark vor allen;
Wurfbänder trug er an den Krallen.
Er ließ sich vor der Dame nieder,
Und bald entwand sich dem Gefieder
Ein schöner ritterlicher Mann.
Die Frau starrt ihn erschrocken an;
Ihr Herz erbebt; wie sinnberaubt
Verhüllt im Kleide sie das Haupt.
Der Fremdling aber grüßte sie
Und sprach zu ihr voll Courtoisie:
„Entsetz dich nicht ob meiner Fahrt!
Der Habicht ist von edler Art.
Bleibt dir das Wunder auch verborgen,
Faß dir ein Herz, verscheuch die Sorgen
Und schenke deine Liebe mir!
Denn wisse, darum bin ich hier.
Wie lange schon hat mit Verlangen
Mein sehnend Herz an dir gehangen!
Kein liebres Weib lebt mir auf Erden,
Und keine soll mir lieber werden.
Doch dir zu nahn war mir verwehrt,
Bevor du selber mein begehrt.
Nun darf ich's; denn du brachst den Bann:
So nimm mich denn zum Liebsten an!" —
  Da sie so holde Worte hört,
Entweicht der Schreck, der sie verstört.
Sie faßt sich kühn, enthüllt ihr Haupt
Und spricht: „Wenn Ihr an Christum glaubt,
Will ich Euch gerne bei mir sehn.
Sonst aber kann es nicht geschehn." —
Er steht so herrlich vor ihr da,
Ein Mann, wie sie noch keinen sah

Und keinen sehen wird auf Erden,
So schön von Antlitz und Gebärden.
„Du redest recht," begann der Held,
„Ich wollt' um keinen Preis der Welt,
Daß du im Herzen meinetwegen
Den kleinsten Argwohn solltest hegen.
Ich glaub' an Gott, der uns befreit
Aus unsrer großen Traurigkeit,
Darein uns Adam unbedacht
Mit bittrem Apfelbiß gebracht,
Er ist und war und wird hinfort
Der Sünder Leben, Licht und Hort.
Doch daß kein Zweifel übrig sei,
So ruf mir den Kaplan herbei!
Sag ihm, du liegst in Leibesqual,
Und bitt ihn um das Abendmahl,
Das Gott gestiftet hat auf Erden,
Damit die Sünder selig werden.
Ich nehme die Gestalt von dir;
Dann spendet er die Hostie mir.
Den Glauben sag' ich auf als Christ,
Damit du meiner sicher bist."[2] —
  Sie sprach, sie habe nichts dawider.
Er legt ins Bett sich zu ihr nieder,
Doch ohne ihrem Leib zu nahn
Und sie mit Küssen zu umfahn.
Indessen kommt die Alte sacht
Und sieht die Herrin aufgewacht,
Ruft, es sei Zeit, sich zu erheben,
Und will ihr die Gewande geben.
Da stöhnt die Frau: „Ich lieg' in Schmerzen!
Mir ist so todesweh im Herzen.
Macht, daß man nach dem Priester sende!
Ich fürcht', es geht mit mir zu Ende." —
Die Alte sprach: „Das müßt Ihr tragen;

Denn unser Herr ist aus zu jagen,
Und niemand darf in diese Kammer.“ —
Die Frau in Angst und schwerem Jammer
Sinkt rückwärts wie besinnungslos.
Die Alte sieht's; ihr Schreck ist groß.
Sie läuft, erschließt die Tür behende
Und ruft, daß man zum Priester sende.
Der eilt und trägt, so schnell er kann,
Das Corpus Domini heran.
Das nahm für sie der Ritter ein
Und trank des Kelches heilgen Wein.
Hernach ging der Kaplan hinaus;
Das alte Weib verschloß das Haus.
  Nun lagen beide heimlich traut;
Nie ward ein schönres Paar geschaut.
Als sie des Plauderns wurden satt,
Des Lachens und des Spielens matt,
Reicht er zum Abschied ihr die Hand:
„Nun fahr' ich in mein Heimatland!“ —
Sie bat ihn hold bei seiner Ehre,
Daß er noch oftmals wiederkehre.
„Zu jeder Stunde,“ sprach der Held,
„Ich komme, wann es dir gefällt.
Du aber sorge früh und spät,
Daß niemand unser Tun erspäht!
Nimm vor der Alten dich in acht!
Denn sie wird lauern Tag und Nacht.
Entdeckt sie unsern Liebesbund,
Wird alles deinem Gatten kund.
Doch wisse, wenn ihr das gelingt,
Daß es den sichern Tod mir bringt.“ —
  Der Ritter ließ in großem Glück
Die eingeschlossne Frau zurück.
Sie springt vom Bett am nächsten Morgen,
Gesund und frisch und frei von Sorgen,

Pflegt emsig Angesicht und Glieder,
Und ihre Schönheit kehrt ihr wieder.
Nun dünkt's ihr sanfter, hier zu leben,
Als draußen Freuden nachzustreben,
Da, wann sie's wünscht, ihr Held erscheint,
Mit dem sie selig sich vereint.
Sobald ihr Zwingherr sie verläßt,
Tagt ihr ein heimlich Liebesfest.
Wie wonnig nun ihr Leben fließt!
Gott gebe, daß sie's lang genießt! —
  Durch ihres Herzens Heiterkeit
Verwandelt sich in kurzer Zeit
Ihr ganzes Aussehn und Gebaren.
Der Greis jedoch war vielerfahren
Und nahm gar bald im stillen wahr,
Daß sie nicht mehr wie früher war.
Voll Mißtraun sieht er's; ihm erwacht
Auf seine Schwester ein Verdacht:
„Steh Rede mir! Mich wundert sehr,
Was geht mein Weib geputzt einher?
Was das bedeute, möcht' ich fragen." —
Sie sprach: „Ich weiß es nicht zu sagen.
Es kann ihr keine Seele nahn;
Sie sieht nicht Liebsten noch Galan.
Sie bleibt jetzt öfter nur allein,
Als sie es früher mochte sein.
Das merk' ich; doch begreif' ich's nicht." —
„Wohlan," sprach er, „so schaff uns Licht!
Sobald ich mich erhob am Morgen,
Sollst du die Türen wohl versorgen.
Tu dann vor ihr, siehst du sie wach,
Als gingest du aus dem Gemach.
Sie bleibt allein in ihrem Bette;
Du aber an geheimer Stätte
Schaust zu, woher es kommen mag,

Daß sie so froh ist Nacht und Tag.“ —
Als der Verrat besprochen war,
Ach weh dem treuen Liebespaar!
Verschworen hatte sich die Tücke,
Wie man umgarnend sie berücke.
Es machte sich drei Tag' darnach
Der Herr zur Fahrt bereit und sprach:
„Ich muß zum König, dessen Brief
Heut an den Hof mich eilends rief.
Doch nicht zu lange bleib' ich aus.“ —
Er ging hinweg und schloß das Haus,
Indes vom Bett die Alte sich
Leis hinter einen Vorhang schlich,
Von wo sie alles übersah,
Was in dem Schlafgemach geschah.
Nicht lange, daß die Dame wachte,
Voll Sehnsucht des Geliebten dachte,
Da flog auch schon durchs Fensterlein
Ihr schöner Freund zu ihr herein,
Und große Lust war unter ihnen
An Worten und an holden Mienen,
Bis drauf die Zeit der Trennung kam
Und er enteilend Abschied nahm.
Das Weib hat alles wohl gesehn,
Sein Kommen, Weilen und sein Gehn,
Und fürchterlich bedeucht sie's gar,
Daß er bald Mensch, bald Habicht war.
Sie meldet's ungesäumt dem Alten,
Der in der Nähe sich gehalten.
Ergrimmt vernahm er's, und sofort
Sann er auf hinterlistgen Mord.
Daß er des Gastes habe Frieden,
Ließ er vier starke Spieße schmieden
Von blankem Stahl mit scharfen Spitzen,
Mit Schneiden, die wie Messer blitzen.

Die rammt er heimlich ins Gestein
An jenem engen Fenster ein,
Durch das den Weg der Ritter nahm,
Wenn er zur Frau geflogen kam.
Ach, daß ihn niemand warnen kann,
Welch Leid der Unhold ihm ersann!
Vor Sonnenaufgang in der Nacht
War schon der Greis im Groll erwacht;
Er wolle jagen, gab er vor.
Die Alte öffnet ihm das Tor,
Geht aber dann zu Bette wieder
Und legt sich bis zum Morgen nieder.
Nun hofft die Frau, sich sein zu freuen,
An dem sie hängt in rechten Treuen:
„Käm' jetzt mein Lieb zu mir herein,
Könnt' er nach Muße bei mir sein!" —
Und kaum, daß sie den Wunsch getan,
Hört sie auch schon den Liebsten nahn.
Durchs Fenster kam er eingefahren,
In dem die scharfen Spieße waren,
Von denen einer ihn durchstach,
Daß ihm das Blut vom Herzen brach.
Er fühlt, das war ein Todesstoß;
Er reißt sich von den Stacheln los
Und sinkt aufs Bette wund zum Sterben,
Daß sich die Linnen blutig färben.
Sie sieht entsetzt und halb von Sinnen
Das Blut aus seinen Wunden rinnen.
Er sprach: „Mein Lieb, nun ist's erfüllt,
Was ich weissagend dir enthüllt.
Ich muß um deine Minne sterben:
Dein Lachen ward uns zum Verderben."
Da fiel in Ohnmacht sie vor Leid
Und lag wie leblos lange Zeit.
Er mühte sich, ihr Trost zu spenden:

„Kein Klagen kann mein Schicksal wenden.
Laß ab! Uns wird ein Kind erblühn,
Ein junger Degen, stark und kühn;
Der wird dich allem Leid entreißen,
Und Iwonek sollst du ihn heißen.
Er rächt einst unser beider Not,
Und unsrem Feind bringt er den Tod.
Nicht länger darf ich hier verweilen.
Das Blut fließt rasch: ich muß enteilen.“ —
  Er flieht im Schmerz mit stummem Gruß;
Sie folgt ihm schreiend auf dem Fuß.
Durchs Fenster flog er fort; sie lief
Und sprang hinab zehn Ellen tief.
Sie war im dünnen Hemde nur;
So folgte sie des Blutes Spur,
Das tropfend aus des Ritters Wunde
Bei seinem Fluge fiel zu Grunde.
Bald kam sie an des Berges Hang;
Sie stand vor einem Felsengang,
Wo Nacht und Graus den Eintritt wehrte;
Durch diesen ging die blutge Fährte,
Und vorwärts drang sie ohne Bangen.
Sie schritt, von Finsternis umfangen,
Bis tastend sie den Ausgang fand.
Da lag vor ihr ein schönes Land,
Und mitten durch die Blumenau
Zog sich ein Streif von blutgem Tau.
Sie folgte diesem Schmerzenspfad,
Bis einer Burgstadt sie genaht.
Ringmauern liefen um die Feste;
Die Türme, Häuser und Paläste
Mit prachterfüllten Fensterreihn
Erglühten weiß im Silberschein.
Von Wällen war die Burg umgeben,
Von Forsten und beschilften Gräben,

Die andre Seite rings umschloß
Ein Strom, der um den Hauptturm floß;
Drauf glitten Schiffe hin und her,
Dreihundert Segel oder mehr.
Eröffnet stand das untre Tor;
Die Frau trat ein und stieg empor
Der Blutspur folgend ohne Ruh
Der Burg und dem Palaste zu.
Die Stadt lag öde und verlassen;
Kein Mensch berief sie auf den Gassen.
Sie trat ins Schloß mit schwerem Mut;
Die breite Treppe troff von Blut.
Durch eine Kammer schritt sie hin;
Ein Unbekannter schlief darin.
Sie ging hindurch in flüchtgem Lauf;
Ein zweites Zimmer tat sich auf,
Wo sie nichts als ein Bette traf;
Da lag ein andrer Mann im Schlaf.
So drang sie vor ins dritte Zimmer,
Und sieh, da lag im Kerzenschimmer
Auf prächtgen Decken blutgetränkt
Der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt.
  Das Bettgestell ist golden ganz;
Wer schildert euch der Leuchter Glanz,
Drauf Nacht und Tag die Kerzen brennen?
Traun, ihren Wert kann niemand nennen.
Sobald sie auf der Schwelle stand,
Ward sie von ihrem Freund erkannt.
Sie tritt ihm nah mit schwanken Knien
Und sinkt in Ohnmacht über ihn.
Er fängt sie auf, neigt sich zu ihr
Und ruft im Jammer: „Wehe mir!“ —
Doch wie sie sich erwachend regt,
Spricht er ihr Trost ein tiefbewegt:
„Hör mich! Hier frommt uns kein Besinnen.

Um Gott, Geliebte, geh von hinnen!
Ich sterbe noch am frühen Tage;
Dann hebt sich Jammer hier und Klage,
Und trifft man dich, mußt du mit Qualen
Dem Lande meinen Tod bezahlen;
Denn bald wird es dem Volk bekannt,
Daß ich ihn deinetwillen fand.
Geh, häuf nicht Angst zu meiner Pein!" —
„Nein," rief sie da verzweifelnd, „nein!
Viel besser, daß ich mit dir sterbe,
Als daß mein Gatte mich verderbe!
Er ist zum Tod auf mich erbost." —
Jedoch auch hiefür wußt' er Trost:
„Nimm diesen Ring! Bewahr ihn gut!
Er schützt dich vor des Alten Wut.
Dem werden Grimm und Haß vergehn;
Denn alles, was vordem geschehn,
Vergißt er durch des Ringes Kraft;
Auch hält er nimmer dich in Haft.
Nun, Liebste, nimm noch dieses Schwert!
Das halte mir vor allem wert!
Denn keinem andern soll's gebühren
Als unsrem Sohn; der wird es führen.
Ist er zur Mannheit aufgeblüht,
Von Kraft und Heldenmut durchglüht,
Dann zieht er einst aus eurer Feste
Zu einem heilgen Kirchenfeste,
Und auch dein Alter ist dabei.
In einer stattlichen Abtei
Seht ihr ein Grabmal aufgerichtet,
Das euch von meinem Tod berichtet.
Dann gib das Schwert in seine Hand
Und mach die Wahrheit ihm bekannt,
Woher er stammt, aus welchem Blut:
Dann wirst du sehen, was er tut." —

Da sie fast ohne Hülle war,
Bot er ein Prachtgewand ihr dar
Und hieß sie rasch sich damit kleiden,
Und dann befahl er ihr zu scheiden.
Sie trug, was ihr zum Trost beschert,
Das Ringlein und das gute Schwert.
Doch war sie von der Stadt des Herrn
Noch keine halbe Meile fern,
So hörte sie die Glocken schallen,
Die Burg von Klagen widerhallen:
Im Herzen ward's ihr offenbar,
Daß nun ihr Freund verschieden war.
Da fiel mit jammernder Gebärde
Sie oft besinnungslos zur Erde.
Doch raffte sie sich matt empor,
Drang wieder ein ins Felsentor,
Hindurch sich tastend mit der Hand,
Und kehrte heimwärts in ihr Land.
Zu ihrem Turm stieg sie hinan
Und kam zurück zu ihrem Mann;
Der ließ sie friedlich weiter leben:
Vergessen war, was sich begeben.
Er sprach zu ihr kein scheltend Wort,
Und unbewacht blieb sie hinfort.
  Ein Sohn war ihrer Liebe Frucht;
Der wuchs empor in guter Zucht,
Mit Namen Iwonek; im Reich
Kam ihm kein andrer Jungherr gleich.
Schön war er, kühn im Kampfgefilde
Und von verschwenderischer Milde.
Als er zum Manne war gediehn,
Ward ihm der Ritterschlag verliehn.
Nun hört, was sich nach kurzen Tagen
Im selben Jahr noch zugetragen!
  Das Fest Sankt Aarons ward mit Prangen

In Carlion der Stadt begangen[3]
Und vielen andern Städten auch.
Da traf beim Herrn nach altem Brauch
Die Ladung ein, zum Fest zu wallen
Samt seinen Freunden und Vasallen.
Er fuhr im Schmuck gen Carlion
Mit seinem Weib und ihrem Sohn.
So ritten sie von Ort zu Ort
Auf unbekannten Straßen fort.
Ein Knabe ging an ihrer Seite,
Daß er den rechten Weg sie leite.
Sie kamen auf ein Schloß zur Nacht;
Auf Erden gleicht ihm keins an Pracht.
Ein schönes Münster war darin
Mit Klosterherrn von heilgem Sinn.
Dort brachte sie der Bursch zu Gast;
Sie fanden gute Pfleg' und Rast.
Es lud der Abt sie zu sich ein,
Bewirtet sie mit Speis' und Wein.
Am Morgen wachten sie bei Zeiten,
Um nach der Messe fortzureiten.
Dem wehrt der Abt mit gütgem Wort:
„Wozu die Hast? Ihr dürft nicht fort!
Schaut euch doch erst im Kloster um,
Beseht mein Refektorium,
Kommt ins Kapitel, ins Dorment
Und sagt, ob ihr ein schönres kennt!“ —
Und da so lieblich hier zu leben,
So konnten sie nicht widerstreben.
  Der Abt ging nach dem Mahl mit ihnen
Hinunter nach den Offizinen.
Sie kamen zum Kapitelsaal;
Da ragt ein hohes Totenmal,
Von seidnem Prachtgeweb umwallt
Mit goldnen Borten mannigfalt,

Und zwanzig Leuchter stehn im Kranz;
Die glühn im reinsten Goldesglanz,
Daß niemand ihren Wert ermißt.
Rauchfässer ganz aus Amethyst
Durchwürzen Tag und Nacht die Luft
An dieser wunderhehren Gruft.
Die Gäste wollten Kunde haben
Von dem, der hier so stolz begraben,
Und fragten drum die Klosterleute,
Was solcher Trauerpomp bedeute,
Und alle weinten in der Runde
Und sagten weinend ihre Kunde:
„Hier liegt ein hochberühmter Held,
Der stärkste, beste dieser Welt.
So schön, so allgeliebt wie er
Lebt traun auf Erden keiner mehr.
Er war der König hier im Land
Von edlem Sinn und milder Hand.
Einst zu Caerwent kam er in Not
Und fand um eine Frau den Tod.
Verwaist steht noch der Königsthron;
Denn er befahl uns seinen Sohn,
Den ihm die fremde Frau gebar.
Sein harren wir manch langes Jahr.“ —
Die Frau vernahm's, schrie auf im Schreck
Und wandte sich zu Iwonek:
„Mein liebes Kind, hast du's vernommen?
Wir sind durch Gott hiehergekommen.
Es ist dein Vater, der hier ruht;
Er starb durch dieses Alten Wut.
Nimm hier dies Schwert von guter Art!
Das hab' ich lang dir aufbewahrt.“ —
Doch als sie alles treu verkündet,
Wie sie dem Ritter sich verbündet
Und wie er kam und wie er schied

Und wie der Alte ihn verriet,
Sinkt sie aufs Grab in ihrem Leid:
Ihr Mund verstummt auf alle Zeit.
Da Iwonek sie sterben sah,
Sprang er dem Alten zürnend nah
Und hieb ihm einen Schwertesschwang,
Daß ihm der Kopf vom Rumpfe sprang,
Und rächte so mit einem Streich
Der beiden Eltern Tod zugleich.
  Doch diese wundersame Kunde
Durchflog die Stadt von Mund zu Munde.
Sie brachten einen prächtgen Sarg,
Drin man der Herrin Leiche barg,
Und senkten sie beim Liebsten ein:
Gott wolle beiden gnädig sein!
Dann hob man ihren kühnen Sohn
Als König auf des Landes Thron.
  Treu dem Bericht, den wir erfahren,
Singt noch das Volk in spätern Jahren
Ein traurig Lied von diesen zwein,
Von Liebesnot und Todespein.





Guingamor

Vom Lied, das Guingamor genannt,
Mach' ich den Inhalt euch bekannt.
Glaubt nicht, daß ich ein Märchen dichte!
Denn wahr ist, was ich euch berichte.
Ein König war in fernen Jahren —
Den Namen hab' ich nicht erfahren —
Der hielt mit ritterlicher Hand
Die Herrschaft im Bretonenland.
Ihm lebt' ein Neffe, Guingamor;
Der tat vor allen sich hervor.
Der König hatt' ihn herzlich lieb,
Und da er ohne Kinder blieb,
Gedacht' er, ihm nach seinem Sterben
Des Landes Krone zu vererben.
Der Jungherr war von Lieb' umgeben,
Klug im Versprechen, mild im Geben.
Die Ritter, Knappen und die Knechte
Ehrt jeden er nach seinem Rechte.
Durch Hochsinn, Schönheit und Verstand
Ward er berühmt im ganzen Land.
Einst ritt der König noch vor Tag
Zum Weidwerk aus in Wald und Hag.
Der Neffe konnte just nicht jagen,
Da ihm die Ader war geschlagen.

Darum mit einigen Baronen
Blieb er zu Hause, sich zu schonen.
Man ließ ihn bis zum Morgen träumen;
Dann wandelnd in des Schlosses Räumen
Ward er gewahr des Seneschalls.
Er schlang den Arm ihm um den Hals;
Sie gingen plaudernd, sich zu setzen
Und sich am Schachspiel zu ergetzen.
Da kam des Königs schöne Frau,
Ein hohes Weib von schlankem Bau.
Sie wollte zur Kapelle gehn;
Doch wie verzaubert blieb sie stehn
Und blickte lang den jungen Mann,
Den schönen Spieler, staunend an.
Sie steht auf des Gemaches Schwelle
Und rührt sich nicht von ihrer Stelle:
So herrlich von Gestalt und Mienen
War ihr noch nie ein Mann erschienen.
Er saß dem Fenster zugekehrt,
Von einem Sonnenstrahl verklärt,
Der auf sein Antlitz sich ergoß,
Sein Haupt mit Goldlicht überfloß.
Zu lange weilt die Königin;
Ihr wandeln sich Gedank' und Sinn.
Sie fühlt's, ihr ganzes Herz entbrann
In Liebe zu dem schönen Mann.
Ans Beten denkt sie nimmer;
Sie geht zurück ins Zimmer
Und ruft ein Mägdlein: „Geh sofort
Zu jenem Herrn am Fenster dort,
Zu Guingamor, des Königs Neffen,
Er komme her, mich hier zu treffen!“ —
  Das Mägdlein läuft zum Ritter hin,
Sagt ihm den Gruß der Königin,
Er möge kommen, sie zu sprechen.

Er eilt, das Schachspiel abzubrechen,
Und folgt dem Kind zur Kemenat,
Wo ihm die Frau entgegentrat,
Ihn holden Blicks willkommen hieß
Und sich zur Seite sitzen ließ.
Ihn wundert dieses gütge Wesen:
„Wozu hat sie mich auserlesen?
So huldreich war sie nie zuvor.“ —
Da sprach die Herrin: „Guingamor,
Ihr seid so weise, fein und kühn,
Und Eure Heldenehren blühn.
Euch winkt ein herrlich Abenteuer;
Denn hohe Minne wartet Euer,
Und Eurem Lieb ist keine gleich.
Nicht Weib noch Maid im Königreich
Darf sich in ihren Glanz erheben;
Euch aber ist sie ganz ergeben:
Ihr dürft sie keck umfassen.“ —
Der Jungherr sprach gelassen:
„Wie sollt' ich eine Dame lieben,
Die mir bis heute fremd geblieben?
Kein Wort von ihr vernahm ich je
Und dürfte nicht nach Liebesweh.“ —
Drauf sprach die hohe Herrin: „Nun,
Ihr sollt nicht allzu spröde tun.
Mich dürft Ihr lieben, sollt' ich denken,
Und kein Versagen wird Euch kränken.
Ich lieb' Euch inniglich fürwahr
Und will Euch lieben immerdar!“ —
Der junge Ritter saß und sann,
Und vorbedächtig hub er an:
„Ich weiß, für meiner Fürstin Huld
Trägt stets mein Herz des Dankes Schuld,
Und Euren Ehren dien' ich gern:
Ihr seid die Gattin meines Herrn!“ —

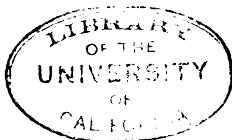
Da glüht ihr schönes Angesicht:
„Von solcher Liebe red' ich nicht!
Denn ich bin dein von Seel' und Leib
Und lieb' dich als ein liebend Weib.
Bin ich nicht hold? Und schön bist du!
Und neigst du dich mir freundlich zu,
Welch selig Leben lacht uns dann!" —
Sie zieht ihn sanft zu sich heran
Und küßt ihn auf die Wangen.
Doch als er schreckbefangen
Solch heißen Liebeswunsch vernahm,
Sprang er vom Sitze rot vor Scham
Und ging aus dem Gemach in Hast.
Sie hielt am Mantel ihn gefaßt;
Er rang sich los; da brach das Band:
Der Mantel blieb in ihrer Hand.
Fort eilt er mit verstörtem Sinn
Und setzt zum Schach sich wieder hin,
Wo er in sich versunken saß,
Daß er des Mantels ganz vergaß. [1]
Die Herrin stand in Seelenqual;
Sie dacht' in Angst an den Gemahl.
Sie hatte, was ihr Herz erfüllt,
Dem Jüngling allzu rasch enthüllt:
Weh, wird er nun nicht alles sagen
Und bei dem Oheim sie verklagen? —
Sie rief aus ihrer Mägdlein Schar
Eins, das ihr ganz ergeben war;
Die nahte leis und hängte stumm
Dem Ritter seinen Mantel um.
Er merkt es nicht in tiefem Sinnen,
Und ungesehn schleicht sie von hinnen.
In Sorgen und in Unbehagen
Verging der Tag, bis spät vom Jagen
Der König kam und nun im Saal

Mit seinen Mannen saß beim Mahl.
Ihm war die Zeit in Lust verflossen,
Und lang noch blieben die Genossen
Mit Lachen um den Herrn geschart.
Sie rühmten sich nach Weidmannsart,
Und jedem Schuß, ob gut, ob schlecht,
Ward im Gespräch sein Jägerrecht.
Nur Guingamor saß still dabei;
Vom Lärm der lustgen Kumpanei
Ward sein Gesicht nur trüb und trüber.
Die Herrin blickt zu ihm hinüber
Und sucht ein Trutzwort, das ihn kränke,
Ins Herz ihm einen Stachel senke,
Ihm und den andern allen.
Sie sprach zu den Vasallen:
„Ihr Herrn, ihr lobt und rühmt euch sehr
Mit mancher staunenswürdgen Mär,
Und doch in eurer ganzen Schar
Ist keiner so beherzt fürwahr,
Daß er in jenem Hage
Den weißen Eber jage,
Und gäb' man ihm dafür zum Sold
Auch tausend Mark von rotem Gold!
Wem dieser Eber wird zuteil,
Den krönt das höchste Weidmannsheil." —
Mit einmal war der Lärm gestillt;
Denn keinen lockt's nach diesem Wild.
Doch Guingamor erkannte bald,
Daß ihm die Stachelrede galt.
Der ganze Kreis der Degen
Saß schweigend und verlegen.
Da sprach der König: „Liebe Frau,
Mich dünkt, Ihr wisset doch genau,
Wie's mit dem Eberforst bestellt.
Laßt Euch gesagt sein, mir mißfällt,

Ein Wort davon zu hören!
Laß niemand sich betören!
Denn keiner ist zurückgekommen,
Der dieses Wagnis unternommen.
Am Flusse dort ist's nicht geheuer;
Es ist das Land der Abenteuer.
Zehn Ritter hab' ich schon verloren,
Die besten, die mein Land geboren.
Sie jagten dort: von allen zehn
Hat man nicht einen mehr gesehn." —
Still blieb's, und er entließ sodann
Die Herrn des Hofes. Jedermann
Im Schloß sucht seine Lagerstätte,
Und auch der König geht zu Bette.
Doch Guingamor fand keine Rast,
Und schnell war sein Entschluß gefaßt.
Er eilte seinem Oheim nach,
Sank vor ihm auf ein Knie und sprach:
„Herr, übet Eure milde Sitte
Und hört in Huld auf meine Bitte!" —
Der König sprach zu ihm: „Sag an,
Womit ich dich erfreuen kann!
Ich geb' dir, was mein eigen." —
Der Neffe dankt mit Neigen:
„Ich zieh' hinaus, sobald es tagt,
In jenen Forst zur Eberjagd,
Drum wollt mir Euer Pferd auf morgen,
Den Bracken und den Spürhund borgen,
Dazu erfahrne Leute
Mit Eurer besten Meute!" —
Erschrocken hört's der Herr und klagt,
Daß er voreilig zugesagt:
„Erlaß mir das! Ich bitte dich.
In welche Wirrsal bringst du mich!
Willst du auf diesem Wunsch bestehn,

Werd' ich dich niemals wiedersehn." —
„Herr Oheim," sprach der junge Held,
„Ich lass' es nicht um alle Welt!
Und sind Euch Euer gutes Pferd,
Die guten Rüden allzu wert,
Sie mir zu leihn, — ich muß mich fügen,
Mit meinen schlechtern mich begnügen."
Da kam die Königin gegangen;
Sie hörte Guingamors Verlangen
Und stimmt in seine Bitten ein,
Von aller Angst sich zu befrein.
Sie ließ nicht ab, für ihn zu werben:
Der sie verschmäht, er soll verderben!
Sie bat so lang mit Mund und Hand,
Bis ihm's der König zugestand.
  Drauf schied mit Dank der junge Degen
Und ging, zur Ruhe sich zu legen.
Er schloß kein Aug' in dieser Nacht,
Springt auf, sobald der Tag erwacht,
Und rüstet sich geschwinde
Mit seinem Waldgesinde.
Man holt des Königs Hund und Roß;
Zwei Meuten führt der Jägertroß.
Der König kam, ihn zu geleiten;
Es drängte sich von allen Seiten
Manch edler Herr, manch niedrer Mann
Gerührt zu Guingamor heran.
Die Klage scholl von Haus zu Haus;
So ging der Zug zur Stadt hinaus.
In Scharen folgten holde Fraun,
Ihm unter Tränen nachzuschaun.
Ins freie Feld zum nächsten Brühl
Geleitet ihn das Volksgewühl.
Dort haust im Busch das wilde Schwein;
Die Schar der Jäger dringt hinein.

Man läßt den Leithund führen,
Den Eber aufzuspüren.
Bald wittert ihn der kluge Hund
Und scheucht ihn auf im feuchten Grund.
Der Eber brach aus Busch und Dorn,
Und Guingamor stieß hell ins Horn:
„Nun drauf und dran, ihr Leute!
Entkoppelt eine Meute!
Die andre führet weiter fort
Und harrt am Saum des Waldes dort!“ —
Er jagt den Eber kreuz und quer
Im weiten Sumpfgefild umher;
Die Meute treibt ihn ohne Ruh
Mit Kläffen nach dem Forste zu.
Doch als die schnellen Rüden
In Lauf und Laut ermüden,
Läßt man die zweite Meute los;
Die schwindet bald im Waldesschoß,
Und Guingamor sprengt nun allein
Mit häufigem Hornruf hinterdrein.
Der Bracke, den der Ohm gewährt,
Liegt hinter ihm auf seinem Pferd.[2]
Der König und die andern alle
Stehn lang und lauschen seinem Schalle,
Bis das Gebell im tiefen Wald
Und fern des Jägers Horn verhallt.
Dann ziehn sie heim mit trübem Mut
Und geben ihn in Gottes Hut.
 Der Eber schoß den Tann hinauf,
Und bald erlahmt der Meute Lauf.
„Nun, Bracke, hilf!“ ruft Guingamor,
Löst ihm das Band und schickt ihn vor.
Befeuert durch des Hornes Ton
Rennt der und hat den Eber schon.
Der Ritter hört sein freudges Bellen



Und folgt dem braven Jagdgesellen.
Doch fern im Wald in kurzer Stund
Entschwinden Eber ihm und Hund,
Er lauscht: kein Bellen hört er mehr,
Im Dickicht irrt er lang umher:
Soll ihm der Hund verloren sein?
Er denkt des Ohms in Sorgenpein:
Sein Liebling ist das edle Tier!
Er sucht mit Schmerzen dort und hier.
Auf hohem Hügel macht er halt,
Hinspähend über Schlucht und Wald.
Schön war der Tag und Sommerzeit;
Die Vöglein sangen weit und breit.
Doch sonst war in den Föhren
Kein andrer Laut zu hören.
Da horch! Von ferne frisch und hell
Naht sich des Bracken Jagdgebell.
Froh stimmt der Herr mit Blasen ein.
Durch einen lichten Buchenhain
Sieht er die Tiere beide
Hinrennen nach der Heide.
Er spornt sein Roß und sprengt dahin
Und denkt bei sich in stolzem Sinn,
Daß ihm die Jagd, wenn sie gelingt,
Auf immer Ruhm und Ehren bringt.
Drob freut er sich von Herzensgrund
Und setzt das Hifthorn an den Mund;
Das schmettert wunderhellen Klang.
Er stürmt hinab den Wiesenhang,
Schwimmt durch den Fluß, der nicht geheuer, —
Und dringt ins Land der Abenteuer.
Hin geht es durch ein Blumenfeld;
Schon hat der ungestüme Held
Sein Wild ereilt auf schnellem Roß.
Da blickt er auf und sieht ein Schloß,

Erbaut aus grünen Marmelsteinen,
Die fügsam ohne Kalk sich einen;
Der Wartturm, der das Tor bewacht,
Erstrahlt in blanker Silberpracht;
Die Pforten sind von Elfenbein
Mit goldgezierten Schnitzerein:
Die stehen gastlich offen.
Der Jäger hält betroffen.
Er kann der Lust nicht widerstehn,
Den Wunderbau sich zu besehn.
Sollt' er vorüberjagen?
Erst möcht' er doch erfragen
Den Herrn von all der Herrlichkeit;
Sein müdes Wild läuft nicht mehr weit.
Er sprengt hinein zum Schlosse
Und steigt im Hof vom Rosse:
Rings alles still! Er blickt umher:
Die ganze Burg ist öd' und leer.
Nur Goldlicht sieht er flimmern
Und die Gemächer schimmern
Von Steinen aus dem Paradies.
Kein Mensch, der ihn willkommen hieß.
Wie seltsam rätselhaft! Er wich
Enttäuscht, und dennoch freut er sich,
Von solchen Wunderdingen
Die Märe heimzubringen.[3]
Er ritt in Hast zur Wiesenflur:
Von Schwein und Bracke keine Spur!
Da rief verzweifelt Guingamor:
„Verraten bin ich blöder Tor!
Ich ließ mir, um ein Haus zu sehn,
All meiner Mühen Lohn entgehn!
Nie find' ich wieder Ehr' und Glück,
Noch kehr' ich in mein Land zurück!“ —
Zum Hochwald ritt er wieder;

Dort lauscht er auf und nieder,
Ob nicht des Bracken Ruf erschallt,
Und wirklich drüben, rechts im Wald,
Vernimmt er freudig sein Gebell,
Stößt laut ins Horn und folgt ihm schnell
In ungestillter Jagdbegier
Und reizt mit Lob das treue Tier.
So geht es ohn' Ermatten
Fort durch des Waldes Schatten.
Doch draußen an der Heide Saum,
Da sieht er einen Weidenbaum [4]
Mit langen grünen Zweigen
Zu einem Quell sich neigen;
Der rieselt hell durchs Blumenland;
Von Gold und Silber ist der Sand.
Und dort, wie er sich staunend naht,
Sieht er die schönste Maid im Bad.
Ein andres Mägdlein, hold erblüht,
War dienstbereit um sie bemüht,
Wusch ihr die Glieder schlank und klar
Und strählte sanft ihr goldnes Haar.
Was je der Erde Lenz gemalt,
Rosen und Lilien überstrahlt
Das junge hüllenlose Weib.
Geblendet von dem lichten Leib
Hielt wie verzückt der hastge Mann
Des flüchtgen Rosses Zügel an.
Auf einem Baum lag ihr Gewand:
Mit raschem Griffe war's entwandt. [5]
Doch stolzen Blickes rief die Maid:
„Herr Guingamor, laß mir mein Kleid!
Daß solch unritterlich Betragen
Nicht gute Helden von dir sagen,
Du habest einer Maid im Wald
Ihr Kleid entrissen mit Gewalt.

Nein, komm und folg mir ungescheut
Und sei mein lieber Gast für heut!
Komm und erheitre dein Gemüt!
Du hast dich fruchtlos abgemüht." —
Er reitet vor mit edlem Sinn
Und reicht ihr die Gewande hin.
Doch dankt er hold: „Ich kann nicht weilen!
Ich muß sofort von hinnen eilen,
Da ich unachtsam wie zuvor
Mein Wild und meinen Hund verlor." —
Da sprach die Jungfrau: „Teurer Held,
Und sucht darnach die ganze Welt,
Wird Zeit und Müh' vergeudet sein,
Will ich nicht meine Hilfe leihn.
Bezähme diese blinde Gier!
Doch bleibst drei Tage du bei mir,
So sollst du, was dir heut entgangen,
Den Eber und den Hund empfangen,
Daß du sie heimbringst in dein Land.
Komm, ich gelob' dir's in die Hand!"[6]
„Da Ihr so gütig Euch erweist,
Gern bleib' ich, wenn Ihr das verheißt." —
  Vom Rosse springt der frohe Mann.
Die Maid legt ihre Kleider an,
Und eilig führt die Dienerin
Ein prächt'ges Maultier vor sie hin
Und holt für sich am Saum der Heide
Den schönsten Zelter von der Weide.
Er naht der Maid voll Courtoisie,
Und in den Sattel hob er sie,
Sprang selbst zu Roß, führt' ihr den Zaum
Und sah sie an in trunknem Traum.
Sie war so schön, so schlank und zart,
Daß all sein Sinn gefangen ward.
Der nie von Frauendienst gewußt,

Nun schmolz das Herz ihm in der Brust.
Er sprach von Lieb' und Liebesbund,
Und sie bot lächelnd ihm den Mund.
Sie ritten sacht in selgem Glühn
Umschlungen durch der Heide Grün.
  Das Mägdlein sprengt voraus in Hast
Nach jenem herrlichen Palast,
Den noch vor wenig Stunden
Der Held so öd gefunden.
Der war in seiner goldnen Pracht
Zu lautem Leben nun erwacht.
Es zogen stolze Degen
Der Herrin schmuck entgegen.
Dreihundert ritten oder mehr
Im Seidenkleid von Golde schwer,
Und jeder führt im Reiten
Sein holdes Lieb zur Seiten.[7]
Sie kamen, wie die Maid befohlen,
Der Herrin Liebsten einzuholen.
Manch jung und alter Habicht stand[8]
Gelehrig auf des Falkners Hand.
Doch drin im Schloß, im Prunkgemach,
Dort saßen edle Herrn beim Schach.
Der Gast erstieg des Saales Stufen;
Da sprangen auf mit Freudenrufen
All jene Ritter, die vor Jahren
Im Eberwald verschollen waren.
Mit Gruß umdrängten ihn die zehn;
Er küßte sie zum Wiedersehn.
Man pflegt und speist ihn diese Nacht
Mit großer Lust und großer Pracht.
Da schollen Harf und Fiedelklang,
Der Jungherrn und der Mägdlein Sang.
Er saß entzückt: „Welch wonnig Leben
Ist diesem edlen Kreis gegeben!“ —

Drei Tage blieb er hoch in Ehren;
Dann nahm er Abschied, heimzukehren:
„Entlasset mich auf kurze Stund'!
Gebt mir den Eber und den Hund!" —
Die Schöne sprach: „Ich geb' sie dir.
Doch laß dir raten: bleib bei mir!
Dreihundert Jahre sind vergangen,
Seitdem wir dich bei uns empfangen.
Dein Ohm, der dir den Bracken gab,
Ihn und sein Volk deckt längst das Grab
Samt deinen Freunden und Verwandten.
Längst tot sind alle, die dich kannten;
Es lebt kein Mensch so alt und greis,
Der dir von ihnen Kunde weiß."[9] —
Der Ritter sah sie zweifelnd an:
„Du sprichst, was ich nicht glauben kann.
Drei Tage sind's, daß ich gejagt.
Doch find' ich wahr, was du gesagt,
So kehr' ich um zur selben Zeit." —
„Noch eines höre!" sprach die Maid,
„Bist du durch jenen Fluß geschwommen
Und wieder in dein Land gekommen,
Sollst du nicht trinken und nicht essen!
Die Warnung darfst du nicht vergessen,
Willst du dich nicht mit Schaden
Und schwerem Weh beladen." —
Man zäumt sein Roß auf sein Begehr
Und führt am Seil den Bracken her.
Die Jäger legten Guingamor
Den großen weißen Eber vor,
Dem er das Haupt vom Rumpfe schnitt;
Das nahm er sich zum Zeichen mit.
Er sprang aufs Roß, zur Fahrt bereit.
Die Liebste gab ihm das Geleit
Zum Schifflein an des Ufers Rand.

Er fuhr hinüber, stieg ans Land;
Sie wünscht' ihm Heil und ging von dannen.
Er irrte durchs Gestrüpp der Tannen,
Bis hoch die Mittagssonne stand,
Im Walde, der kein Ende fand.
Wie wild doch wuchert das Geheg!
Fremd war ihm alles, Weg und Steg.
Da schollen aus dem Dickicht weit
Axtschläge durch die Einsamkeit.
Ein Köhler war beim Stämmehaun,
Um seinen Meiler aufzubaun.
Der Ritter sprengt zu ihm heran,
Begrüßt erfreut den armen Mann
Und frägt nach seinem Ohm in Eile,
Auf welchem Schloß er eben weile.
  Der Mann erstaunten Angesichts
Erwidert: „Hievon weiß ich nichts.
Der König, Herr, nach dem Ihr fragt,
Man hat mir schon von ihm gesagt:
Er starb wohl vor dreihundert Jahren
Samt allen, welche mit ihm waren.
Die Burgen, die Ihr mir genannt,
Sie liegen wüst und ausgebrannt.
Von Alten, so die Vorzeit kennen,
Hört' ich auch seinen Neffen nennen,
Daß er zur Jagd geritten
In dieser Wälder Mitten,
Und daß er nimmer wiederkam.“
Da weint der Held in bittrem Gram
Um alle, die sein Herz verlor:
„Vernimm, ich selbst bin Guingamor,
Von dem die Alten dir gesagt!
Ich ritt in diesen Wald zur Jagd,
Und davon bring' ich heute
Dies Eberhaupt als Beute.“ —

Er sagt ihm alles, was geschehn,
Läßt ihn das Haupt zum Zeichen sehn
Und spricht: „Ich geb's in deine Hut.
Du nimm es und bewahr es gut!
Und bringst du's heim in deinen Ort,
Verkünde du mein Schicksal dort!“ —
Als es der Köhler dankend nahm,
Ritt er zurück, von wo er kam.
  Spät ward's; die Sonne ging zur Rüste.
Der Ritter fühlt ein stark Gelüste
Nach Labung; denn ihn hungert sehr.
Er blickt verlangend um sich her:
Da stand ein wilder Apfelbaum;
Der trug die Last der Früchte kaum.
Bewältigt von des Hungers Not
Brach er sich drei trotz dem Verbot.
Doch als die Warnung er vergaß
Und gierig von den Äpfeln aß,
Da ward er plötzlich alt und krank,
Daß kraftlos er vom Rosse sank.
Lahm und gebrochen wie ein Greis
Liegt er im Moos und wimmert leis.
Noch war der arme Köhler nah;
Der lief, als er ihn fallen sah,
Und raunte mit erschrocknem Munde:
„Er stirbt fürwahr noch diese Stunde!“ —
Doch plötzlich sprengten durch den Tann
Zwei Fräulein reich geschmückt heran.
Sie stiegen ab bei Guingamor
Und warfen ihm mit Klagen vor,
Daß er leichtsinnig und vermessen
Der Herrin Warnungsruf vergessen.
Die schönen Kinder huben dann
Und hielten den gebrochnen Mann
Auf seinem Roß mit sanfter Hand

Und ritten nach dem Wiesenland,
Wo still der Strom im Dunkel floß.
Sie luden ihn samt Hund und Roß
Ins Schiff beim Schein der Sterne
Und schwanden in der Ferne.
Vom Köhler ward noch in der Nacht
Dem König diese Mär gebracht.
„Seht,“ schloß er, „Herr, daß Ihr mir glaubt:
Hier ist des weißen Ebers Haupt!“ —
Die Mär der Nachwelt zu berichten,
Befahl der Fürst ein Lied zu dichten.
Bretonsche Harfner singen's vor;
Das ist das Lied von Guingamor.





Tydorel

Von Tydorel will ich euch sagen.
Was ihm geschehn in alten Tagen,
Tut uns ein neues Lied bekannt.
Es war einst im Bretonenland
Ein König, der nach Recht und Fug
Dort seiner Väter Krone trug.
Er hatte sich in junger Zeit
Ein holdes Herzogskind gefreit.
Weil sie von schönem, edlem Wesen,
Ward sie von ihm zum Weib erlesen,
Er hielt sie teuer stets und wert
Und ward von ihr in Treun verehrt.
Nie warf ihr Wandel einen Schatten
Von Eifersucht ins Herz des Gatten.
Zehn Jahre lebt das Paar in Frieden;
Doch war kein Sprößling ihm beschieden.
Im Sommer weilten Fürst und Degen
Zu Nantes, des nahen Forstes wegen,
Und eines Tages ritt von Haus
Der Herr zum edlen Weidwerk aus,
Und in dem Garten nach dem Mahl
Lustwandeln ging sein hold Gemahl
Mit Mägdelein und Frauen,
Des Sommers Pracht zu schauen.

Sie labten sich am kühlen Hauch
Und schweiften frei durch Busch und Strauch,
Wo sie sich lachend bückten
Und frische Beeren pflückten.
Die Königin verlangt nach Ruh
Und kehrt sich einer Linde zu,[1]
Legt sich ins weiche Gras hinein
Und lehnt sich an ein Mägdelein.
Ward ihr das Haupt von Schlummer schwer,
Das Haupt der Zofe ward's noch mehr.
Die zwang der Schlaf mit solcher Macht
Daß, als die Königin erwacht,
Das Mägdlein nicht zu wecken war.
Sie suchte nach der Frauen Schar;
Doch wundersam — auf weiter Flur
Fand sie von keiner eine Spur,[2]
Und siehe, durch des Gartens Mitte
Ein Ritter naht mit sachtem Schritte.
Es war der schönste Mann der Welt,
Ein hoher, königlicher Held.
Im Prachtkleid trat er ihr entgegen.[3]
Sie stand betroffen und verlegen;
Dann aber dachte sie bei sich:
„Es ist ein Fremder sicherlich;
Er will zum König, meinem Herrn,
Und weil der just vom Schlosse fern,
Hat er zu mir den Weg genommen." —
Sie hieß den schönen Gast willkommen.
Der faßte höflich und gewandt
Die Herrin bei der linken Hand;
Er dankte hold für den Empfang
Und sprach: „Mich zieht ein heißer Drang
Nach Euch und Eurer Minne!
Nun fraget Eure Sinne
Und sagt, ob Ihr mich lieben könnt,

Daß Ihr mir solche Huld vergönnt,
Wie sie ein glühend Herz erträumt.
Nicht lange bitt' ich, wenn Ihr säumt.
Gebt mir Entscheidung kurz und klar!
Ich will Euch lieben treu und wahr,
Und könnt Ihr's nicht und sagt Ihr nein,
So laß ich eilends Euch allein.
Doch sollt Ihr dann auf Erden
Nie wieder fröhlich werden." [4] —
Sie blickt den Fremdling staunend an;
Schon steht ihr Herz in seinem Bann:
„Ließ' ich Euch ziehn, mir würd' es leid.
Doch laßt mich wissen, wer Ihr seid!
Noch hab' ich nicht vernommen,
Von wannen Ihr gekommen." —
Er sprach: „Gern tu' ich Euch genug
Und künd' Euch alles ohne Trug.
Kommt mit! Ihr sollt es selbst gewahren;
Denn anders könnt Ihr's nicht erfahren." —
Er führt bei diesem Worte
Sie aus des Gartens Pforte.
Sein Roß war draußen bald gefunden,
Das er an einen Baum gebunden.
Das edle Tier war blütenweiß,
Schön, wie ich keins auf Erden weiß. [5]
Auch seine Rüstung lag bereit.
Er hüllte sich ins Eisenkleid,
Saß auf und hob die Königin
Mit starken Armen vor sich hin
Und ritt mit ihr den Wald entlang
An eines hohen Berges Hang.
Dort lag ein See im tiefen Grund;
Der war durch Wundermären kund. [6]
Am Ufer stieg er ab mit ihr
Und sprach: „Nun sitzt und wartet hier!" —

Er aber sprang mit seinem Roß
Ins Wasser, das sich rauschend schloß.
Die Herrin harrte regungslos:
Da taucht er aus dem finstern Schoß
Und spricht: „Ihr habt es nun gesehn.
Hier ist mein Kommen und mein Gehn.
Doch weiter fraget mich kein Wort!“ —
Und wieder ritt er mit ihr fort
Zum Garten, wo er sie gefunden,
Und hielt dort zärtlich sie umwunden.
Beim Scheiden sprach er: „Unsrem Minnen
Soll selig mancher Tag verrinnen.
Doch wird ein Auge mich erspähn,
Scheid' ich auf Nimmerwiedersehn.
Du gehst mit einem edlen Sohne;
Er trägt einst dieses Reiches Krone.
Den sollst du heißen Tydorel!
Er wird ein Degen kühn und schnell,
Der schönste Held in diesem Leben.
Ihm soll kein Nachbar widerstreben;
Denn mächtig kommt er über sie.
Doch schlafen — schlafen wird er nie.
Drum sorgt dafür, daß jede Nacht
Ein Mann zur Kurzweil bei ihm wacht!“ [7] —
Er schied; da kamen aus den Aun
Die Mägdlein wieder und die Fraun,
Die sich von ihr im Schatten
Weithin verloren hatten.
Doch sie verschloß im Herzensgrunde
Das Abenteuer dieser Stunde.
Den Segen, der zu hoffen war,
Nahm bald der Fürst mit Freuden wahr,
Darob auch seine Freund' und Mannen
Im Herzen frohen Mut gewannen;
Denn keiner wußte drum Bescheid.

Der Sohn kam an zur rechten Zeit,
Und zarte Lieb' und Pflege
War rastlos um ihn rege.
Der Knabe ward von Priesters Hand
Getauft und Tydorel genannt.
Doch ihn bestaunten Weib und Mann,
Denn ohne Schlaf wuchs er heran.
Abwechselnd blieben im Gemach
Auf Wunsch der Herrin Leute wach,
Die nächtlich mit dem Knaben spielten
Und ihn mit Märlein unterhielten.
Doch seinem schönen Vater war
Die Frau vereint noch manches Jahr.
Oft kehrt er aus dem See zurück
Und in verschwiegnem Liebesglück
Wird kosend Kuß um Kuß getauscht,
Bis einst ein Ritter sie belauscht.
Der lag von schweren Wunden matt
Arm und verlassen in der Stadt.
Sein wenig Geld war bald verzehrt,
Und da ihm niemand Trost gewährt,
Rang er sich auf in seinen Wehn,
Die hohe Herrin anzuflehn;
Sie half ja voll Erbarmen
Den Kranken und den Armen,
Gab Gold und Silber, Roß und Kleid
Den Dürftigen zu jeder Zeit.
Er fand der Herrin Kammer offen,
Trat leis hinein und sah betroffen,
Wie sie der Herr vom See umfing, —
Der nun auf immer von ihr ging.
Fort schleppte sich der arme Gast,
Von jähem Todesschmerz erfaßt.
Am andern Tag zur selben Stunde
Starb er daheim an seiner Wunde.

Nicht lang, nachdem sich dies begeben,
Schied auch der König aus dem Leben.
Da bot man Tydorel die Krone.
Kein beßrer Held saß auf dem Throne,
So tapfer im Gefilde,
Im Haus so gastlich milde.
Er brachte lange Friedenszeit:
Denn niemand wagte mit ihm Streit.
Er liegt den Mägdlein still im Sinne;
Die Fraun verlangt nach seiner Minne;
Das Herz des Volkes schlägt ihm warm;
Die Fremden fürchten seinen Arm,
Und so beherrscht er weitbekannt
Zehn Jahre der Bretonen Land.
Da ritt er einst zu seinen Räten
Nach Nantes; von allen seinen Städten
War dies des Königs Lieblingsort:
Denn seine Mutter wohnte dort.
Und jedesmal, sobald er kam
Und seinen Sitz im Schlosse nahm,
Hob täglich man von Haus zu Haus
Der Reihe nach die Bürger aus,
Daß sie mit ihm die Nacht durchwachten
Und ihm mit Mären Kurzweil machten.
An einem Samstag nun geschah's,
Daß man ein Häuslein auserlas,
Drin eine Witwe manchen Tag
Von Alter krank zu Bette lag.
Dort dringen ein des Königs Leute
Am Abend nach dem Spätgeläute.
Sie sputen sich: es dunkelt schon.
Der Witfrau lebt ein einzger Sohn,
Der sie erhielt und ihr zulieb
Dienstfertig stets am Orte blieb.
Er hatte fleißig, vielbelobt

Als guter Goldschmied sich erprobt,
Und was ihm seine Kunst gewann,
Gab er als treuer Sohn daran,
Die alte Frau in Ehren
Zu pflegen und zu nähren.
Ihn kamen sie aufs Schloß zu holen:
„Gesell, Ihr seid zum Herrn befohlen
Für diese Nacht. So kommet jetzt
Und denkt, womit Ihr ihn ergetzt!“ —
Er aber sprach: „Erlaßt mir das!
Fremd sind mir Märlein, Schwank und Spaß;
Von Liedern weiß ich auch kein Wort
Und komme schlecht mit Reden fort.“ —
Da huben an im Zorneston
Des Königs Boten ihm zu drohn:
„Wirst du nicht willig mit uns gehn,
So wird es mit Gewalt geschehn!
Du sollst an einen Ort verschwinden,
Da wirst du schlimme Herberg finden.“ —
Die Mutter sprach in Schreck und Bangen:
„Tu, lieber Sohn, was sie verlangen!“ —
„Laß mich!“ rief der bedrängte Mann,
„Wenn ich kein Lied ihm singen kann,
So wirft er mich in Nacht und Graus
Und sticht mir eins der Augen aus!“ —
„Nein, Lieber, nimm mein Wort in acht!
Du gehst aufs Schloß für diese Nacht,
Und wird der König in dich dringen,
Du sollst erzählen oder singen,
So sprich: ‚Gern wär' ich Euch genehm,
Doch weiß ich nichts von alledem.‘
Wird dann sein Ärger lohen
Und er dich hart bedrohen,
Dann sag ihm: ‚Wem der Schlaf gebricht,
Von Menschen wahrlich stammt der nicht!‘

Den Spruch wird er bedenken
Und dich nicht weiter kränken.
Geh, lieber Sohn! Hab guten Mut!
Gott halte dich in treuer Hut!" –
  Der Mutter guten Rat im Sinn
Ging er getrost zum Schlosse hin
Und ward durch der Gemächer Pracht
In Eile vor den Herrn gebracht.
Dort ließen ihn die Mannen
Und gingen schnell von dannen.
Und als es Nacht geworden war,
Da ging zu Bett der Kämmrer Schar.
Im Hochsitz lehnte Tydorel
Und winkte: „Komm heran, Gesell!
Willst du mich freun, so rede dreist!
Laß hören, was du Gutes weißt!" —
„Herr König," sprach der arme Mann,
„Ich rufe Gott zum Zeugen an,
Daß ich mein ganzes Leben lang
Nicht Mären sprach, noch Lieder sang.
Mein Vater, der ist lange tot,
Und meine Mutter zog mit Not
Mich auf in ihrer Dürftigkeit;
Nicht kam ich von ihr all die Zeit.
Gar wenig hört' ich bei der Alten
Und hab' noch weniger behalten." —
Der König sprach: „Das wundert mich!
Du bist der einzge sicherlich,
Der gar nichts weiß. Mein lieber Mann,
Da bist du wahrlich übel dran!
Doch das sind Possen, sag' ich dir,
Und wisse, du kommst nicht von hier,
Bevor man nicht mit guten Hieben
Den Lügengeist dir ausgetrieben!" —
Doch als er so bedrohlich tat,

Sprach jener nach der Mutter Rat:
„Fürwahr, Herr König, glaubt mir nur!
Gar wenig ist, was ich erfuhr.
Doch hört' ich oft ein Sprichwort nennen,
Das alle rings für wahr erkennen.
Das lautet: ‚Wem der Schlaf gebricht,
Von Menschen wahrlich stammt der nicht!'" —
Der König hört das Wort und schweigt;
Er sitzt und sinnt, das Haupt geneigt,
Warum nur ihm kein Schlaf beschieden;
Dahin ist seiner Seele Frieden.
Er springt voll Ungestüm empor,
Zieht unterm Pfühl sein Schwert hervor
Und stürmt zu seiner Mutter hin;[8]
Vom Schlafe fuhr die Königin.
Er tritt ans Bett in raschem Lauf;
Sie stemmt sich in den Kissen auf
Und spricht: „Hilf, Himmel! Sage mir,
Mein Sohn, was soll's? Was suchst du hier?" —
Er rief: „Es ist dein Ende!
Du stirbst durch meine Hände,
Sagst du mir nicht auf dein Gewissen:
Wo stamm' ich her? Ich will es wissen.
Der Mann, der heute mit mir wacht,
Hat mir ein Sprichwort kund gemacht,
Das Volk sagt, wem der Schlaf benommen,
Der sei von Menschen nicht gekommen.
Rings um mich schlummert groß und klein:
Ich sitz' und wache, ich allein!" —
Da schwieg die Herrin länger nicht
Und gab ihm treulichen Bericht,
Wie aus dem Waldsee wundersam
Der schöne Ritter zu ihr kam,
Auf weißem Roß, im prächtgen Kleid,
Stets einsam, ohne Fahrtgeleit,

Und wie sie niemals durfte wagen,
Nach seinem Wesen ihn zu fragen;
Daß ihr nur eines wurde kund,
Sein Land sei in des Wassers Grund;
Wie er mit ihr manch langes Jahr
In Lieb und Treu verbunden war,
Bis einst ein Mann ihr Glück verdarb,
Der davon bösen Todes starb.
Der Held vernahm's, und ohne Wort
Ging er aus ihrer Kammer fort,
Kam in sein königlich Gemach,
Rief strengen Tons die Kämmrer wach:
Sie mußten Roß und Waffen
Ihm rasch zur Stelle schaffen.
Sein Eisenkleid legt er sich an
Und sprengt allein hinaus zum Tann.
Da liegt der See im Mondenschein:
Er spornt sein Roß und sprengt hinein
Und sinkt zur Tiefe nieder, —
Und niemand sah ihn wieder.[9]
Doch seinem Volk blieb er vertraut;
Das singt sein Lied zum Harfenlaut.





Die beiden Liebenden

von Marie de France

Ein Lied aus der Bretonen Land,
„Die beiden Liebenden“ genannt,
Bringt uns ein Abenteuer nah,
Das in der Normandie geschah:
Zwei Lieben, die zusammen starben,
Durch Liebe jammervoll verdarben.
  Im Lande der Normannen ragt
Ein Berg, wie uns die Märe sagt,
Von steiler Höhe wunderbar;
Dort oben ruht das junge Paar.
Dereinst erkor die Flur im Tal
Ein König sich mit weiser Wahl,
Wo eine Stadt er bauen ließ,
Die nach dem Volk der Pistren hieß.
Der Name währte fort und fort;
Noch sieht man Stadt und Häuser dort,
Und wohlvertraut ist uns das Land:
Das Tal von Pistre wird's genannt.[1]
  Dem Herrn erwuchs ein Töchterlein,
Von Antlitz hold, von Sitten fein.
Zum Trost ward ihm das Kind geboren;
Er hatte früh sein Weib verloren,
Und drum beschloß er, für sein Leben
Sie nicht aus seinem Haus zu geben.

Wie mancher Fürst auch um sie freite,
Er ließ sie nicht von seiner Seite
Auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht.
Das ward von vielen ihm verdacht;
An seinem eignen Herde
Gab's Tadel und Beschwerde.
Ihn ziehen alle großer Schuld;
Das schuf ihm Pein und Ungeduld,
Und schlauen Sinns erwog der Alte,
Wie er die Werber ferne halte.
Entbieten ließ er nah und fern
An alle heiratslustgen Herrn:
„Wer auf den Felsen vor dem Tor
Die Königstochter trägt empor,
Doch ohne unterwegs zu ruhn,
Dem will ich ganz nach Willen tun.“ —
Und wie nun weitumher im Land
Die neue Märe ward bekannt,
Da fuhren hin der Freier viel;
Doch keiner kam ans hohe Ziel.
Wer auch mit angestrengtem Schritte
Sie trug bis zu des Berges Mitte,
Der blieb dort außer Atem stehn
Und ließ den Kampfpreis sich entgehn.
So kam's, daß alle Freier schieden;
Der König hatte seinen Frieden.
Nun war ein Grafensohn im Land,
Ein Jungherr schön und vielgewandt,
Der edlem Tun und Streben
Vor allen war ergeben.
Er ging als Gast im Königshaus
Seit frühen Jahren ein und aus.
Weil er so klug und wohlgezogen,
War ihm der König sehr gewogen,
Und auch des Königs Töchterlein

War darum gern mit ihm allein
Und ließ es zu, daß früh und spat
Er flehend sie um Minne bat.
Sie gab ihm tröstlichen Bescheid;
Er dankte voll Ergebenheit.
So traf sich oft das junge Blut;
Sie waren sich von Herzen gut.
Doch sorgten sie, daß ihre Liebe
Den Leuten stets verborgen bliebe.
Ob ihnen das auch Schmerzen trug,
Der treue Jungherr dachte klug,
Viel besser sei der Leiden Last
Als Untergang durch eigne Hast.
Doch immer schwerer ward sein Sinn;
Da ging er eines Tages hin
Und sprach mit heißem Flehn zu ihr:
„Ach, holdes Liebchen, flieh mit mir!
Ich bitte dich viel tausendmal!
Nicht länger trag' ich diese Qual.
Sag' ich dem Vater mein Begehr,
Ich weiß, er liebt dich allzusehr;
Nie wird die Werbung mir gelingen,
Kann ich nicht sein Gebot vollbringen
Und dich zum hohen Berge tragen." —
Das Fräulein sprach auf seine Klagen:
„Ich weiß, zu mühsam ist der Lauf;
Du trägst mich nimmermehr hinauf.
Nicht ist dir solche Kraft verliehn.
Doch sollt' ich heimlich mit dir fliehn,
So wär' mein Vater freudenarm
Und all sein Leben Zorn und Harm.
Ich halt' ihn lieb und hoch in Ehren
Und will ihn nicht mit Leid beschweren.
Laß uns auf andre Mittel sinnen;
Denn dieses weis' ich ganz von hinnen.

Es lebt mir eine Muhme fern
Mit reichen Schätzen in Salern;
Dort war sie mehr denn dreißig Jahr.
Physik versteht sie ganz und gar:
Sie kennt der Medizinen Kraft
Und aller Kräuter Eigenschaft.[2]
Willst du zur Reise dich bequemen
Und meine Briefe mit dir nehmen
Und alles treulich ihr verkünden,
So wird sie guten Rat ergründen.
Sie wird in ihren Büchern schaun,
Um Trank und Salbe dir zu braun;
Sie schafft dir Wunderkräfte
Durch ihre Zaubersäfte.
Ist dies geschehn, so kommst du dann
Und hältst beim Vater um mich an.
Der denkt dann wohl: Was glaubt der Fant?
Und macht dir sein Gebot bekannt,
Du sollst, wie andre, wagen,
Mich auf den Berg zu tragen.
Du wirst es kühn vollbringen
Und dir dein Lieb erringen." —
  Er tat so, wie die Holde riet;
Er sagte freudgen Dank und schied,
Versah sich schnell in seinem Land
Mit Geld und prächtigem Gewand.
Zur Reise wurden ungesäumt
Lasttier und Zelter aufgezäumt,
Und die vertrautsten Mannen
Nahm er mit sich von dannen.
So ritt er durch die Lande fern;
Die Muhme fand er in Salern
Und gab den Brief in ihre Hände.
Sie liest vom Anfang bis zum Ende,
Behält den Gast in ihrem Haus

Und forscht sein Wesen sorgsam aus.
Dann braut sie einen Trank für ihn
Aus mancher feinen Medizin,
Der, sollt' er noch so kraftlos sein
Und abgequält in Müh und Pein,
Den Leib ihm schaffe frisch und stark
Bis in die Adern, bis ins Mark,
Und zwar, daß ihn die Kraft durchdringe,
Sobald er ihn zum Munde bringe.
Er füllt ein Fläschlein mit dem Trank
Und sagt ihr scheidend heißen Dank.
Nach Hause ging's mit Mann und Roß;
Doch hielt er nicht vor seinem Schloß:
Er sprengte durch des Königs Tor
Und brachte seine Werbung vor,
Er wolle sonder Zagen
Die Maid zur Höhe tragen.
Der König sprach kein Wort dagegen:
Die Torheit schien ihm zu verwegen;
Der Werber deucht' ihn doch zu jung,
Wo Männer reif und stark genung
Versucht, das Schwere zu vollbringen,
Doch ohne bis ans Ziel zu dringen.
Und er bestimmt ihm einen Tag
Und lädt dazu, wer kommen mag.
Er sendet rings zu allen
Den Freunden und Vasallen,
Den Jungherrn mit der Maid zu sehn,
Der jenes Wagnis wollt' bestehn,
Und rings von allen Seiten
Sah man die Gäste reiten.
Das holde Kind macht sich bereit
Und fastet diese ganze Zeit,
Daß am Entscheidungstage
Der Freund sie leichter trage.

Der harrte kaum der Morgenhelle:
Er war der erste dort zur Stelle.
Auf grünem Wiesenlande
Hinab am Seinestrande
Drängt sich in Scharen groß und klein.
Der König bringt sein Töchterlein;
Ein Hemd ist einzig ihr Gewand.
Der Jungherr gibt ihr in die Hand
Den Trank, den wunderbaren,
Ihn treulich zu bewahren,
Umschlingt sie dann und hebt sie auf
Und trägt sie fort in rüstgem Lauf.
So steigt der junge kühne Mann
Mit ihr den halben Berg hinan.
Ihm schafft's ein hoch Entzücken,
Sie an sein Herz zu drücken,
Und drum vergißt er ganz zu trinken.
Sie aber fühlt ihn mählich sinken:
„Freund," sprach sie, „trink von deinem Saft!
Da nimm! Er gibt dir neue Kraft.
Denn du wirst matt, ich fühl' es gut." —
Er aber sprach in stolzem Mut:
„Mein Herz ist stark! Ich trag dich fort!
Noch ist zu ruhen nicht am Ort.
Zu trinken bleib' ich nimmer stehn,
Solang ich kann drei Schritte gehn.
Die Leute schrieen sicherlich,
Und ihr Gelärm verwirrte mich;
Mich faßte jäher Schwindel an:
Drum vorwärts, Lieb, solang ich kann!" —
Zwei Drittel stieg er ohne Rast.
Schon brachen ihm die Kniee fast,
Und oftmals bat das Mägdlein ihn:
„Freund, trink doch deine Medizin!" —
Er will nichts hören und nichts glauben;

Er steigt in Mühsal und in Schnauben.
Bald ist er oben auf dem Berg,
Er ist es und vollbracht das Werk —
Da stürzt er lautlos nieder
Und hebt sich nimmer wieder
Und liegt entseelt, ein toter Mann.
Das Fräulein blickt den Liebsten an,
Und Ohnmacht dünkt sie sein Erbleichen.
Sie kniet, um ihm den Trank zu reichen.
Doch seine Lippe rührt sich nimmer;
Erloschen ist der Augen Schimmer;
Sein Herz steht still, — es ist vorbei.
Da schrickt sie auf mit hellem Schrei.
Sie wirft das Fläschlein aus der Hand
Zerschellend an die Felsenwand, —
Und siehe, Wunderkräuter sprossen,
Wohin der feine Trank geflossen.
Soll ich noch sagen, was geschah,
Als ihn das Fräulein sterben sah?
Sie streckt sich zu ihm, stumm vor Harm,
Und drückt ihn fest in ihren Arm.
Sie küßt ihm Aug' und Mund so lang,
Bis ihr das Weh zum Herzen drang:
So starb das Kind von hoher Art,
Das Königsfräulein klug und zart.
Lang harrte vor des Berges Fuß
Das Volk, bereit zum Freudengruß.
Doch als man keines kommen sah,
Stieg man hinauf und fand sie da.
Zu Boden fiel der Herr sofort,
Und als er kam zu Sinn und Wort,
Ließ er mit seinen Gästen allen
Des Jammers lauten Ruf erschallen.
Drei Tage hielt man Leichenwacht;
Dann ward ein Marmorsarg gebracht:

Die toten Lieben jung und schön
Begrub man auf des Berges Höhn.
So rieten Volk und Königsmannen;
Dann huben alle sich von dannen.
  Noch heute wird der Berg im Land
Le mont des deux amants genannt.
Darüber haben, wie berichtet,
Bretonen sich ein Lied gedichtet.





Frene

von Marie de France

Was sich mit Frene zugetragen,
Will ich nach bestem Wissen sagen.
Es wohnten im Bretonenland
Zwei Nachbarn einst von hohem Stand,
An ritterlichen Ehren gleich;
Begütert waren sie und reich,
An Kraft und Kühnheit auserwählt.
Sie hatten beide sich vermählt,
Und einem dieser Herrn gebar
Sein Weib ein Zwillingsknabenpaar.
Der Vater ungesäumt entbeut
Dem Freund die Nachricht hocherfreut,
Welch holder Segen ihm erblühte,
Der Nachbar möcht' in seiner Güte
Des einen Söhnleins Pate sein
Und seinen Namen ihm verleihn.
Bei Tische saß der edle Mann;
Der Bote kam in Hast heran.
Er kniet beim Hochsitz in den Saal
Und meldet, was sein Herr befahl.
Da dankt dem Himmel der Baron,
Schenkt ihm ein Roß zum Botenlohn.

Doch seine Frau, die bei ihm sitzt,
Die lächelt spöttisch und verschmitzt;
Denn sie war falsch, voll Übermut,
Böszüngig und ein neidisch Blut.
Törichte Reden hub sie an,
Da vor den Leuten sie begann:
„Bei Gott! Mich wundert in der Tat,
Wer gab dem guten Mann den Rat,
Daß er zu meinem Herren sendet
Mit Botschaft, wie sein Haus geschändet?
Von der Geburt der beiden Knaben
Wird er und sie nur Schande haben.
Fürwahr, es weiß doch alle Welt:
Ein Weib, das seine Treue hält
Dem einen Mann, den sie erkoren,
Hat niemals Zwillinge geboren.“ [1] —
So höhnt sie; doch ihr edler Mann
Blickt sie mit strengem Tadel an
Und mahnt sie strafend: „Haltet ein
Und lasset solche Reden sein!
Denn unbescholten lebt die Dame,
Und besten Klanges ist ihr Name.“ —
Bei denen, die am Tisch gesessen,
Blieb ihre Rede unvergessen;
Sie ward durch der Bretonen Land
Weithin verbreitet und bekannt,
Und wer das schlimme Wort vernahm,
Der ward der bösen Zunge gram.
Zumal die Frauen in der Runde,
Die haßten sie von Herzensgrunde.
Der Bote war nach Haus gekommen
Und sagt dem Herrn, was er vernommen.
Da faßt den Ritter Leid und Groll;
Nicht weiß er, was er denken soll.
Der Vorwurf quält ihn stets aufs neue;

Irr ward er an der Gattin Treue,
Und voller Argwohn hielt er lang
Die reine Frau in strengem Zwang.
  Doch die das schlimme Wort gesprochen,
Die kam bald selber in die Wochen,
Und zur bestimmten Zeit geschah's,
Daß zweier Mägdlein sie genas.
Da bebt ihr Herz in Schreck und Leid;
Sie jammert, mit sich selbst entzweit:
„Weh," rief sie, „weh! Wie steht es nun?
Ich bin entehrt! Was soll ich tun?
Mein Hochmut kam zu tiefem Fall.
Mein Herr und die Verwandten all,
Wie denken sie von meiner Ehre,
Vernehmen sie die neue Märe?
Ich werd' verdammt nach eignem Recht;
Ich sprach von allen Frauen schlecht.
Nie, sagt' ich jüngst, ist das geschehn,
Noch hat im Leben man gesehn,
Daß Frauen Zwillinge gebaren,
Die dem Gemahl nicht untreu waren:
Nun hab' ich selbst Zwillinge hier;
Mein Schmachwort kehrt zurück zu mir.
Der kennt den eignen Schaden nicht,
Wer über andre Schlimmes spricht,
Und mancher wird von uns geschmäht,
Der über uns im Lobe steht.
Soll ich nicht ewgen Schimpf erwerben,
So muß der Kinder eines sterben!
Ich büß' es ehr am jüngsten Tage,
Als daß ich Hohn und Schande trage." —
  Dem widersprach der Frauen Schar,
Die hilfereichend um sie war,
Und alle sagten ihr sofort,
Sie dulden nicht des Kindes Mord,

Ein Fräulein war am Herrenhofe,
Der Edeldame liebste Zofe,
Von gutem Stand und feinen Sitten,
Im Haus von Kind auf wohlgelitten.
Die jammerte der Herrin Pein;
Sie kam und sprach ihr Tröstung ein:
„Laßt ab und grämt Euch nicht zu Tod!
Laßt ab! Fürwahr, es tut nicht not!
Wollt Ihr mir eins der Kinder geben,
Werd' ich der Last Euch bald entheben,
Daß seinethalb kein Mensch Euch schmäht
Und Ihr es nie mehr wiederseht.
Ich trag' es heil aus diesem Haus
Und setz' es vor ein Münster aus.
Dort findet's, wenn es Gott gefällt,
Ein wackrer Mann, der es erhält." —
Die Herrin, da sie dies vernahm,
Sie atmet auf in ihrem Gram.
„Ach," sprach sie, „kannst du das vollenden,
Ich lohne dir's mit reichen Spenden!" —
Darauf mit Linnen fein und lind
Umhüllten sie das holde Kind.
In einen Teppich ward's geschoben;
So schön wird keiner mehr gewoben.
Den hatte wegen seiner Pracht
Der Herr aus Stambul einst gebracht.
Die Mutter knüpft dem Kinde dann
Ums Ärmchen einen Goldreif an;
Der ist wohl eine Unze schwer;
Von Hyazinthen funkelt er,
Und ringsum sieht man ziere Schrift
Ins Gold geritzt mit feinem Stift.
So wird vom Finder leicht erkannt,
Das Mägdlein sei von hohem Stand.
Die treue Zofe nahm das Kind

Und schlich sich aus der Burg geschwind.
In tiefer Nacht lag rings die Welt.
Sie lief hinaus ins freie Feld,
Bis einen Heerweg sie gewann;
Der führte mitten durch den Tann.
Der Straße folgt sie mit Bedacht;
Rechts drüben hört sie durch die Nacht
Hofhunde bellen, Hähne krähn
Und eilt, den Stimmen nachzugehn.
In eine Stadt mit schönen Gassen
Ward sie vom Torwart eingelassen,
Und drinnen unfern sah sie gleich
Ein Frauenkloster hoch und reich.
Das Münster ragt im Mondenschein
Mit seinen Türmen groß und klein.
Sie eilt dahin und steht am Tor,
Legt ungesäumt das Kind davor
Und kniet in Demut zum Gebet:
„Bei deines Namens Majestät,
O Herr, wenn's deine Huld geruht,
Nimm du dies Kind in deine Hut!" —
Doch wie sie das Gebet vollendet
Und ihre Augen rückwärts wendet,
Gewahrt sie einen Eschenbaum,
Hoch ragend mit der Wipfel Saum.
Vier Äste dehnt er mächtig aus
Zum Schatten für das Gotteshaus.
Darauf legt sie das Mägdelein:
„Nun möge Gott dir gnädig sein!" —
Dann kehrt sie heim zur selben Stunde
Und sagt der Herrin ihre Kunde.
Ein Pförtner war in der Abtei;
Der wohnt dem Tore nahebei.
Aufschloß er, wenn das Volk zur Metten
Begehrte nach den heilgen Stätten.

Früh wacht auch heut der wackre Mann;
Er zündet Lamp' und Leuchter an;
Er zieht den Glockenstrang im Chor
Und öffnet drauf des Münsters Tor.
Da schimmert's bunt im Eschenlaub:
Er denkt, es sei verborgner Raub,
Durchsucht den Baum im Dämmerscheine,
Und tastend findet er die Kleine.
Des Fundes dankt er Gott und eilt
Zu seiner Tochter unverweilt.
Ihr war verstorben jüngst der Gatte,
Von dem sie einen Säugling hatte.
Von fern schon rief der gute Mann:
„Steh auf, mach Licht und Feuer an!
Ich bringe dir ein Kind zu pflegen,
Das auf der Esche dort gelegen.
Nun säug es mir, leg's in den Arm,
Und bad es gut und halt es warm!" —
Sie eilt sich, nach des Vaters Willen
Das Kind zu baden und zu stillen.
Da schauten sie des Ringes Glanz,
Den teuren Teppich von Byzanz
Und sagten sich: „Dies Mägdelein
Muß wahrlich hoher Abkunft sein!" —
Als die Äbtissin und die Damen
Am Morgen aus der Kirche kamen,
Da trat zur Herrin ihr Getreuer
Und meldete sein Abenteuer.
Sie hieß ihn von der Sache schweigen
Und ließ sich seinen Findling zeigen.
„Ich will," so sagte sie dem Alten,
„Das Kind wie meine Nichte halten." —
Sie trug es selber zum Altar,
Und weil nichts zu erkunden war,
Als daß man's auf der Esche fand,

So ward das Kindlein Frêne genannt.[2]
Die Frau Äbtissin hielt ihr Wort
Und zog sie auf am sichern Ort.
Sie wuchs empor in der Klausur
Bis zu der Zeit, wo die Natur
Das stille Kind zum Weib gestaltet
Und Frauenschönheit sich entfaltet:
Da mocht' von Antlitz und Gebärden
Nichts Lieblichers gefunden werden,
So wohlgeschult, an Sitten fein,
Im Tun und Reden hold und rein,
Und wem vergönnt war, sie zu schauen,
Der nannte sie den Preis der Frauen.
Ein edler Ritter saß zu Dol;[3]
Den kannten alle Tapfern wohl.
Gurun, so war der Held genannt,
Ein Lehensherr mit weitem Land.
Vom Lobe Frenes vernahm er viel,
Bis heiße Sehnsucht ihn befiel.
Einst auf dem Rückweg vom Turnier
Lockt ihn die heimliche Begier,
Bei der Äbtissin abzusteigen.
Er läßt sich die Gepriesne zeigen
Und findet sie so schön und klug,
So fein und hold in jedem Zug:
„Weh," denkt Gurun, „ich muß verderben,
Kann ich nicht ihre Huld erwerben!" —
Doch ratlos steht er und beklommen;
Denn wird er so noch öfter kommen,
Wird die Äbtissin ihm mißtraun;
Dann wird das Kind er nie mehr schaun.
Ein guter Ausweg fällt ihm ein:
Er schenkt dem Kloster Länderein,
Und die Fraternität im Haus
Erbittet er dafür sich aus.

Doch hegt er wahrlich andern Plan,
Als reichen Ablaß zu empfahn.
Gar oftmals kommt er hergeritten,
Bestürmt das Kind mit heißen Bitten,
Bis er der Jungfrau Scheu besiegt
Und sie sich liebend an ihn schmiegt.
Doch da sie ganz sich ihm geweiht,
Sprach er zu ihr nach kurzer Zeit:
„Nun ist es, Schöne, so gekommen,
Daß du zum Freund mich angenommen.
Wenn du mich liebst, was hält dich hier?
O komm auf immerdar zu mir!
Wirst du der Muhme Zorn entrinnen,
Wenn sie erfährt, wie wir uns minnen?
Glaub mir und folge meinem Wort
Und flieh beizeiten mit mir fort!
Gott weiß! Nicht will ich dich berücken,
Nein, liebend, sorgend reich beglücken!" —
Und sie — nur ihm allein ergeben —
Sie folgt ihm ohne Widerstreben.
Sie fliehn zusammen insgeheim;
Nach seinem Schloß führt er sie heim.
Ihr Tuch und Ring ward nicht vergessen,
Das einzge, was sie je besessen.
Der Ritter liebt das holde Weib
Und hängt an ihr mit Seel' und Leib.
Es ehrte sie sein Hausgesind;
Sie war dem Kleinsten holdgesinnt.
So blieb sie bei dem teuren Mann,
Bis daß ein schlimmer Zwist entbrann.
Denn die Vasallen nah und fern
Bestürmten ihren Lehensherrn,
Zu werben bei des Landes Großen
Und seinen Findling zu verstoßen:
Sie hofften lang schon frohen Mutes

Auf einen Erben seines Gutes,
Der nach ihm Ordnung hielt' und Recht,
Fortpflanzend sein erlaucht Geschlecht;
Doch werd' er nie den Aufruhr stillen,
Wenn er um eines Liebchens willen
Sich keinen Erben wolle zeugen;
Nicht zwingen werd' er sie, nicht beugen;
Sie seien ledig aller Pflicht,
Tu' er des Landes Willen nicht. —
Der Lehnsherr mußte sich bequemen:
„So ratet, welche soll ich nehmen?" —
„Herr," sagten sie, „wir sprachen schon
Mit einem mächtigen Baron;
Der hat ein Töchterlein zum Erben:
Da mögt Ihr großes Gut erwerben.
La Codre wird die Maid genannt,
Und keine schönre lebt im Land.
So laßt, o Herr, die Esche stehn!
Zur Haselstaude sollt Ihr gehn;
Laßt Euch den zarten Kern behagen:
Die Esche hat nie Frucht getragen.
Gott gebe diesem Bund Gedeihn!
Wir wollen Eure Werber sein." —
Die Sache ward mit Fleiß und Acht
Durch sie bestellt und abgemacht,
Die eine drängte man beiseite,
Damit ihr Freund die andre freite.
Ach, warum hat kein Mensch erfahren,
Daß beide Zwillingsschwestern waren?
Die treue Frene murrte nicht;
Kein Schmerz kam auf ihr Angesicht.
Still dient sie dem Geliebten fort
Und ehrt sein Volk mit Gruß und Wort.
Die ganze Ritterschaft im Schloß,
Die Edelknaben und der Troß,

Sie alle grämten sich und grollten,
Daß sie die Maid verlieren sollten.
Der Ritter lud am Hochzeitstag
All seine Freunde zum Gelag.
Der Erzbischof ward auch besandt;
Der hatte Lehn von seiner Hand.
Dann führten sie die Braut ins Haus;
Auch ihre Mutter blieb nicht aus.
Der bangte vor des Fräuleins Macht,
Für die der Herr in Lieb' entfacht,
Er möcht' sein Weib um ihretwegen
Nicht mit der rechten Liebe pflegen,
Und die besorgte Schwiegerin
Trug für Gurun den Rat im Sinn,
Um sie für immer los zu sein,
Sie einem wackern Mann zu frein.
Die Hochzeit hielten sie mit Pracht;
Viel ward gejubelt und gelacht.
Frene ging geschäftig aus und ein.
Wohl weint ihr Herz in stummer Pein;
Doch zeigt sie weder Gram noch Groll.
Sie dient den Gästen liebevoll;
Die sehn verwundert nach der Armen.
Die Mutter selber fühlt Erbarmen,
Folgt ihr beständig mit dem Blick
Und klagt ihr trauriges Geschick.
Sie liebt und lobt ihr Tun im stillen:
„Ach, daß um meines Kindes willen
Dich Arme fliehen Glück und Stern!
Wüßt' ich nur Rat, dir hülf' ich gern!" –
Doch abends, als dem jungen Paar
Das Hochzeitbett zu rüsten war,
Ging Frene, die auf alles sann,
Zum Schlafgemach und ordnet an.
Sie warf den Mantel ab und wies

Dem Kämmrer, der sie walten ließ,
Wie es ihr Herr am liebsten hätte:
Wohl kannte sie des Freundes Bette.
Und als das Lager war bereitet,
Ward eine Decke drauf gebreitet.
Die treue Frene sah betroffen,
Daß sie von altverblichnen Stoffen.
Das geht nicht an: sie meint mit Fug,
Die Decke sei nicht schön genug:
Bald kommt der Erzbischof herein,
Nach frommem Brauch das Bett zu weihn![4]
Aus ihrem Schreine holt sie schnell
Den Teppich fein und farbenhell
Und legt ihn freudig dienstbeflissen
Hin auf des Hochzeitbettes Kissen.
  Das Schlafgemach ward endlich leer,
Und leise kam die Braut daher.
Nur noch die Mutter war zugegen,
Ihr Kind ins Hochzeitbett zu legen.
Da sah die Frau die bunten Falten,
Die von dem Lager niederwallten:
Das war ganz jenes Teppichs Art,
Darein ihr Kind gewickelt ward.
Als ihr sein Angedenken kam,
Erschrak ihr Herz in Reu und Gram.
Sie rief den Kämmerling heran:
„Bei deiner Treue, sag mir, Mann,
Wo kommt der schöne Teppich her?“ —
„Das künd' ich Euch,“ erwidert er,
„Das Fräulein, also nahm ich acht,
Hat ihn vor kurzem hergebracht.
Ihr schien zu schlecht des Lagers Zier:
Das schöne Tuch gehört wohl ihr.“ —
Da ruft die Dame nach der Maid;
Sie naht sich mit Bescheidenheit

Und legt den Mantel höflich nieder.[5]
Begierig frägt die Dame wieder:
„Verhehlt mir nichts! Sagt an geschwind,
Woher ist dieser Teppich, Kind?
Erzählt mir, wie's damit ergangen,
Und sagt, von wem Ihr ihn empfangen." —
Das Fräulein drauf erwidert ihr:
„Frau, meine Muhme gab ihn mir,
Die mich erzog in jungen Jahren;
Sie sprach, ich sollt' ihn wohl bewahren.
Ein Ringlein noch ward mir als Pfand
Von denen, die mich ihr gesandt." —
„Ach Holde, kann den Ring ich sehn?" —
„Ja, Herrin, das soll gleich geschehn." —
Schnell war sie mit dem Ringlein da.
Doch als die Frau das Kleinod sah,
Wie wohlbekannt war ihr sein Glanz
Gleichwie der Teppich von Byzanz!
Der letzte Zweifel ist geschwunden;
Sie hat ihr Töchterlein gefunden:
„So sag' ich's denn vor aller Ohr:
Du bist mein Kind, das ich verlor!" —
  Ihr Herz ward so von Mitleid krank,
Daß sie bewußtlos niedersank.
Doch als sie kam zu Sinn und Wort,
Schickt sie nach ihrem Herrn sofort.
Der kommt mit sorgenbangem Sinn;
Sie fällt zu seinen Füßen hin
Und küßt sie tränenüberflossen.
Sie ruft und hält sein Knie umschlossen:
„Vergebt mir, Herr, was ich verbrach!" —
Er wußte nicht, wovon sie sprach:
„Was soll das, liebe Frau? Fürwahr,
Wir lebten friedlich immerdar.
Vergebung ist Euch voll gewährt:

So sagt mir nur, was Euch beschwert!" —
„Da Ihr verziehen meine Sünden,
So will ich alles Euch verkünden.
Ihr wisset, wie ich unbedacht
Dereinst die Nachbarin verlacht.
Von ihren Kindern sprach ich schlecht;
Doch meine Bosheit ward gerächt.
Denn als ich bald darauf gebar,
Erhielt ich selbst ein Zwillingspaar.
Das eine Kindlein setzt' ich aus
Unfern von einem Gotteshaus;
Mit unserm Teppich ward's umwunden
Und ihm der Goldreif angebunden,
Den ich empfing, da Ihr als Braut
Zum ersten Male mich geschaut.
Nicht länger bleib' es Euch verschwiegen:
Hier seht Ihr Ring und Teppich liegen.
Wißt, daß mein Kind ich wiederfand,
Das meine Torheit einst verbannt!
Hier steht sie vor Euch lieb und hold,
Das arme Herz, getreu wie Gold,
Das um den Ritter kam in Leid,
Der ihre Schwester heut gefreit." —
Er sprach: „So bin ich freudenreich!
Kein Freudentag war diesem gleich.
Ist uns aufs neu dies Kind beschert,
So hat uns Gott groß Glück gewährt,
Bevor verdoppelt ward die Schuld.
Komm, Tochter!" sprach er voller Huld. —
Sie war erlöst aus aller Not;
Ihr Antlitz ward von Freuden rot.
Der Vater ging mit eilgem Schritt,
Und auch der Erzbischof ging mit.
Sie brachten Herrn Gurun die Kunde;
Der freute sich von Herzensgrunde.

„Hört," sprach der Erzbischof, „laßt nun
Für diese Nacht die Sache ruhn!
Dann will am Morgen ich die beiden,
Die heute neuvermählten, scheiden." —
Des waren alle wohl zufrieden.
Am Morgen ward der Bund geschieden
Und Herrn Gurun fürs ganze Leben
Sein treues Lieb zum Weib gegeben.
Der Vater schenkte holdgesinnt
Des Erbes Hälfte seinem Kind.
Er und die Mutter blieben Gäste
Auf ihrer Tochter Hochzeitfeste,
Und als die Schar nach Hause ritt,
Da nahmen sie La Codre mit.
Der ward ein Nachbar auserwählt,
Mit dem man prächtig sie vermählt.
  Als dieses Abenteuers Kunde
Verbreitet ward von Mund zu Munde,
Geschah's, daß im Bretonenland
Dies Lied von Frene man erfand.





Elidûc

oder Guildeluëc und Guilljadun

von Marie de France

Ein Lied aus längst vergangnen Tagen
Hört' ich bretonsche Harfner sagen.
Davon verkünd' ich treubeflissen
Die Wahrheit euch nach bestem Wissen.
Es war einst im Bretonenland
Ein Ritter, Elidûc genannt,
Von edlem Sinne, stolz und keck.
Er hatte sich Guildeluëc
Zu seiner Gattin auserkoren;
Die war von hohem Stamm geboren,
Und beide lebten sonder Leid
In echter Liebe lange Zeit.
Beim König der Bretonen war
Der Held im Dienste manches Jahr,
Erwarb sich vor den Mannen allen
Des Herren Gunst und Wohlgefallen,
Und der befahl ihm Leut' und Land
Vertrauensvoll in seine Hand.
Wollt' er im Königswalde jagen,
Kein Förster durft' ihn drob verklagen.
Doch seine Treu und Tüchtigkeit

Bracht' ihn in großes Herzeleid:
Denn, wie's auch andern oft geschah,
Der Neid, der ihn im Glücke sah,
Lag Tag und Nacht dem König an,
Bis endlich er sein Ohr gewann.
Der Fürst ließ plötzlich ihm bescheiden,
Von nun an seinen Hof zu meiden.
Der Ritter sah sich frei von Schuld,
Bat oft den Herrn, daß er in Huld
Ihm Red' und Gegenred' erlaube
Und nicht so rasch Verleumdern glaube.
Jedoch der Herr blieb taub und stumm;
Da wußt' er: „Meine Zeit ist um!" —
Er ritt nach Haus gedankenschwer
Und rief die Freunde zu sich her,
Tat ihnen kund, was er erduldet,
Ungnade hart und unverschuldet:
„Hier ist nicht meines Bleibens mehr;
Ich zieh' nach England übers Meer." —
Sein Ehgemahl befahl er dann
Den Mannen und den Freunden an:
„Seht, daß ihr treu sie mir bewahrt!" —
Er rüstet reichlich sich zur Fahrt,
Und seine Freunde ließen ihn
Betrübten Blicks von dannen ziehn.
Zehn Ritter nahm er zum Geleite.
Die Gattin hing an seiner Seite
Und klagte laut im Herzensgram,
Als es zum letzten Abschied kam.
Er gab ihr Trost mit dem Versprechen,
Ihr niemals seine Treu zu brechen.
Sie schied mit manchem Liebeswort,
Und er zog seine Straße fort.
  Er kam ans Meer, er stieß vom Strand
Und stieg zu Toteneis ans Land.[1]

Viel Kön'ge gab's dort jener Zeit;
Die lagen unter sich im Streit.
So saß bei Exeter im Gau
Ein stolzer König alt und grau;
Der nannte keinen Erben sein
Als nur ein einzig Töchterlein.
Ein Nachbar warb um ihre Hand
Und ward unfreundlich heimgesandt.
Da kam er wieder wohlbewehrt;
Das Reich des Alten ward verheert,
Er selbst im Hofsitz eingeschlossen,
Und keiner seiner Burggenossen
Getraute sich, den Kampf zu wagen,
Im Ausfall auf den Feind zu schlagen.
Das hört der Held und freut sich sehr:
„Hier ist mein Ort! Was will ich mehr?" —
Er schickt zum Herrn: „Nehmt mich in Sold!
Doch wenn Ihr meinen Dienst nicht wollt,
So gebet mir ein frei Geleit!
Dann such' ich sonstwo Kampf und Streit." —
Der König ehrte seine Boten;
Der Konnetabel ward entboten,
Daß er sich ein Geleit erküre
Und an den Hof die Fremden führe.
Herbergen auch sollt' er erfragen,
Wo man sie pflege nach Behagen,
Und ihnen so viel Schätze spenden,
Als sie nur lüste zu verschwenden.
Die Ehrenwacht war schnell zur Hand
Und ward an Elidüc gesandt;
Der nahm sie höflich auf und ging
Zum König, der ihn wohl empfing.
Sein Gasthaus wies man ihm sodann
Bei einem braven Bürgersmann.
Der hatte willig ungesäumt

Sein Teppichzimmer ihm geräumt.[2]
Herr Elidüc hielt große Feste,
Zu denen als geladne Gäste
Die armen Ritter freudig eilten,
Die eben in der Burgstadt weilten.
Doch seinen Mannen insgemein
Schärft er mit strengen Worten ein,
Daß sie kein Geld in vierzig Tagen
Noch Zehrung anzunehmen wagen.
 Bald eh der dritte Tag vorbei,
Hub in der Stadt sich das Geschrei:
„Der Feind! Schon füllt er Mann an Mann
Ringsum die weite Landschaft an!
Schon rückt er nach der Burgstadt vor:
Noch heut berennt er Turm und Tor!“ —
Als Elidüc den Lärmen hört,
Der so die Städter aufgestört,
Bewehrt er sich mit den Begleitern.
Man zählte von berittnen Streitern
Noch vierzehn in der Stadt, nicht mehr.
Es gab in diesem kleinen Heer
Gefangener ein gutes Teil
Und andre kaum von Wunden heil.
Die sahn den Gast in Waffen blitzen
Und eilten, selber aufzusitzen
Und ungemahnt ihn zu begleiten.
Sie riefen: „Laßt uns mit Euch reiten!“ —
Er sprach mit Dank: „Von Herzen gern!
Doch sagt, weiß einer von den Herrn
Wohl einen Engpaß in der Nähe,
Wo man gedeckt den Feind erspähe?“ —
Sie sprachen: „Herr, auf unser Wort!
Beim Wald durch jenes Flachsfeld dort,
Da läuft ein Hohlweg schmal und enge:
Dort drängt sich oft der Feind in Menge.

Denn fahren sie zum Rauben aus,
So ziehn sie diesen Weg nach Haus.
Oft sah man's, daß der Trupp im Schritt
Entwappnet auf den Zeltern ritt.
Wenn wir uns keck aufs Glück verlassen
Und mit des Todes Schrecken spaßen,
So könnt' es uns vielleicht gelingen,
Sie schmählich dort zum Fall zu bringen." —
„Traun!" rief der Held und hob die Hand,
„Ihr Freunde, nehmt mein Wort zum Pfand!
Wer je sich vor dem Orte scheut,
Wo Tod ihm und Verderben dräut,
Der wird nichts Tüchtiges erjagen,
Noch großen Ruhm zu Lohne tragen.
Gedenkt an eures Königs Huld!
Ihr seid ihm Mannentreue schuld.
Nun folget mir nach Freundesbrauch,
Und was ich tue, tut ihr auch!
Ich schwör's euch zu in Treun und Ehren,
Sie werden uns kein Haar versehren,
Solang ich euch zu Hilfe bin!
Doch was auch sei des Streits Gewinn:
Um eins wird man uns immer loben:
Daß wir am Stärkern uns erproben." —
Sie reiten wohlgesichert fort
Und zeigen Elidûc den Ort.
Sie lauern in dem schmalen Passe,
Bis sich der Gegner blicken lasse.
Der Ritter ordnet alles an:
Er unterrichtet jeden Mann,
Wo hier des Angriffs Stärke sei,
Und gibt der Schar das Feldgeschrei.
Vom Rauben kehrt der Feind zurück;
Da ruft ihn an Herr Elidûc
Und mahnt, nach Würden ihm zu lohnen

Und ihrer keinen zu verschonen.
Bald war der Gegner wirre Schar
Zersprengt, zersplittert ganz und gar;
Im Nu war ihre Pracht vergangen.
Ihr Konnetabel ward gefangen
Und viele Ritterschaft daneben
Und Knappen in die Hut gegeben.
Die fünfundzwanzig führten dort
Wohl dreißig als Gefangne fort;
Sie fanden Schmuck für Roß und Leute
Und nahmen wunderreiche Beute
Und kehrten voller Stolz und Glück
Als Sieger nach der Stadt zurück.
Der König auf des Turmes Dach
Fühlt um die Schar groß Ungemach,
Und sein Vertraun beklagt er bitter:
Wer bürgt ihm für den fremden Ritter?
Wie, wenn mit hinterlistgen Taten
Er sie verlassen und verraten?
Da zog die Schar, von Beute schwer,
In gutgeschloßnen Rotten her.
Mehr sah der König heimwärts fahren,
Als aus der Stadt gezogen waren.
Von Schrecken ward er übermannt,
Da er die Treuen nicht erkannt.
Er ließ die Tore rasch verrammeln,
Das Volk sich auf den Mauern sammeln,
Sie zu empfahn mit wuchtgen Würfen;
Doch sollt' es dessen nicht bedürfen.
Ein Knappe kam auf flinkem Huf
Vorangesprengt mit Freudenruf
Und rühmte, wie der fremde Held
Den Feind gebrochen und gefällt.
Der König eilt der Schar entgegen
Und dankt erfreut dem tapfern Degen,

Der liefert ihm die Ritter aus,
Die er bezwang im harten Strauß;
Den Raub verteilt er an die Leute,
Behält von seinem Teil der Beute
Drei Ritter nur, die ihm ihr Leben
In seine Siegerhand ergeben,
Und läßt den Rest mit vollen Händen
An Freie und Gefangne spenden.
Von nun an tat dem kühnen Mann
Der Fürst viel Lieb' und Ehren an,
Hielt ihn zu Gast ein ganzes Jahr
Samt seiner tapfern Reiterschar,
Empfängt dann seinen Schwur zum Pfande,
Macht ihn zum Schirmvogt seiner Lande.
Von seinem ritterlichen Tun
Kam zu der schönen Guilljadun,
Der Königstochter, manche Kunde.
Sie fand sein Lob in aller Munde,
Und Neugier ließ ihr keine Ruh;
Sie sandt' ihm ihren Kämmrer zu
Und lud ihn, ohne lang zu zaudern,
In ihr Gemach, mit ihm zu plaudern:
Sie wundre sich, wie das geschehn,
Daß sie noch niemals ihn gesehn. —
Der Ritter sprach mit heitern Mienen,
Er komme gern, um ihr zu dienen.
Er nahm, als er zum Schlosse ritt,
Sich einen seiner Mannen mit
Und kam zu ihrer Kemenat.
Doch eh' er auf die Schwelle trat,
Sandt' er den Kämmerling hinein,
Und langsam schritt er hinterdrein.
Der Kämmrer kehrte schnell zurück;
Zum Königskind ging Elidüc
Und sprach voll Höflichkeit zu ihr,

In Blicken hold, in Worten zier.
Er dankt ihr für ihr gütges Wesen,
Daß sie zur Zwiesprach ihn erlesen.
Sie aber führt ihn bei der Hand
Zum Sitze an des Bettes Rand.
Von manchem sprach der feine Mann;
Das Fräulein saß und sah ihn an:
Sie fand ihn ohne Fehl und Tadel,
Ein Heldenbild voll Kraft und Adel.
Ihn preist ihr Herz; in ihre Sinne
Fällt jäh das Aufgebot der Minne:
„Den liebe du und keinen mehr!“ —
Und sie ward blaß und seufzte schwer.
Doch hehlte sie der Seele Schmachten
In Angst, er möchte sie verachten.
So blieb er gute Weile dort;
Dann, Urlaub nehmend, ging er fort.
Sie hielte ihn von Herzen gern;
Doch sie entließ den edlen Herrn.
Zu seiner Herberg kam er heim,
Im Geiste trüber Sorge Keim:
Es strebte sein erregter Sinn
Zu seines Königs Tochter hin,
Zum Kind, das ihn so süß empfangen;
Ihr Seufzen war ihm nicht entgangen.
Ihn reut, daß er so manchen Tag
In ihres Vaters Lande lag
Und sie ihm nie zu Augen kam.
Doch ob der Reue faßt ihn Scham:
Er denkt der Gattin, der beim Scheiden
Er Treue schwur mit hohen Eiden.
Das Königskind denkt nur an ihn
Und sehnt sich, ihn ans Herz zu ziehn.
So ward von ihr die lange Nacht
Mit offnen Augen hingewacht.

Doch als das Morgenrot entbrann,
Rief sie den treuen Kämmrer an,
Führt an ein Fenster ihn beiseit
Und klagt ihm ihre Heimlichkeit:
„Weh mir!“ sprach sie, „weh mir vor allen!
Ich bin in schlimmes Leid gefallen!
Dem Herrn in meines Vaters Sold,
Dem fremden Ritter bin ich hold.
Nicht Ruhe kommt in meine Glieder,
Noch Schlaf auf meine Augenlider.
Will er sich liebend zu mir wenden
Und Leib und Seele mir verpfänden,
So geb' ich ganz mich ihm dahin,
Und ihm bringt's reichlichen Gewinn:
Er wird einst König hier im Land;
Er ist so kühn und weltgewandt.
Doch kann sein Herz ich nicht erwerben,
Muß ich verschmachten und verderben!“ —
Der Kämmrer hört ihr Leid mit an
Und rät ihr als ihr treuer Mann:
„Nun, Herrin, raubt's Euch so die Ruh,
So schickt ihm eine Botschaft zu
Und ein Geschenk, wenn auch gering,
Sei's Litze, Gürtel oder Ring.
Freut Euer Gruß den edlen Herrn,
Empfängt er Eure Gabe gern,
Dann zweifelt nicht, daß er Euch liebt!
Glaubt, daß es keinen Kaiser gibt,
Der sich nicht überselig preist,
Wenn Ihr ihm Liebeshuld erweist!“ —
„Durch Gaben, meinst du,“ sprach das Kind,
„Erfahr' ich, wie sein Herz gesinnt?
Es lebt kein Ritter, wie ich denke,
Der, schickt ihm irgendwer Geschenke,
Mag er nun lieben oder hassen,

Sich lang darum wird bitten lassen,
Sie anzunehmen unbesehn.
Nur heftger Groll wird sie verschmähn.
Und doch, wie er dabei sich gibt,
Verrät, ob er den Geber liebt.
Drum sei bereit! Geh zu ihm hin!" —
„Ich bin bereit, Gebieterin!" —
„Geh, bring ihm diesen Ring von mir
Und gib ihm meinen Gürtel hier!
Ich send' es ihm mit tausend Grüßen." —
Er eilt hinweg auf flinken Füßen.
Sie folgt ihm an der Treppe Stufen,
Um hastig ihn zurückzurufen;
Jedoch sie schweigt und läßt ihn gehn.
Dann bleibt sie händeringend stehn:
„Weh, wie ist all mein Herz entbrannt
Für diesen Mann aus fremdem Land!
Wer sagt, stammt er aus edlem Blut?
Bald treibt ihn fort sein kühner Mut;
Dann sitz' ich hier in Leid verloren.
Die Liebe macht mich recht zum Toren.
Erst gestern kam er mir zu Sinne:
Heut bitt' ich ihn um seine Minne!
Im Unmut schilt er wohl auf mich:
Doch ist er gut, erbarmt er sich!
Ich gab mein Glück dem Zufall preis,
Und wenn sein Herz nichts von mir weiß,
So bleibt mein Leben freudenbar
Und elend, ach, auf immerdar!" —
Indem sie jammert angstbeklommen,
Ist jener zu dem Herrn gekommen
Und meldet ihm in Heimlichkeit
Den holden Gruß der Königsmaid,
Gibt Ring und Gürtel ihm zu eigen.
Ihm dankt Herr Elidüc mit Neigen;

Sie sehn sich an und bleiben stumm.
Dann legt der Held den Gürtel um
Und steckt das Ringlein an den Finger,
Fragt aber nichts den Überbringer.
Von seinem Gold bot er ihm an;
Ablehnend schied der treue Mann.
Zu seiner Herrin trat er ein,
Die seiner harrt im Kämmerlein;
Er grüßt sie von Herrn Elidüc
Und bringt ihr seinen Dank zurück. —
„Sag an, du darfst mir nichts verhehlen!
Will er zu seinem Lieb mich wählen?“ —
Der Kämmrer sprach! „Dran zweifl' ich nicht.
Zwar ruhig blieb sein Angesicht;
Doch er ist klug, daß er mit Fleiß
Sein Innerstes zu bergen weiß.
Ich, wie es Euer Wille war,
Bracht' ihm Geschenk' und Grüße dar.
Er nahm den Gurt mir aus den Händen
Und schlang ihn schweigend um die Lenden;
Das Ringlein steckt' er an sofort;
Doch weiter sprachen wir kein Wort.“ —
„Empfing er's nicht als Liebesgabe?
Weh mir! So bringt es mich zu Grabe!“ —
„Ich weiß nicht, edle Frau! Doch traun,
Ihr mögt auf meine Worte baun.
Wär' Euch sein Sinn nicht zugewandt,
Er nähme nichts von Eurer Hand.“ —
„Dein Wort ist sonder viel Gewicht!
Das weiß ich wohl, er haßt mich nicht.
Ich tat ihm niemals was zuleid,
Als daß ich ihm mein Herz geweiht,
Und wollt' er das mir nicht vergeben,
Verdient' er wahrlich nicht zu leben.
Doch fortan tut kein fremder Mund

Dem teuren Mann mein Sehnen kund.
Nein, selbst will ich ihm alles sagen
Und ihm das Weh der Liebe klagen.
Nur macht die Sorge mich verwirrt,
Ob er im Lande bleiben wird." —
„Frau," sprach der Kämmrer, „sorget nicht!
Er steht in Eures Vaters Pflicht.
Dem bot er auf ein ganzes Jahr
Mit Schwüren sich zum Dienstmann dar,
Und Muße findet Ihr in Fülle,
Daß Euer Herz sich ihm enthülle." —
Sie hört mit freudiger Gebärde,
Daß er im Lande bleiben werde.
Sie jubelt drob in ihrem Herzen;
Doch ahnt sie nicht die heißen Schmerzen,
Die er bekämpft, seit er sie sah.
Denn keine Freude kommt ihm nah,
Als wenn an ihr sein Sinnen hängt,
Und das ist, was ihn so bedrängt.
Denn seinem Weib tat er den Schwur,
Als er aus seiner Heimat fuhr,
Nach keiner andern zu verlangen:
Nun aber ist sein Herz gefangen.
Treu will er sein in allen Dingen;
Doch wie er mag dagegen ringen,
Nicht will in ihm die Liebe ruhn
Zur Königstochter Guilljadun.
Er will sie sehn; er will ihr nahn;
Er will sie küssen und umfahn.
Doch ach, es deucht ihn schlimme Sitte,
Daß er das Kind um Liebe bitte.
Nein, Pflicht ist, daß er seinem Weibe
Und seinem Dienstherrn treu verbleibe! —
Als so die Sorgen ihn beschwerten,
Rief eilig er nach den Gefährten;

Er schwang mit ihnen sich zu Roß
Und sprengte nach des Königs Schloß.
Ihn trieb sein ruheloser Sinn
Nach der Geliebten Anblick hin.
Der König saß nach Tisch beim Schach
In seiner Tochter Wohngemach
Mit einem Herrn von hohem Stande,
Der heimgekehrt vom heilgen Lande.
Das Fräulein blieb daneben stehn,
Um lernbegierig zuzusehn.
Da trat herein der edle Mann;
Der König sprach ihn freundlich an,
Lud ihn bei sich zum Sitzen ein
Und wies ihn seinem Töchterlein:
„Kommt, Fräulein, diesem edlen Degen
Mit Huld und Höflichkeit entgegen
Und haltet ihn an Ehren reich!
Es leben wenig, die ihm gleich."
Da lacht ihr Herz bei diesem Wort;
Sie führt vom Tisch den Ritter fort.
Sie sitzen abseits stumm beisammen:
Die Herzen glühn; die Augen flammen.
Sie fürchtet sich, ihn anzusprechen;
Er wagt das Schweigen nicht zu brechen.
Doch endlich dankt er für die Gabe
Und spricht: „Nie ward mir liebre Habe,
Als ich von Eurer Huld gewann!" —
Da hub das Kind errötend an:
„Nach Euch ist all mein Sinn gewandt;
Drum hab' ich Euch den Ring gesandt.
Mein Leben ist in Eurer Macht;
Drum ward mein Gürtel Euch gebracht.
Ich lieb' auf Erden Euch allein;
Ihr sollt mein Herr und Gatte sein,
Und werd' ich nimmer Euch gehören,

So will ich's wahrlich hier beschwören,
Daß mein kein andrer Mann genießt!
Nun sagt, was Euer Herz beschließt!" —
„Dank, süße Maid!" sprach er entzückt,
„Wie Eure Liebe mich beglückt!
Ich lag in Nacht und Sehnsuchtspein;
Nun lacht die Welt im Freudenschein.
Doch eins ist, was Ihr wissen sollt:
Ich steh' in Eures Vaters Sold
Und schwur ihm zu mit hohen Eiden,
Dies Jahr mich nicht von ihm zu scheiden,
Bis wir den Gegner übermannt.
Dann aber kehr' ich in mein Land;
Denn länger werd' ich nicht verweilen,
Wenn Ihr mir Urlaub wollt erteilen." —
Das Fräulein sprach, zu ihm geneigt:
„Habt Dank, daß Ihr mir nichts verschweigt!
Ihr seid zu edel, mich zu kränken,
Zu klug, um nicht vorauszudenken,
Was dann mit mir geschehen soll!
Ich geb' mich Euch vertrauensvoll!" —
Sie boten sich ihr Wort zum Pfand,
Und heimlich ruhte Hand in Hand.
Nach Hause ging Herr Elidûc
In der erfüllten Sehnsucht Glück.
Er kam nun oft, der Maid zu dienen,
Und große Lust war unter ihnen.
Doch rein blieb ihrer Herzen Bund,
Und keins tat kühnre Wünsche kund,
Als auf des andern Wort zu lauschen
Und Liebesgaben auszutauschen.
Den Freund fürs Leben zu gewinnen,
Das ist des Kindes einzges Sinnen;
Die Hoffnung, die sie ganz beseelt:
Sie wußte nicht, daß er vermählt.

Er nahm sich frisch des Krieges an,
Bis seine Kraft den Sieg gewann,
Den Feind des Königs fing im Streite
Und so das ganze Land befreite.
Man pries den Helden allerwärts,
Sein kluges Aug', sein mildes Herz.
Kaum aber lacht ihm Glück und Ruh,
So kamen ihm drei Boten zu,
Die nach ihm vom Bretonenstrand
Sein alter Lehnsherr ausgesandt.
Der war in Schaden und in Leid,
Bedrängt und mit sich selbst entzweit.
Der Feind war ihm ins Land gekommen,
Und Burg um Burg ward ihm genommen.
Oft warf er sich voll Reue vor,
Wie er den besten Mann verlor,
Den Ohrenbläser ihm geraubt.
Weh, daß Verrätern er geglaubt!
Er hatte längst, die ihn verklagt,
Mit Schimpf von Hof und Land gejagt.
Nun sandt' er ihm sein Aufgebot,
Beschwur ihn hoch in seiner Not
Bei seinem einstgen Lehenseid,
Ihm beizustehn, solang es Zeit.
Der Held vernimmt die neue Mär
Und grämt sich um die Liebste sehr.
Er sagt dem Herrn die Botschaft an:
Der mißte schwer den tapfern Mann,
Sprach, all sein Schatz sei für ihn feil
Und seines Erblands dritter Teil;
Er bot die herrlichsten Geschenke,
Daß er nicht mehr ans Scheiden denke. —
„Nein, gebt mich frei für dieses Mal!
Mein Erbherr läßt mir keine Wahl:
Er ist von Feinden überrannt

Und hat so weit nach mir gesandt.
Ich muß zu ihm. Laßt mich gewähren!
Ich werde sicher wiederkehren
Mit starkem reisigem Geleit,
Sobald Ihr mein bedürftig seid.“ —
Der König dankt: „Ich will Euch glauben
Und Euch die Reise gern erlauben.“ —
Er stellt ihm gütig alles frei,
Was Köstliches im Hause sei
An Gold und Silber, Roß und Hund
Und Seidenkleidern fein und bunt.
Er nimmt davon bescheidentlich;
Doch eh' er geht, verneigt er sich
Und spricht: „Herr König, dürft' ich's wagen,
Dem Fräulein Lebewohl zu sagen?“ —
Der nickt ihm zu: „Ich seh' es gern!“ —
Schnell winkt er einem jungen Herrn,
Der ihn zur Kemenate führe;
Der läuft und öffnet ihm die Türe.
Die Maid, da sie den Liebsten schaut,
Bewillkommt ihn mit freudgem Laut.
Er spricht von seines Erbherrn Not;
Kaum sagt er, was ihm der entbot,
So sinkt sie hin von Nacht umfangen,
Und jäh verbleichen ihre Wangen.
Er beugt sich nieder voll Erbarmen,
Hebt sie empor in seinen Armen,
Küßt oftmals zärtlich ihren Mund
Und weint aus vollem Herzensgrund.
So hielt er sie in herbem Gram
Umschlungen, bis sie zu sich kam:
„Mein süßes Lieb, um Gottes Huld!
Hör meine Worte mit Geduld!
Du bist mein Leben und mein Tod,
Mein Trost in aller Erdennot.

Mein Tun und Lassen steht bei dir:
So sag in Treun, was rätst du mir?
Fort muß ich in mein Heimatland;
Dein Vater hat mich schon entsandt.
Doch wie sich auch mein Los mag wandeln,
Nach deinem Willen werd' ich handeln." —
Das Fräulein sprach: „Bleibst du nicht hier,
So nimm mich mit! Ich geh' mit dir!
Und tust du's nicht, so töt' ich mich!
Wo find' ich Freuden ohne dich?" —
Er mahnte sanft: „Das wolle nicht!
Ich steh' noch in des Königs Pflicht
Und bräche frevelnd Treu und Glauben,
Wollt' ich ihm jetzt die Tochter rauben.
Nein, sage mir vertrauensvoll,
Wann ich dir wiederkehren soll,
Und, so mich Gott gesund erhält,
Wird wahrlich keine Macht der Welt
Mich hindern, an dein Herz zu eilen
Und Glück und Weh mit dir zu teilen!" —
Sie fügte sich und weinte sehr,
Nannt' ihm den Tag der Wiederkehr.
Goldringlein wechselten die beiden
Und küßten zärtlich sich beim Scheiden.
  Er ritt zum nächsten Hafenort
Und fuhr mit günstgen Winden fort.
Als er, der Langentbehrte, kam,
Schwand seinem Lehnsherrn Sorg' und Gram.
Ihm und den Freunden und Verwandten
Und allen, die den Helden kannten,
Kehrt frischer Mut mit einemmal;
Am frohsten war sein treu Gemahl.
Doch er geht allzeit in Gedanken,
Davon ihm Herz und Sinne kranken.
Was er auch sieht, nie fällt ein Licht

Auf sein verdüstert Angesicht,
Indem er dumpf die Tage zählt,
Wo ihm sein liebster Anblick fehlt.
Er schloß sich ab in Einsamkeit.
Die Gattin sah's mit tiefem Leid;
Sie wußte nicht, was ihm geschehn.
Da fiel manch Tränlein ungesehn.
Sie fragt ihn oft, was ihn verstört,
Ob er Verleumdung wo gehört,
Daß sie nicht treu an ihm gehangen,
Seit er ins fremde Land gegangen;
Sie rufe, wenn es ihm gefalle,
Zu Zeugen seine Mannen alle. —
„Frau," sprach er, „niemand dürfte wagen,
Euch übler Sitten anzuklagen.
Doch drüben in dem fremden Land
Gelobt' ich in des Königs Hand,
Der alles setzt auf meine Kraft,
Sobald ich Frieden hier geschafft,
Ihm beizustehn in neuen Kriegen
Und nicht acht Tage still zu liegen.
Nun find' ich hier so viel Beschwerde;
Mir bangt, ob ich's vollenden werde
Zur Frist, die mir mein Herr bestimmt.
Das ist's, was mir die Ruhe nimmt;
So ängstet's mich, mein Wort zu brechen." —
Da mied die Frau, davon zu sprechen.
  Er aber führt des Erbherrn Sache,
Nimmt an den Feinden grimme Rache;
Er schlägt sie hier, er schlägt sie dort
Und drängt sie aus dem Lande fort.
So ging die Zeit; es nahte sich
Der Tag, da seine Frist verstrich:
Da schloß er ehrenvollen Frieden.
Als gütlich so der Streit geschieden,

Macht er sich fertig wegzuziehn.
Auf seiner Fahrt begleiten ihn
Zwei Neffen, ihm vertraut und wert,
Ein Kämmrer, der sich treu bewährt
(Er war im Liebesrat gewesen
Und oft zum Boten auserlesen),
Und seine Knappen; außer diesen
Ward jeder Beistand abgewiesen.
Sie banden sich mit heilgem Eid
Und schwuren ihm Verschwiegenheit.
Er ging zu Schiff mit den Gesellen,
Fuhr hastig hin durch Wind und Wellen
Und kam dem Lande wieder nah,
Wo Sehnsucht ihm entgegensah.
Er wählt sich ein entlegnes Haus
Dem Hafen fern zur Herberg aus.
Das tut er kluger Listen voll,
Da niemand ihn erkennen soll. —
„Nun, Kämmrer, mache dich bereit!
Bring meinen Gruß der Königsmaid!
Sag, daß ihr Held sich treu erprobt
Und daß er kam, wie er gelobt!
Sag ihr, daß, wenn der Tag erbleiche,
Sie mit dir aus dem Tore schleiche!
Dort eil' ich auf geheimen Wegen
Mit offnen Armen ihr entgegen.“ —
Der Kämmrer klug und vorbedacht
Ging nach der Stadt in fremder Tracht
Und spähte kundig und gewandt,
Bis er beim Fräulein Zutritt fand.
Er raunt ihr zu, wer ihn geschickt;
Sie hört die Botschaft und erschrickt,
Weint Wonnetränen licht und weich
Und küßt den Boten freudenreich.
Drauf bat er sie, mit ihm zu kommen,

Sobald des Tages Licht verglommen.
Voll Eifer ward die Flucht besprochen,
Bis tiefe Nacht hereingebrochen
Und sie allein mit ihm entwich.
Bang schlägt ihr Herz; sie klammert sich
Voll Ängsten an des Führers Hand.
Sie trägt ein seidenes Gewand
Mit dichten goldnen Stickerein
Und hüllt sich in ihr Mäntelein.
Nur einen Bogenschuß vom Tor
Ragt ein umzäunter Forst empor,
Ein Park mit schattigen Gehegen;
Dort vor dem Pfahlwerk hielt der Degen,
Der an sein Herz die Liebste schloß.
Er schwingt sie fröhlich auf ein Roß,
Springt in den Sattel und erfaßt
Ihr Tier am Zaum und flieht in Hast.
Er kam nach Toteneis zum Port;
Zu Schiffe stiegen sie sofort.
Drin war nur er und sein Geleit
Und Guilljadun, die Königsmaid.
Still war das Wetter, gut der Wind;
Die Fahrt ging sicher und geschwind.
Doch wie sie dachten, bald zu landen,
Begann die glatte Flut zu branden.
Ein Sturm kam gegen sie daher
Und warf sie weit zurück ins Meer.
Die Segel reißt der Wind in Fetzen;
Der Mast zersplittert. Voll Entsetzen
Flehn sie zu Gott ohn' Unterlaß,
Sankt Clemens und Sankt Nikolas,
Zu Frau Marie, der gnadenreichen,
Den Sohn mit Bitten zu erweichen,
Daß er barmherzig ihrer denke
Und rettend sie zum Hafen lenke.

So schwankt ihr Schiff im Wogendrang
Bald hier, bald dort, dem Land entlang;
Schon naht ihr Tod im Sturmesgrimme.
Ein Schiffsjung' ruft mit lauter Stimme:
„Herr, welcher Heilge wird uns schützen?
Was soll Gebet und Arbeit nützen,
Solang Ihr die am Herzen hegt,
Die einzig diesen Sturm erregt?
Ihr habt ein Ehweib lange schon
Und führt die andre nun davon!
Ihr wagtet gegen Recht und Glauben,
Zum Hohne Gottes, sie zu rauben.
Drum werft sie hin der wilden See,
Und gleich wird enden unser Weh!“[3] —
Der Held rief wütend: „Frecher Wicht,
Schweig still! Kein Wort mehr! Läge nicht
Die Herrin krank in meinen Armen,
So sollte Gott sich dein erbarmen!“ —
Noch eben hat er sie liebkost
Und sprach ihr für das Übel Trost,
Das auf dem Meer sie angekommen.
Doch als sie dieses Wort vernommen,
Das Schreckenswort, daß er vermählt,
Fiel sie aufs Antlitz wie entseelt.
Sie liegt mit fahlem Angesicht
Und rührt sich nicht und atmet nicht.
Doch er in heißer Herzensnot
Blickt nach ihr hin und glaubt sie tot.
Da schreit er wild im Schmerz und rafft
Ein Ruder auf mit Zorneskraft
Und gibt dem Jungen einen Schlag,
Davon er tot im Schiffe lag.
Er stieß ihn mit dem Fuß hinaus;
Der Leib trieb fort im Wellenbraus.
Dann aber faßt der grimme Mann

Mit eigner Hand das Steuer an
Und lenkt und hält das Schiff mit Macht,
Bis er's zum Hafen eingebracht.
  Sie warfen Anker nah dem Strand,
Und ihre Brücke fiel aufs Land.
Noch lag das Kind so still und bleich,
Von Anblick einer Toten gleich,
Und Elidüc klagt über ihr:
„Ach, warum starb ich nicht mit dir?“ —
Er rief die Freunde Mann für Mann
Um ihren Rat und Beistand an,
Wohin sein Lieb er bringen solle,
Da er sie nicht verlassen wolle,
Damit nun in geweihter Erde
Ihr holder Leib bestattet werde
Mit Totenamt, mit Ehr' und Prangen,
Wie Königskinder es verlangen.
Doch wie er fragte, wie er bat,
Die Treuen wußten keinen Rat.
Zuletzt schien dieses ihm das beste:
Unfern dem Meer lag seine Feste;
Die Burg umschloß ein Tannengrund
Wohl dreißig Meilen in der Rund',
Und dort an abgelegner Stelle
Stand eine kleine Waldkapelle;
Da saß ein Klausner vierzig Jahr,
Bei dem er oft zu Gaste war:
„Ihm bringen wir die Tote nun;
In seinem Kirchlein mag sie ruhn.
Von meiner Habe werd' ich geben;
Ein Kloster soll sich dort erheben.
Das füll' ich an von nah und fern
Mit Nonnen oder Klosterherrn.
Die sollen beten Nacht und Tag,
Damit ihr Gott genaden mag.“ —

Darauf verlangt er nach den Rossen.
Noch einmal mußten die Genossen
Ihm schwören, alles zu verschweigen;
Dann hieß er sie zu Rosse steigen
Und ritt dahin von Leid beschwert,
Die Leiche vor sich auf dem Pferd.
Auf gradem Weg erreichte bald
Der Reiterzug den tiefen Wald.
Sie hielten vor des Kirchleins Stufen
Und pochten lang mit lautem Rufen.
Doch keine Stimme klang hervor,
Und keine Hand erschloß das Tor.
Durchs Fenster steigt ein Mann vom Troß;
Von innen öffnet er das Schloß.
Acht Tage waren's, daß im Frieden
Der alte heilge Mann verschieden,
Wovon das frischgehäufte Grab
Dem trüben Helden Kunde gab.
Die andern wählten schon im Haus
Den Ort zur Gruft des Fräuleins aus,
Bereit, den Spaten anzulegen.
Doch er sprach: „Laßt es unterwegen,
Bis ich in meinen Rat besandt
Die weisen Männer hiezuland,
Ob's Kloster oder Kirche wäre,
Was diesen Ort am besten ehre.
Drum legt mein Lieb vor den Altar
In Gottes Hut und seiner Schar!" —
Gewande wurden ausgespreitet
Und ihr ein weiches Bett bereitet.
Drauf legten sie die holde Maid
Und gingen weg in stillem Leid.
Doch wie es nun ans Scheiden kam,
Da brach ihm schier das Herz vor Gram.
Er küßt ihr Aug' und Angesicht

Und ruft: „Der Himmel wolle nicht,
Daß ich je wieder Waffen trage,
Noch in der Welt zu leben wage!
Weh, Lieb, daß je du mich erschaut!
Weh, daß du arglos mir vertraut!
Du warst zur Königin erlesen,
Wär' nicht dein Herz so treu gewesen,
Dein Herz, das ganz mein eigen war!
Das muß mich jammern immerdar.
Sobald wir dich zur Gruft getragen
Werd' ich als Mönch der Welt entsagen,
Daß täglich deine Grabeshalle
Von meinem Schmerze widerhalle." —
Er riß sich los von ihrem Bette,
Verschloß dann die geweihte Stätte,
Und seiner Ehefrau nach Haus
Schickt einen Boten er voraus,
Zu künden, daß er kommen werde,
Doch matt von Mühsal und Beschwerde.
Sie freut sich ob des Gatten Nahn
Und rüstet sich, ihn zu empfahn.
Sie eilt ihm liebevoll entgegen;
Doch bringt sein Kommen wenig Segen.
Denn niemals lächelt er hinfort,
Noch spricht er mehr ein freundlich Wort,
Und niemand wagt, ihn drob zu fragen.
Doch nach zwei kummervollen Tagen
Hört er der Messe Morgensang
Und wandert dann auf stillem Gang
Weit durch den grünen Waldeshag
Zum Kirchlein, wo die Liebste lag.
Sie lag noch immer wie zuvor;
Kein Hauch hob ihre Brust empor.
Doch eines dünkt ihn wunderbar:
Daß sie noch weiß und rosig war.

Die Farbe war ihr nicht entwichen,
Nur daß ein wenig sie verblichen.
Er weint um sie und betet lange,
Daß Gott in Gnaden sie empfange.
Dann steht er auf von Klag' und Bitte
Und wendet heimwärts seine Schritte.
 Doch eines Tages folgt von fern
Ein Späher dem betrübten Herrn;
Der war gewonnen von der Frau.
Sie sprach: „Beobacht ihn genau!
Kannst du mir sichre Kunde schaffen,
So schenk' ich Rosse dir und Waffen.“ —
Der Knabe tut nach dem Geheiß
Und folgt ihm unbemerkt und leis.
Er sieht ihn in das Kirchlein treten
Und hört sein Klagen und sein Beten.
Doch eh der Herr verläßt die Klause,
Erzählt der Knabe schon zu Hause
Vom Jammerruf und Schmerzensschrei
In der verlaßnen Siedelei.
Sie sprach erregt: „So laß uns gehn
Und selber nach dem Kirchlein sehn!
Denn heute denkt mein Herr beizeiten
Zum König an den Hof zu reiten.
Ich weiß, er hat den heilgen Alten,
Der dort begraben, hochgehalten;
Doch glaub' ich nicht, daß solche Klage
Und solchen Schmerz er um ihn trage.“ —
Sie ging, als er nach Hofe ritt,
Zum Wald und nahm den Diener mit.
So kam sie zu der öden Zelle
Und sah im Innern der Kapelle
Das Mägdlein auf des Altars Stiegen
Gleich einer jungen Rose liegen.
Sie hebt das Tuch, das sie umwallt,

Und schaut den Leib so wohlgestalt,
Die Hände weiß, die Arme schlank,
Die Finger lang und zart und blank.
Die treue Frau, nun sah sie klar,
Warum ihr Herr so traurig war.
Sie ruft dem Knaben weich und mild
Und zeigt ihm dieses Wunderbild:
„Sieh, wie sie daliegt ohne Fehl,
Von lichter Schönheit ein Juwel!
Das ist die Liebste meines Herrn;
Drum ist ihm alle Freude fern.
Sie war so hold: mich wundert's nicht,
Daß ihm das Herz vor Kummer bricht.
In Lieb' und Mitleid muß ich klagen;
Das Glück entschwand aus meinen Tagen." —
Sie setzt sich nieder aufs Gestein
Und jammert um das Mägdelein.
  Doch während dieser Zeit geschah's,
Daß am Altar, vor dem sie saß,
Aus seinem Bau ein Wiesel schlüpfte
Und über die Entseelte hüpfte,
Und rascher Hand erschlug der Knabe
Das flinke Tier mit seinem Stabe
Und warf es vor die Siedelei.
Des Wiesels Weibchen kam herbei,
Fand den Gefährten still und stumm,
Lief oft um seinen Kopf herum,
Beroch und zupft' ihn mit der Pfote;
Doch unbeweglich lag der Tote.
Als es den Freund nicht wecken kann,
Stellt sich das Tierlein kläglich an
Und läuft aus der Kapelle bald
Nach Kräutern in den grünen Wald,
Bricht dort mit seinen Zähnen schnell
Ein rotes Blümchen purpurhell,

Legt's in des toten Wiesels Mund —
Und dies wird lebend und gesund.
Die Dame sah's und rief im Nu:
„Freund, jag's ihm ab! Schlag zu, schlag zu!" —
Er warf und traf, so daß am Tor
Das flüchtge Tier sein Kraut verlor.
Das schob die Frau mit feiner Hand
Dem Mägdlein durch der Lippen Rand,
Und kurze Weile nur verrann,
Da hebt die Maid zu seufzen an,
Blickt auf und spricht mit sanftem Ton:
„Mein Gott! Wie lange schlaf' ich schon!"[1] —
Die Herrin, die solch Wunder schaut,
Dankt Gott mit hellem Freudenlaut,
Und bald begann auf ihre Fragen
Die Maid ihr alles anzusagen:
„In England liegt mein Heimatort;
Mein Vater herrscht als König dort,
Und ach, es war mein einzig Glück
Der edle Ritter Elidüc.
Ich floh, ihm völlig zu gehören.
Er tat nicht recht, mich zu betören;
Denn eine Gattin hat er schon
Und sprach mir nie ein Wort davon.
Doch als ich später dies vernahm,
Da fiel ich hin vor Schreck und Gram,
Und nun in diesem fremden Land
Hat er sich schnöd von mir gewandt
Und läßt mich liegen trostberaubt.
Weh der, die einem Manne glaubt!" —
„Nein, Kind, Herrn Elidüc gefällt
Kein lebend Wesen auf der Welt!
In Trübsinn geht er Nacht und Tag,
Wie jeder Euch bezeugen mag.
Die Wahrheit ist: er glaubt Euch tot.

Drum trauert er in Herzensnot,
Und täglich hat er hier geklagt,
Wo Ihr in tiefer Ohnmacht lagt.
Ihr möget meinen Schmerz bemessen:
Ich bin sein Weib, das er vergessen!
Ich sah ihn gehn mit düstrem Sinne
Und wollte schaun, was er beginne.
Drum kam ich her. Mein Trost im Leid
Ist, daß Ihr nun am Leben seid.
Kommt, holdes Kind! Ich nehm' Euch mit
Und sag' ihn seines Wortes quitt.
Nur Euch gehört er: nehmt ihn hin!
Ich will hinweg ins Kloster ziehn." —
  So führt sie tröstend sie hinaus
Und bringt sie liebevoll nach Haus.
Der Knappe mußte sich bereiten,
Nach seinem Herren auszureiten.
Er trabt von dannen unverwandt,
Bis er am Hof den Ritter fand.
Nachdem er alles ihm erklärt,
Bestieg Herr Elidüc sein Pferd,
Ließ hinter sich Geleit und Troß
Und kam zur Nachtzeit auf sein Schloß.
Er fand sein holdes Lieb gesund
Und dankt der Frau mit sanftem Mund.
Mit einmal war ihm Luft und Leben
In seinem Lieb zurückgegeben.
Er beugt sich küssend zu ihr nieder;
Sie hängt an ihm und küßt ihn wieder.
Doch als des Hauses Herrin da
Das stille Glück der beiden sah,
Trat sie vor ihren Gatten hin,
Nahm Abschied mit gefaßtem Sinn
Und sprach: „Ich scheide sonder Pein,
Dem Dienste Gottes mich zu weihn.

Gib mir ein Stück von deinen Triften,
Darauf ich mag ein Kloster stiften!
Doch du sollst frei dein Lieb umfahn.
Denn traun, es wär' nicht wohlgetan,
Zwei Fraun in deinem Haus zu hegen.
Der Bund wär' ohne Gottes Segen." —
Gerührt vernahm er's und gewährte
Aus voller Hand, was sie begehrte,
Ein großes Stück von seinem Land,
Wo jenes Klausners Zelle stand.
Dort läßt er schnell die Waldung lichten
Und ihr ein Gotteshaus errichten
Und schenkt ihr andre reiche Gabe,
Daß sie ein lieblich Leben habe.
Den Schleier nahm die edle Frau,
Sobald vollendet war der Bau,
Und mit ihr traten der Abtei
Noch dreißig andre Nonnen bei.
Doch Elidüc in Seligkeit
Vermählte sich die Königsmaid.
Die Feier füllte Tag und Nacht
Das Herrenschloß mit Glanz und Pracht.
Drauf lebten beide manches Jahr
In Herzensliebe treu und wahr,
Beschenkten Arme nah und fern;
Dann weihten sie sich Gott dem Herrn.
Ein Münster ließ der Held bereiten
Unfern dem Schloß, zur andern Seiten;
Das ward mit weiser Kunst vollbracht
Und mit Geschenken reich bedacht.
Er gab sein Gold und klar Gestein,
Und viele Mönche lud er ein
Von gutem Orden allerwegen,
Des Gottesdienstes dort zu pflegen.
Als alles wohl vollendet war,

Gesellt er selbst sich ihrer Schar,
Um voller Demut nün mit ihnen
Dem Herrn sein Leben lang zu dienen.
Doch seiner ersten Frau befahl
Er Guilljadun, sein hold Gemahl,
Und die empfing sie freudenreich
Und hielt sie einer Schwester gleich.
Sie gab ihr heilge Liebeslehren
Und unterwies sie, Gott zu ehren.
  Die Frauen beteten fortan
Vereint für den geliebten Mann
Und er für sie mit gleichem Sinn.
Er sendet häufig Boten hin,
Zu fragen, wie die Frauen leben
Und in ihr Leben sich ergeben.
So strebte jedes von den drein
Nach Himmelsliebe fromm und rein
Und gab an seinem selgen Ende
Den Geist in Gottes Gnadenhände.
  Den drein und ihrem Glück und Leid
Ward ein bretonisch Lied geweiht,
Damit ihr Name nicht vergehe
Und ihr Gedächtnis fortbestehe.
Einst hieß nach Elidûc die Märe;
Nun nennt man sie den Fraun zur Ehre.
Denn sie, die Frauen, ohne Frage
Sind ja die Helden dieser Sage.
Drum heißt des Liedes Weise nun
„Guildeluëc und Guilljadun“.

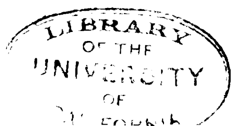




Der bunte Zelter

von Hüon dem Spielmannskönig

Dereinst im Land Champagne lebte
Ein Ritter, der nach Ehren strebte,[1]
Von hohem Sinn und kühnem Mut,
Am Herzen reich, doch arm an Gut.
Hätt' ihm das Glück solch Gut beschert,
Als er fürwahr an innrem Wert
Vor allen andern war erlesen,
Wär' seinesgleichen nicht gewesen.
Herr Wilhelm hieß der junge Held.
So freudig pries ihn alle Welt,
Daß auch, wer ihn nicht selber kannte,
Gern den berühmten Namen nannte.
Barg er im Helm sein Angesicht
Beim Waffenspiel, so dacht' er nicht,
Zur Schau der Damen sich zu schmücken
Und heimlich aus dem Kampf zu drücken:
Nein, wo am stärksten das Gedränge,
Stürzt er mit Wucht sich in die Menge.
Er trug im Herzen treu gesinnt
Ein schönes junges Herrenkind,
Von hoher Art und viel umworben.
Die Mutter war ihr früh gestorben;
Ihr Vater, reich an Land und Macht,



Hielt eifersüchtig sie bewacht
Als seines Stammes letzten Sproß.
Im tiefen Walde lag sein Schloß,
Der damals weithin sich erstreckte
Und schattend rings das Land bedeckte.[2]
Wild war der Tann und schwarz und dicht;
Doch treue Liebe schied er nicht.
Der junge Held fand guten Rat:
Er brach zu ihr sich einen Pfad
Von seinem Haus zwei Meilen weit
Durch tiefste Waldeseinsamkeit.
Kein lebend Wesen in der Runde
Erhielt von diesem Schleichweg Kunde
Als nur sein einziger Genoß:
Das war sein schönes edles Roß,
Ein Zelter schillernd bunt und fein.
Kein Farbenspiel, kein Blumenschein
War seinem Glanze zu vergleichen;
Kein schönres war in allen Reichen.
Es ging so sanft; er hätt's im Leben
Um alles Gold nicht hingegeben.
  Gar oftmals trug das treue Roß
Ihn heimlich nach der Liebsten Schloß,
Die er doch nur von weitem sah.
Sie kamen nie einander nah;
Stets waren vor des Tores Bogen
Die Eingangsbrücken aufgezogen.
Ein Graben lief ums Felsenhaus;
Nur durch die Planken des Verhaus
Besprach das Paar sich scheu von fern
In Ängsten vor dem alten Herrn.
Denn der war klug und vielerfahren,
Und da ein Weg bei seinen Jahren
Ihm schwer ward, ritt er selten aus
Und hielt sich ruhig meist zu Haus.

Die Tochter mußte bei ihm bleiben,
Um ihm die Stunden zu vertreiben,
Indes ihr Sinn ins Weite ging
Und trauernd am Geliebten hing.
So brannten in der Sehnsucht Leid
Die jungen Herzen lange Zeit,
Im ungeduldigen Verlangen
Nach Kuß und zärtlichem Umfangen.
Der Ritter dachte hin und her;
Doch endlich litt er's nimmermehr:
Er kam zum alten Herrn geritten,
Um seine Tochter ihn zu bitten.
Mit Ehren ward er aufgenommen.
„Herr," hub er an, „ich bin gekommen
Vertrauend Eurer Gnad' und Huld.
Hört meine Bitte mit Geduld!
Und was mein Herz von Euch begehrt,
Gott gebe, daß Ihr mir's gewährt!" —
Der Alte sah ihn forschend an
Und sprach: „Gern tu' ich's, wenn ich kann.
Fürwahr, vergönnt's die Ehre mir,
Ich helf' Euch! Sagt, was wünschet Ihr?" —
„So hört mich, Herr! Euch sind mein Stand
Und meine Ahnen wohlbekannt
Und was ich habe, was ich treibe:
Gebt Eure Tochter mir zum Weibe!
Ich hörte stets, daß, wer sie kennt,
Sie nur mit Lob und Liebe nennt.
Schenkt mir dies Glück! Laßt Euch erweichen!
Auf Erden lebt nicht ihresgleichen." —
Der Greis vernahm's zum Wort bereit;
Er sann nicht lang auf den Bescheid:
„Ich weiß zu würdgen, was Ihr sprecht.
Ja, meine Tochter, Ihr habt recht,
Sie ist so jung und schön und gut,

Ein magdlich Kind von Fürstenblut.
Ich selbst bin reich, von hohen Ahnen,
Die stolz mich alter Ehren mahnen,
Und weithin ist mein Adel kund.
Mein Land trägt jährlich tausend Pfund.
Ich müßte doch von Sinnen sein,
Wollt' ich sie einem Ritter frein,
Der zum Turnier nach Beute fährt
Und sich vom Lanzenbrechen nährt.[3]
Ich hab' nur sie; nach meinem Sterben
Wird sie, was mein ist, alles erben.
Kein Fürst im Reich braucht sich zu schämen,
Will er mein Kind zur Gattin nehmen." —
Der junge Ritter stand befangen;
Er schied mit schamerglühten Wangen.
Verwirrt ritt er davon und stahl
Zur Liebsten sich voll Seelenqual
Und bracht' ihr klagend den Bescheid:
„Ach, edles Fräulein, süße Maid,
Was soll ich tun? Ich muß Euch fliehn
Und will in weite Ferne ziehn.
Verlorner Wahn, wie warst du hold!
Weh über das verhaßte Gold,
Das Eures Vaters Herz betört!
Sonst hätt' er mich gewiß erhört." —
„Glaubt," sprach sie, „ging's nach meinem Sinn,
Wie gerne gäb' ich alles hin!
Fürwahr, den besten Teil vergißt,
Wer Euch nur nach der Habe mißt.
Wollt' Euren Heldenwert dagegen
Mein Vater auf die Wage legen,
Er schaute froh, was er gewinnt.
Doch Stolz des Reichtums macht ihn blind.
Mein Sehnen stört ihm nie den Schlummer.
Was fragt er je nach meinem Kummer?

Ein altes Herz versteht nicht mehr
Der Jugend Sinnen und Begehr.
Doch laßt Euch raten! Hört mich an!
Ich weiß, was uns noch helfen kann." —
„Ja," sprach er, „sagt mir Euren Willen!" —
„Ich sann darüber längst im stillen:
Euch lebt ein Oheim groß und reich,
An Macht wohl meinem Vater gleich.
Er hat nicht Weib, er hat nicht Kind,
Noch Sippen, die ihm lieber sind
Als Ihr, der nächste seines Blutes.
Ihr seid der Erbe seines Gutes.
Geht hin und sagt ihm, was geschehn,
Und bittet ihn, Euch beizustehn,
Da schwerlich Euer Wunsch gedeihe,
Wenn er nicht seine Hilfe leihe.
Die beiden Alten schätzen sich
Als Ehrenmänner inniglich,
Vertraun einander als Berater.
Sagt Euer Ohm zu meinem Vater:
‚Vereinen wir das junge Paar!
Ich geb' dem Neffen jedes Jahr
Von meinem Land dreihundert Pfund',
So willigt er in unsern Bund.
Und ist besiegelt unser Glück,
So gebt dem Ohm sein Gut zurück.
Reich wär' ich, wenn mir nichts verbliebe
Als Ihr allein und Eure Liebe." —
Er folgte freudig ihrem Rat
Und ritt auf grünem Waldespfad
Zum Oheim, der ihn wohl empfing
Und mit ihm fern von Zeugen ging.
Hoch überm Tor auf dem Altan
Besprachen sie des Ritters Plan.
Der Alte stimmte willig ein:

„Du kannst um keine Beßre frein;
Mit Freuden biet' ich meine Hand.
Bei meinem Haupt! Ich bring's zustand." —
„Ach," sprach er, „liebster Ohm, das tut!
Führt meine Sache rasch und gut!
Ich fahre jetzt in voller Zier
Nach Gallardon auf ein Turnier.[4]
Gott geb', daß ich in Siegesehre
Zu meiner Hochzeit heimwärts kehre!" —
In Eile schied er wie verzückt,
Von neuer Hoffnung hochbeglückt;
Er sah so nah sein holdes Ziel
Und sprengte froh zum Waffenspiel.
Jedoch der Ohm, dem er vertraut,
Der war in Lug und Trug ergraut.
In erster Früh' am andern Tag
Ritt schon der Falsche durch den Hag
Und kehrte noch bei Morgenschein
Am Hof des reichen Nachbars ein.
Zum Willkomm lief der alte Degen
Erfreut dem werten Gast entgegen
Und führt' ihn festlich in sein Haus.
Gerüstet ward ein großer Schmaus,
Sie saßen lang im hohen Saal
Und sprachen heiter nach dem Mahl
Von ihrer Jugendzeit und nannten
Die alten Freunde und Bekannten.
Sie tauschten manche lustge Mär;
Drin klang's von Schwert und Schild und Speer,
Bis endlich nun der Ohm begann:
„Ich häng' Euch recht in Treuen an;
Das wisset Ihr seit langen Tagen.
So laßt Euch eine Bitte sagen,
Darum ich hergekommen bin!
Gott stimme günstig Euren Sinn!" —

Der andre rief: „Was Ihr begehrt,
Sprecht nur! Es ist Euch schon gewährt.
Gern zahl' ich alter Liebe Schuld.“ —
„Herr,“ sprach der Oheim, „Dank und Huld
Bewahr' ich, wie's mir stets gebührt.
So hört denn, was mich hergeführt!
Um Eure Tochter möcht' ich frein,
Und willigt Ihr in Freundschaft ein,
So wird ihr alles, was ich habe,
Von mir verbrieft als Morgengabe.
Ihr wißt, mein Gut ist reich und groß;
Ich bin allein und erbelos.
Wir Freunde lebten dann im Frieden,
An Herz und Habe ungeschieden.
Seht, Herr, drum werde sie die meine,
Daß sich in ihrer Hand vereine,
Was Gott uns beiden hat beschert.“ —
„Herr, wie mich das beglückt und ehrt!“
Sprach freudestrahlend sein Genoß,
„Ich nähme drum kein Königsschloß.
Fürwahr, wie könnte mir auf Erden
Ein solch erwünschter Eidam werden,
So zuverlässig, reif an Jahren,
So ehrenfest und vielerfahren,
Ein Mann so ganz nach meinem Sinn?
Mein Kind ist Euer: nehmt es hin!“ —
Doch als das Fräulein dies erfuhr,
Erschrak sie jammernd und beschwur
Die heilge Jungfrau, sie zu retten
Vor dieser Ehe schnöden Ketten.
„O weh mir!“ rief sie tränenbleich,
„Mich mordet dieser Schelmenstreich!
Wie hat der Alte uns gelogen
Und den geliebten Mann betrogen,
Den edlen Ritter tugendvoll!

Die Goldgier macht den Alten toll.
Erwirbt er mich, geb' Gott ihm Leid!
Sein Todfeind bleib' ich allezeit.
Nein, nein! Den Tag erleb' ich nicht!
Wo berg' ich nur mein Angesicht?
Doch wehe mir, ich kann's nicht wenden!
Hier lieg' ich mit gebundnen Händen.
Wehrlos gefangen muß ich still
Erdulden, was mein Vater will.
O Schmach dem Alter, Schmach dem Gold,
Drum ich mein Lieb verlieren sollt'!" —
Indessen schmückte man das Haus
Mit Kranz und Teppich festlich aus.
An alle greisen Herrn im Land
Ward Gruß und Ladung ausgesandt.
Wohl ihrer dreißig kamen an,
Worauf ein weis Gespräch begann,
Und man beschloß im Rat der Alten,
Am nächsten Tag das Fest zu halten,
Und gab den Zofen das Gebot,
Ihr Fräulein noch vor Morgenrot
Beim Brautschmuck hurtig zu bedienen;
Sie hörten's mit bestürzten Mienen.
Der Vater strengen Angesichts
Rief: „Sind wir fertig? Fehlt uns nichts?" —
„Herr," sprach der Mädchen eines, „doch!
An guten Zeltern fehlt es noch,
Daß insgesamt wir mit ihr reiten
Und nach der Kirche sie geleiten." —
Der Alte sprach: „Die Not ist klein.
An Pferden soll kein Mangel sein." —
Er rief die Knappen: „Lauft zur Stunde
Und sagt den Nachbarn in der Runde,
Die Frauen seien unberitten,
Wir lassen sie um Zelter bitten." —

Der junge Ritter mittlerweile
War heimgekehrt in Liebeseile.
Er schied vom Kampfplatz sieggekrönt,
Von Lob und Freudenruf umtönt
Und blühend Hoffnungsglück im Herzen.
Er war voll Mutwill und voll Scherzen:
Mit lustgem Trällern wandert er
Im Hause ruhelos umher;
Stets mußt' ein Fiedler um ihn sein;
Der strich ihm neue Melodein.
Und so erharrt er Stund' um Stunde
Von seinem Oheim frohe Kunde.
Zum Tore blickt er fort und fort,
Und wirklich, sieh, wer naht sich dort?
Ein Bote kommt! Vor Schreck und Lust
Erbebt das Herz ihm in der Brust.
„Herr," sprach der Knappe, „Gruß und Heil!
Mich schickt mein alter Herr in Eil'
Mit einer großen Bitte her.
Ihr wißt, er schätzt und liebt Euch sehr.
Ihr habt das schönste Roß im Reich;
Kein andres trägt so sanft und weich.
Herr, seid so gütig denn und leiht
Den Zelter uns auf kurze Zeit!" —
„Wozu, Freund?" — „Daß er früh am Tage
Zur Kirche unser Fräulein trage." —
„Was geht dort vor? Gib mir Bericht!" —
„Herr," sprach der Knappe, „wißt Ihr's nicht?
Dort wird sie Eurem Ohm vermählt,
Der sie zur Gattin sich erwählt." —
Vor Schreck beginnt der Herr zu wanken;
Ein Schwindel lähmt ihm die Gedanken:
„Es ist nicht möglich, sag' ich dir!
Du treibst nur deinen Scherz mit mir!" —
„Gewiß nicht, Herr! Ihr dürft mir traun.

Ihr könnt's mit eignen Augen schaun:
Versammelt sind von nah und fern
Zum Brautgeleit die alten Herrn." —
„So gab's seit Kains Mördertat
Nie einen schnöderen Verrat!" —
Er stand betäubt von Zorn und Leid
In dumpfem Brüten lang beiseit.
„Ach," sprach der unglückselge Mann,
„Sie selbst hat keine Schuld daran,
Sie nicht! Ich muß den Wunsch gewähren
Als letzten Dienst für all die Ehren,
Die sie mir bot, für all die Wonnen,
Die nun auf immerdar zerronnen?
Doch wie? Durch den ich sie verlor,
Dem soll ich armer blinder Tor
Mein edles Roß zum Feste leihn,
Zur Lustbarkeit ihm dienstlich sein?
Wie kann sich nur der Mann erfrechen,
Um solchen Dienst mich anzusprechen?
Hat er nicht alles mir geraubt,
Woran mein arglos Herz geglaubt?
Ach, all die Schönheit, Huld und Güte,
Die mir in meinem Lieb erblühte?
Doch muß ich allem auch entsagen,
Es sei: mein Zelter soll sie tragen,
Daß, wenn sie seine Zügel lenkt,
Sie nochmals innig mein gedenkt.
Ich liebte sie zu meinem Leid
Und will sie lieben allezeit!" —
Er läßt sofort den Zelter zäumen;
Der Knecht entführt ihn ohne Säumen.
Herr Wilhelm bleibt allein zurück
Und denkt an sein verlornes Glück.
In bittrem Grimm und Herzensjammer
Vergräbt er sich in seine Kammer,

Und seinen Dienern insgemein
Schärft er bei Tod und Leben ein,
Daß keiner ihn zu stören wage:
Dann überläßt er sich der Klage.
  Der Knappe mit dem edlen Roß
Kam abends spät ins Hochzeitschloß,
Wo all die greisen Ritter saßen,
Ein reichlich Mahl mit Freuden aßen.
Der Burgherr scherzte mit der Schar,
Der heut in bester Laune war.
Dann ließ er sein Gebot erschallen
Dem Türmer und den Knechten allen:
„Merkt auf und sagt's von Mund zu Munde!
Vor Sonnenaufgang eine Stunde
Soll alles wach sein und bereit.
Drum sorget, daß zur rechten Zeit
Ein jeder flink das seine tue!“ —
Drauf legten alle sich zur Ruhe.
Die junge Braut nur lag in Tränen
Und wacht' in hoffnungslosem Sehnen;
Sie weinte still und seufzte tief,
Indessen ringsum alles schlief.
  Der Wächter selbst, beschwert vom Wein,
Nickt auf dem Turm ermattet ein.
Da schreckt ihn auf um Mitternacht
Des nahen Mondes helle Pracht,
Die ostwärts überm Wald erglommen.
Er meint, schon will der Morgen kommen.
Zeit ist's, denkt er in jähem Schrecken,
Die große Ritterschaft zu wecken. —
Laut stößt ins Horn der trunkne Mann:
„Steht auf, ihr Herrn! Der Tag bricht an!“ —
Das Dröhnen des Alarmhorns traf
Die Zecher all im ersten Schlaf;
Sie starrten gähnend in die Helle.

Die Knechte schlichen in die Ställe,
Und unter Lärmen und Geschrei
Zog Roß und Zelter man herbei,
Bis endlich die gesamte Schar
Der alten Herrn im Sattel war.
Dem ältsten ward die bleiche Braut
Zu Dienst und Obhut anvertraut.
Der Armen führte man am Tor
Des Freundes bunten Zelter vor;
Da deckt sie mit dem Schleier sich
Und schluchzt und weinet bitterlich.
Die Alten brummen in den Bart:
„Das war von je der Weiber Art.
Wenn sie des Vaters Haus verlassen,
Weiß keine sich vor Schmerz zu fassen.“ —
So brach man auf noch lang vor Tag.
Ihr Ziel, ein altes Kirchlein, lag
Fern an des großen Waldes Saum.
Der Weg bot nur zwei Rossen Raum;
Drum ordnet sachte sich die Schar.
In langem Zuge Paar um Paar
Rottierten sich die vielen Reiter,
Zuletzt die Braut und ihr Begleiter.
Der alte Herr, der wenig sprach,
Ließ sie voraus und folgte nach,
Daß in des finstern Weges Enge
Sein Roß nicht an das ihre dränge.
So ging es durch die Wälder fort;
Man hörte kaum ein lautes Wort,
Das Rascheln nur im dürren Laub,
Der Tiere Stampfen und Geschnaub.
Die meisten nickten schlummertrunken,
Vorn auf des Pferdes Hals gesunken,
Und wer im Sattel aufrecht saß,
Der sann für sich auf dies und das,

Im Kopf umnebelt und verwacht,
Und niemand nahm des Fräuleins acht.
Ihr Ritter war ein gutes Stück
Des Weges hinter ihr zurück,
Da oft sein Rößlein stehen blieb,
Bis er's im Schlafe weiter trieb.
Sie selbst blickt' achtlos vor sich hin,
Nur Lieb' und Liebesleid im Sinn.
So ritt sie durch die Einsamkeit
Allein, nur Gott war ihr Geleit,
Bis tief sich in ein schattig Tal
Die Straße senkte, wo kein Strahl
Des Mondes durch das Dickicht drang.
Sie ließ dem Zelter freien Gang, —
Und unvermerkt bog dort mit ihr
In jenen Pfad das treue Tier,
Den es in hoffnungsreichen Tagen
So manchmal seinen Herrn getragen.
Sie schwand im Wald. Der Troß der Reiter
Ritt auf der großen Straße weiter.
Doch endlich sah das Fräulein um:
Rings nächtge Wildnis öd und stumm;
Sie war verlassen und verirrt.
Sie bebt vor Schreck und Graus verwirrt;
Schon will sie rufen angstbeklommen:
Doch wehe, nein! Was soll's ihr frommen?
Viel besser wahrlich, hier zu sterben
Und in der Wüste zu verderben!
Sie ließ dem klugen Roß die Zügel;
Das trug sie weit durch Tal und Hügel
Mit sanftem Schritt ohn' Aufenthalt.
Allmählich lichtet sich der Wald.
Da kreuzt ein Gießbach ihren Weg,
Dumpfbrausend, tief und ohne Steg;
Das Roß ging ruhig längs dem Rand,

Bis es die Furt, die seichte, fand,
Und sicher klomm es aus der Schluft.
Ein Horn klang durch die Dämmerluft.
Sie kam ins freie Feld hinaus
Und sah vor sich ein festes Haus.
Dort auf der Zinne blies ein Mann
Den Tag mit hellen Weisen an.
Der treue Zelter schritt in Ruh
Dem wohlbekannten Tore zu,
Und auf der Brücke scharrt sein Huf.
Der Wächter stockt im Morgenruf,
Und lauschend späht er hin und wieder.
Von seiner Warte steigt er nieder
Und ruft durchs Fensterlein am Tor:
„Wer ritt hier auf die Brücke vor?" —
Sie spricht, und ihre Tränen wallen:
„Die Unglückseligste von allen,
Die je geschaut des Lebens Licht!
Wohin ich soll, ich weiß es nicht.
Ich bin verirrt. Erbarm dich mein!
Nur bis es Tag ist, laß mich ein!" —
„Das darf ich nicht, bei meinem Haupt!
Bevor es mir mein Herr erlaubt.
Der liegt vergrämt in herbem Grimm;
Denn man betrog ihn allzu schlimm." —
Ob ihrer Schönheit staunt der Mann
Und steigt zu seinem Herrn hinan;
Der lag in stetem Kummer wach.
„Verzeiht, Herr," rief er ins Gemach,
„Vor unsrem Tor im Morgengrau
Hält eine tiefbetrübte Frau,
Von Jahren jung und fein von Sitten.
Sie kam dort aus dem Wald geritten.
Ihr Mantel glänzt in prächtgem Scheine;
Der ist von Scharlach, wie ich meine.

Und denkt doch, Herr, ich sah's genau:
Auf Eurem Zelter sitzt die Frau.
Wie reizend ist sie, wenn sie spricht!
Glaubt, Herr, solch lieblich Angesicht
Hab' ich im Lande nie gesehn.
Mich dünkt, 's ist eine von den Feen.
Sie schickt Euch Gott zum Trost im Leid,
Weil Ihr so gar verlassen seid." —
Herr Wilhelm sprang in Hast empor,
Warf um den Rock und lief zum Tor,
Das ihm der Türmer flink erschloß:
Da hielt sein Lieb auf seinem Roß.
Sie sprach: „O Herr, laßt Euch erbitten!
So viel hab' ich heut nacht erlitten.
Vergönnet mir ein Obdach hier!
Ich bin verfolgt; man sucht nach mir." —
Er trat ins Licht; sie sahn sich an,
Und all ihr Herzeleid zerrann.
Er hob vom Roß die holde Maid
Und küßte sie voll Seligkeit.
Er hielt sie bei der Hand gefaßt,
Führt' in sein Haus den lieben Gast,
Wo sie verzückt beisammen saßen
Und alle Welt um sich vergaßen.
Sie kosten, lachten inniglich;
Sie staunten und bekreuzten sich,
Ob mit solch unverhofftem Glücke
Sie nicht ein Traumgesicht berücke,
Und wenn es just kein Lauscher sah,
So drangen sie sich zärtlich nah,
Umfingen eng sich Mund an Mund
Und küßten sich von Herzensgrund.
Doch in des Morgens goldner Helle
Führt er sein Lieb in die Kapelle.
Der Burgkaplan war schon berufen;

Er stand auf des Altares Stufen
Und schlang um sie von Hand zu Hand
Ein unauflöslich heilges Band.
Und als die Messe war gesungen,
Kam das Gesind zum Tanz gesprungen,
Die Mägde mit den Mannen all;
Das Haus erdröhnt von Freudenschall.
  Indessen machten fern im Wald
Die alten Herrn beim Kirchlein halt.
Sie harrten lang und riefen laut:
„Da sind wir nun! Wo bleibt die Braut?“ —
Ihr Ritter sprach: „Ist sie nicht hier?
Sie ritt die ganze Zeit vor mir.
Der Wald war dicht, der Weg war schmal:
Ich schlief, und wacht' ich auch einmal,
So dacht' ich, sie wird vorne sein,
Und schlief beruhigt wieder ein.
Sonst hab' ich weiter nichts vernommen:
Mich wundert, wo sie hingekommen.“ —
  Da stand bestürzt der ganze Haufen.
Das war ein Rufen und ein Laufen;
Man forschte hier; man fragte dort:
Doch ach, umsonst! Die Braut war fort.
Ihr alter Vater klagte sehr,
Ihr alter Bräutigam noch mehr.
Sie quälten sich in Angst und Reue
Und suchten ruhlos stets aufs neue.
Da plötzlich kam, den Zaum verhängt,
Ein Knappe grüßend angesprengt:
„Herr Wilhelm, der mich ausgesandt,
Reicht, Herr, als Eidam Euch die Hand.
Heut früh beim ersten Morgengraun
Ließ er mit Eurem Kind sich traun.
Das Paar umjubelt Sang und Reihn:
Kommt selber, Herr, und stimmt mit ein!

Auch seinen Oheim läßt er laden.
In seines reichen Glückes Gnaden
Verzeiht, vergißt er seine Schuld
Und sendet allen Gruß und Huld." —
Die Alten stehn mit offnem Munde
Bei dieser wundersamen Kunde.
Nachdem genugsam sie gestaunt,
Ward viel geredet und geraunt:
„Nicht ändern könnt ihr, was geschehn,
Mögt ihr auch noch so sauer sehn.
Je nun, ihr seid doch aus den Sorgen:
Das Kind ist heil und wohl geborgen.
Zwar ging es nicht nach unsrem Sinn;
Doch nehmt's als Gottes Fügung hin!
Drum faßt euch klug und geht als Gäste
Zu eurer Erben Hochzeitfeste!" —
Beschlossen ward's. Mit Mann und Roß
Kam angerückt der ganze Troß,
Und grüßend trat den alten Degen
Das junge Paar versöhnt entgegen.



Der Ritter mit dem Fäßlein

Es saß ein Herr in fernem Land,
Erlauchten Stamms und weitbekannt.
Am Meer lag seine starke Feste,
Und er vom sichern Felsenneste
Bot jedem König Trutz und Hohn,
Verlachend aller Feinde Drohn.
Er war an Macht und Habe reich,
Von Leibe stark und heldengleich,
So schmuck von Antlitz und Gebärden,
Als wär's der beste Mann auf Erden.
Doch falsch war er und ungetreu,
Ein Frevler ohne Scham und Scheu
Vor Gott und Welt. Von Haß entbrannte
Sein Herz, das kein Erbarmen kannte.
Er lechzte voll Zerstörungswut
Dem Werwolf gleich nach Menschenblut.
Wer seinen Fäusten nicht entrann,
Dem tat er grimme Marter an.
Er lag am Weg im Hinterhalt
Und schlug den Wandrer tot im Wald,
Verstümmelte des Pilgers Glieder
Und warf den reichen Kaufmann nieder.
Kein Klausner, der im Frieden wohnt,
Kein Mönch, kein Priester ward verschont.

Die Nonnen, die sich Gott ergeben,
Zwang er, nach seiner Lust zu leben.
Den Fraun und Mägdlein rings im Lande,
Den Witwen tat er Schmach und Schande.
Nie dacht' er dran, ein Weib zu frein:
Das schien ihm bäurisch und gemein.
Nie fiel ihm bei, an heilgen Tagen
Nach Brauch dem Fleische zu entsagen.
Ihn kümmerte die Christenpflicht
Der Messe und der Predigt nicht.
Kurz, was je auf des Teufels Rat
Ein Mensch im Leben Übles tat
In Sinn und Willen, Wort und Werk,
Das häufte sich auf ihm zum Berg.
So trieb er's mehr als dreißig Jahr,
Ruchlos und straflos immerdar. [1]
Einst am Karfreitag früh am Morgen
Hieß er den Imbiß sich besorgen:
„Hei," rief er, „es ist Essenszeit!
So machet Wildbret mir bereit!
Wir speisen erst, und nach dem Schmaus
Ziehn wir auf Raub ins Land hinaus." —
Die Köche mit bestürzten Mienen,
Sie seufzen: „Hiemit Euch zu dienen,
Wenn Ihr's befehlt, ist unsre Pflicht,
Wär's besser auch, Ihr tätet's nicht." —
Doch mancher in der Ritter Schar,
Der dieses Treibens müde war,
Trat ihm mit ernster Mahnung nah:
„Herr," sprachen sie, „was sagt Ihr da?
Am Tag, der uns das Heil erwarb,
Da Gott der Herr am Kreuze starb,
Die Menschen aus der Macht des Bösen
Mit seinem Blute zu erlösen!
Karfreitag ist's, die heilge Zeit,

Wo alles fastend sich kasteit,
Wo alle Erdenwünsche ruhn,
Wo selbst die Kinder Buße tun,
Und Ihr wollt Fleisch zum Imbiß essen?
Habt Ihr denn Gottes ganz vergessen
Und seines schrecklichen Gerichts?“[2] —
„Das hat noch Zeit! Befürchtet nichts!
Erst wird noch mancher hier im Land
Von mir gehangen und verbrannt.“ —
„Herr, Gottes Langmut gab Euch Frist:
Kehrt um, eh sie verfallen ist!
Fleht weinend um des Himmels Huld
Für Eure schwere Sündenschuld!“ —
„Pfui! Weinen ist der Weiber Sache.
Flennt ihr! Ich steh dabei und lache.“ —
„Herr,“ sprachen jene, „hört uns an!
Im Forste haust ein heilger Mann;
Der tröstet alle, die bereun,
Gewillt, ihr Leben zu erneun.
Wer stets nur Übles trägt im Sinn,
Was ist am Ende sein Gewinn?
Kommt! Sucht des heilgen Mannes Rat
Und beichtet Eure Missetat!“ —
„Was beichten?“ schrie er, „seid ihr toll?
Daß ich zum Narren werden soll?
Verdammt sei jeder und bespuckt,
Der sich vor diesem Kahlkopf duckt!
Ja, wär' ihm etwas abzujagen,
So ging' ich, um ihn totzuschlagen.“ —
Eindringlich baten seine Degen:
„So geht denn der Gesellschaft wegen!
Tut uns die Liebe! Kommet mit!“ —
„Gott zu Gefallen keinen Schritt!
Doch da es euch genehm, ihr Herrn,
Euch zum Vergnügen tu' ich's gern.

Bringt mir mein Roß! Mein Roß, ihr Mannen!
Betbrüder führen mich von dannen.
Zwar würd' ich in der Schüssel traun
Zwei wilde Enten lieber schaun
Als ihrer Beichte Heuchelei;
Doch hab' ich meinen Spaß dabei.
Sind sie nur erst auf einen Stoß
Die alten Sünden alle los,
Dann geht's zu neuen Räuberein:
Das wird Herrn Reinharts Beichte sein!"[3] —
Die Waller scharten sich am Haus
Und schritten mit Gebet voraus.
Sie weinten laut und seufzten schwer;
Doch er ritt singend hinterher
Und tat den Betern manchen Tort
Mit Puff und Kniff und Lästerwort.
So ging der Zug im tiefen Wald.
Sie kamen sonder Aufenthalt
Zu jenes heilgen Mannes Klause
Und fanden ihn im Gotteshause.
Schon zog hinein der Pilger Chor;
Ihr wilder Herr hielt vor dem Tor.
Er sah verdrossen an sich nieder
Und reckt' im Sattel seine Glieder.
„Herr," sprachen sie, „steigt ab und kommt
Und tut, was Eurer Seele frommt!
Geht, Gottes Gnade zu erbitten!" —
„Hier bleib' ich! Bin ich hergeritten,
Ihn anzubetteln? Alle Welt!
Ich tu' auch nicht, was ihm gefällt.
Nun merk' ich wohl: durch diese Toren
Geht mir mein Tagewerk verloren.
Rings ziehen Pilger auf den Pfaden
Und Pfeffersäcke schwer beladen:
Da läge mancher nun im Staub.

Bei Gott, mich wurmt der schöne Raub.
Viel leichter könnt' ich, sollt ihr wissen,
Mein Lebtag eure Beichte missen."
Er bleibt unbeugsam, und die Schar
Tritt fromm hinein vor den Altar.
Dort beichten sie dem heilgen Mann
So kurz und gut, als jeder kann,
Und er mit liebevollem Ton
Gab jedem Absolution
Mit dem Beding, daß sie sich mühten,
Fortan vor Untat sich zu hüten.
Dann sprachen sie von ihrem Herrn:
„Seht hin! Er hält sich trotzig fern.
Von uns ließ er sich nicht bewegen;
Geht Ihr mit Bitten ihm entgegen,
Damit Ihr, wenn's mit Gott gelingt,
Ihn seinem Heiland näher bringt!" —
„Es sei versucht; ich will es wagen.
Doch tu' ich's nur mit Angst und Zagen." —
Von seiner Jahre Last gedrückt,
Kommt er, auf seinen Stab gebückt,
Und höhnisch blickt auf ihn der Grimme.
„Herr," spricht der Greis mit schwacher Stimme,
„Willkommen heiß' ich Euch in Treun!
Heut soll man beichten und bereun
Und abtun, was die Seele kränkt,
Daß sie getrost des Richters denkt." —
„Was geht das mich an, alter Mann?
Denkt nur! Wer hindert Euch daran?" —
Der Heilge hört es ohne Groll
Und bittet freundlich, demutsvoll:
„Mein teurer Herr, was hält Euch hier?
Steigt ab und tretet ein bei mir!
Es ist doch mit des Schildes Amt
Ein adlig Herz Euch angestammt:

Hört gütig eines Priesters Bitten!
Bei dem, der heut den Tod erlitten,
Bei unsrem höchsten Gnadenhort,
Kommt zu mir auf ein kurzes Wort!“ —
„Zum Teufel auch! Mir fehlt die Zeit.
Was hätten wir für Heimlichkeit?
Nicht Haus noch Hausherr zog mich her;
Mich zög' ein fetter Hammel mehr.“ —
„Ich weiß, Herr. Ich bin nicht so kühn:
Um mich sollt Ihr Euch nicht bemühn;
Doch tut es, Herr, um Gottes willen!“ —
„Ihr seid mit Worten schwer zu stillen.
Jedoch, was wär's auch, ging' ich hin?
Es brächt' Euch keinerlei Gewinn.
Ich opfre keinen Pfennig dort
Und bet' Euch nicht ein Sterbenswort.“ —
„So tretet nur auf meine Schwelle!
Beschaut Euch Klause und Kapelle!
Ihr kommt und geht als werter Gast.“ —
„Da Ihr mir keine Ruhe laßt,
Muß ich wohl tun, was Ihr begehrt.“ —
Unwillig schwang er sich vom Pferd:
„Nun, diese Frühfahrt in den Tann
Läßt sich ja recht ergötzlich an,
Da ich so lustge Herberg fand.“ —
  Der Alte nimmt ihn bei der Hand
Und zieht ihn nach mit gütgem Worte.
Er führt ihn durch des Kirchleins Pforte
Bis zum Altar: „Nun fügt Euch drein!
Hier müßt Ihr mein Gefangner sein.
Ihr mögt mich schlagen, wenn Ihr wollt,
Daß mir der Kopf zu Füßen rollt:
Ich laß Euch nicht; Ihr müßt Euch geben.
Erzählet mir von Eurem Leben!“ —
Der rief mit zornigem Gesicht:

„Verlaßt Euch drauf! Das tu' ich nicht.
Ihr glaubet wohl, ich sei bezecht?
Wer seid Ihr, daß Ihr Euch erfrecht,
Euch mir als Vormund aufzudrängen
Und in mein Leben Euch zu mengen?" —
„Ihr beichtet mir nicht, das sei fern!
Ihr beichtet dem allmächtgen Herrn,
Vor dem Ihr fruchtlos Euch verstockt." —
„Habt Ihr mich darum hergelockt?
Und wollt Ihr mir den Sinn betören,
Um mit Gewalt mich zu verhören?
Was zaudr' ich noch? Wer will mich halten,
Dem Pfaffen hier den Kopf zu spalten?
So wär' die Welt von ihm befreit." —
„Herr, übt an Euch Barmherzigkeit,
Daß Gott Euch seine Gnade spendet
Und Euch die rechte Reue sendet,
Wodurch den Flammen Ihr entrinnt!
Ich will Euch hören: so beginnt!" —
  Der Wütrich blickt ihn schrecklich an.
Im Innern bebt der alte Mann,
Da ihm das Mörderauge droht:
„Nun bricht er los. Es ist mein Tod!" —
Doch spricht er sanft: „Was zögert Ihr?
Nur eine Sünde beichtet mir!
Kommt Gott mit einem Schritt entgegen,
So führt er Euch zu lichten Wegen.
Laßt Euch bei seinem Tod beschwören,
Bei allen heilgen Himmelschören,
Entledigt von der Sünden Wust
Die qualvoll schuldbeladne Brust!" —
Betroffen schwankt des Wilden Sinn;
Er starrt verworren vor sich hin:
„Ich komm' nicht los. Es ist zu toll!
Wohlan, da ich denn reden soll,

Ich meld' Euch manche schöne Mär;
Doch tu' ich's heut und nimmermehr." —
Und lachend hebt er an zu künden
Die lange Reihe seiner Sünden;
Im grimmen Trotze Wort für Wort
Erzählt er ihm von Brand und Mord,
Von Schändung, Raub, Gewalt und Trug.
Dann höhnt er: „Habt Ihr nun genug?
Die Mast war fett. Kann ich nun gehn?
Doch wünsch' ich traun kein Wiedersehn." —
Der alte Klausner lachte nicht;
Die Tränen netzten sein Gesicht,
Da er so Greuliches vernahm
Und keine Reue, keine Scham:
„Nein, Herr, ich kann Euch nicht entlassen,
Wollt Ihr Euch nicht in Reue fassen
Und Buße tun für all die Schuld!" —
Doch jener stampft vor Ungeduld:
„Ich ließ zur Beichte mich bereden;
Zum Teufel aber wünsch' ich jeden,
Der mich mit Buße will kastein.
Doch ging' ich auf die Possen ein,
Was würdet Ihr mir anbefehlen?" —
„O Herr, Ihr dürftet selber wählen." —
„So sprecht denn!" — „Herr, Euch zu entlasten,
Gelobt, am Freitag stets zu fasten
Auf sieben Jahr, so seid Ihr frei!" —
„Auf sieben Jahre? Nein!" — „Auf drei!" —
„Nein!" — „Herr, so tut's nur einen Mond!" —
„Nein, nein! Das bin ich nicht gewohnt." —
„So gehet barfuß nur ein Jahr!" —
„Hört auf!" — „So tragt ein Hemd von Haar!" —
„Daß mich beizeit die Läuse fräßen?
Schweigt mir mit solchen schlechten Späßen!" —
„So laßt ein Gertlein Euch besorgen

Und geißelt Euch am frühen Morgen!" —
„Mich geißeln? Ei, was fällt Euch ein?
Dafür ist meine Haut zu fein." —
„Wollt Ihr zum heilgen Grabe fahren?" —
„Nein doch! Das Meer ist voll Gefahren." —
„So pilgert nach Sankt Jakobs Dom,
Und wollt Ihr das nicht, wallt nach Rom!" —
„Das tu ich nicht, weil ich nicht mag." —
„So hört die Messe jeden Tag
Und kniet vor Gott, doch länger nicht,
Als man ein Paternoster spricht
Und einen Engelsgruß dazu!" —
„Nun lasset endlich mich in Ruh!
Es ist doch nichts mit alledem." —
„Ist Euch sonst wirklich nichts genehm,
So tut mir, eh Ihr mich verlaßt,
Nur eins zuliebe, wenn's Euch paßt!
Ein Fäßlein steht in meiner Zelle:
Herr, geht damit zu jener Quelle,
Und bringt Ihr's mir gefüllt herbei,
Sprech' ich Euch aller Sünden frei
Und nehm' auf mich, was Ihr verschuldet.
Die Buße traun ist leicht erduldet." —
Hohnlächelnd sprach der grimme Mann:
„Gebt her! Die Buße steht mir an.
Ich ruh' nicht, das sei abgemacht,
Bis ich es voll zurückgebracht." —
„Mit dem Beding, Herr, nehmt es hin!" —
Er nahm es rasch mit leichtem Sinn,
Trat vor die Türe der Kapelle
Und ging hinüber nach der Quelle.
Den Herrn umdrängte sein Geleit;
Er aber winkte: „Bleibt beiseit!" —
Er bückt sich zu des Quells Gesprudel
Und hält das Fäßlein in den Strudel.

Doch taucht er's auch bis auf den Grund, —
Kein Tropfen dringt durch seinen Spund,
So viel auch Wasser drüber quillt.
Er müht sich ab und zürnt und schilt;
Schnell ist ihm Spott und Hohn entschwunden.
Er flucht und schwört bei Gottes Wunden.
„Vielleicht ist doch das Loch verstopft!"
Er stößt den Stab hinein und klopft,
Taucht's wieder in der Wellen Braus
Und zieht es wieder leer heraus.
  Mit Knirschen kehrt er sich von dannen;
Er kommt zurück zu seinen Mannen
Und ruft dem Alten: „Ihr frohlockt!
Ihr habt mir Schönes eingebrockt.
Ich ärgre mich noch grün und blaß:
Wer band nur dieses Teufelsfaß?
Kein Tropfen ist hinein zu bringen.
Doch traun, Ihr sollt mich nicht bezwingen!
Ich will nicht ruhen Tag und Nacht,
Bis ich es voll zurückgebracht.
Kein Wasser netze mir den Kopf;
Es kommt kein Kamm auf meinen Schopf;
Nicht scher' ich je mein Angesicht
Und schneide Haar und Nagel nicht;
Zu Fuße wandr' ich fort von hier;
Kein Geld, kein Brot nehm' ich mit mir!" —
  Der alte Klausner hört's und weint:
„Wie wart Ihr Eures Lebens Feind!
Das wird hier schrecklich offenbar.
Weh, daß die Mutter Euch gebar!
Im Quell, der dort vom Felsen rinnt,
Füllt mir das Fäßlein jedes Kind,
Und Ihr kommt leer vom vollen Born.
Erkennt Ihr's? Das ist Gottes Zorn!
Doch tut er gnädig dieses Zeichen,

Das harte Herz Euch zu erweichen.
Nun dient ihm um der Buße Frucht
Und unterwerft Euch seiner Zucht!“ —
Doch jener rief ergrimmt dagegen:
„Meint Ihr, ich tu' es Gottes wegen?
Ich tu's im hellen Zorn und Hasse,
Weil ich mich so nicht foppen lasse.
Um meinetwillen werd' ich gehn,
Doch nicht um Gott noch irgendwen!“ —
Er rief sein Volk mit strengem Ton:
„Ihr machet schleunig euch davon
Und nehmet hier mein Roß zur Hand!
Ein jeder bleibe still im Land!
Verschweigt, wie's mit mir ward, und sagt
Kein Wort, wenn jemand nach mir fragt!
So lebt ihr fort nach eurer Weise,
Indessen ich die Welt durchreise,
Mich mit dem Teufelsfaß zu plagen:
Möcht' es der Donner doch zerschlagen!
Es ist durch Hexerei verschlossen;
Das taten Satan und Genossen.
Doch schwör' ich euch, ich zieh' umher
Zu jedem Flusse, Teich und Meer
Auf dieser Erde weitem Ringe,
Bis ich es voll nach Hause bringe!“ —
  Er ging mit zornerglühten Wangen,
Das Fäßlein um den Hals gehangen.
Nichts nahm er mit, nicht Geld noch Pfand,
Als nur am Leibe sein Gewand.
So zog er hin durch Wald und Feld
Verlassen in die fremde Welt.
Bei Tag und Nacht und spät und frühe
Ward ihm nur Ärger, Hast und Mühe.
Er taucht in jedes Wässerlein,
In jeden Strom sein Fäßchen ein;

Doch wann und wo er's auch erprobt,
Es ist umsonst, wie sehr er tobt.
Der vierte Tag verging indessen,
Seit er zum letztenmal gegessen,
Und nun vom Hunger übermannt
Verschachert er sein gut Gewand,
Und fortan hing um seine Glieder
Ein abgeschabter Kittel nieder,
Für solchen Herrn kein ziemlich Kleid.
So ging er durch die Einsamkeit.
Nie fand er eine traute Stätte,
Nur schlechte Herberg, hartes Bette,
Nur kalte Küche, karges Brot;
An seiner Seite schritt die Not.
Er geht in Drangsal und in Sorgen
Durch Kälte heut, durch Hitze morgen.
Er geht dem Sonnenbrand und Regen,
Dem Hagel und dem Sturm entgegen,
Versucht sein Fäßlein hier und dort:
Vergebens! Fort und immer fort!
Er läßt sich nirgends Rast noch Ruhe;
Zerfetzt entfallen ihm die Schuhe,
Und barfuß über Stock und Stein
Durchwandert er die Wüstenein.
Die Dornen ritzen seine Haut,
Daß ihm sein Blut den Weg betaut.
Nichts Bitteres blieb ihm erspart.
So ging durchs Elend seine Fahrt
Manch schlimmen Tag, manch schlimmre Nacht.
Er sah so graunvoll ungeschlacht,
So wild in seinen Lumpen aus;
Drum nahm ihn niemand gern ins Haus,
Und auf dem Felde schlief er meist.
In Trübsal nachtet ihm der Geist.
Kein Lächeln kommt auf seine Wangen;

Gesang und Scherz sind ihm vergangen.
Doch wie auch Gott sich ihm bezeugt,
Sein trotzig Haupt ragt ungebeugt.
Er hadert mit der Wundermacht,
Die so ins Elend ihn gebracht.
Er flucht auf seinen bösen Stern;
Doch Reu' und Demut bleibt ihm fern.
Sein letztes Geld war ausgegeben:
Nun mußt' er betteln, wollt' er leben.
Er sträubte sich wohl tagelang,
Bis ihn der Hunger doch bezwang.
Er bot nach Brot die stolze Hand
Und lief dann wieder weit ins Land.
So trieb es ihn die Kreuz und Quer
Durch Elsaß und Burgund umher,
Nach Anjou, Poitou und nach Maine,
Der Normandie und der Touraine,
Durch die Provence bis nach Spanien
Und durch Toskana bis Kampanien,
Von Ungarn und dem Land Meran [4]
Bis westwärts an den Ozean.
Und er versucht es immer wieder;
Er beugt zu jedem Bach sich nieder
Und taucht sein Faß vergebens ein
Mit immer größrer Hast und Pein.
Und wundersam, an keinem Ort
Vernahm er je ein gastlich Wort.
Ihm trat auf allen seinen Wegen
Nur Hohn und roher Spott entgegen.
Vor keiner Schwelle macht er halt,
Wo man nicht mürrisch auf ihn schalt.
Doch er, zu stolz für Zank und Fehde,
Tut niemals eine Widerrede.
Er schweigt verächtlich unbewegt
Und haßt, was Menschenantlitz trägt.

Was sag ich mehr? Von all der Qual
Ward er so abgezehrt und fahl,
Daß er nicht mehr zu kennen war.
Zur Schulter fiel sein struppig Haar;
Sein Aug' war hohl, sein Blick ermattet,
Von dichten Brauen überschattet,
Dünn abgemagert Arm und Hand,
Geröstet von der Sonne Brand,
Sein Leib behaart und ganz gebrochen;
Die Haut hing schlotternd um die Knochen.
Und durch die Haut in langen Strähnen
Sah man die Adern und die Sehnen.
In Lumpen ging er nackt und bloß
Und schleppte müd' und kräftelos
Am Bettelstabe sich einher.
Das kleine Faß ward ihm zu schwer,
Das stets ihm, wo er stand und ging,
Um den gekrümmten Nacken hing.
Verzweifelnd sehnt er sich nach Hause,
Nach jenes heilgen Priesters Klause:
„Ich will zu ihm," raunt er bei sich,
„Er wird nicht lachen, sieht er mich." —
So wankt er heim mit dumpfem Sinn
Und stöhnt oft leise vor sich hin.
Doch als am Stab der müde Mann
Zum Kirchlein kam im tiefen Tann,
Da war gerad ein Jahr verronnen,
Seit er die Wanderfahrt begonnen.
Karfreitag war's. Er trat hinein
Und fand den heilgen Mann allein.
Der blickt ihm fragend ins Gesicht
Und staunt ihn an und kennt ihn nicht.
Ein Fäßlein hängt am Fremdling nieder;
Dies Fäßlein, wohl, das kennt er wieder:
„Was führt, mein Bruder, Euch zu mir?

Von wem habt Ihr dies Fäßlein hier,
Das manchen Tag mein eigen war?
Ich gab es heut vor einem Jahr
Dem schönsten ritterlichsten Mann,
Der Rittersnamen je gewann.
Ich weiß nicht, ob er umgekommen:
Man hat kein Wort von ihm vernommen.
Nun aber, Freund, belehre mich:
Wer bist du und wie nennst du dich?
Nie sah ich einen solchen Armen,
Wie du bist, elend zum Erbarmen,
Als littest du manch bösen Tag
Des Sarazenen Geißelschlag.
Wo du auch herkommst, auf dem Wege
Warst du fürwahr in schlechter Pflege." —
Der Fremdling hört's mit bittrem Grimme
Und spricht mit grollerstickter Stimme:
„Steh ich so arm und elend hier,
Nun, lieber Herr, das tatet Ihr!" —
„Wie, Freund! Wie konnte das geschehn?
Ich hab' dich nie zuvor gesehn.
Doch will ich's bessern, wenn ich kann." —
„So wißt denn: Ich bin jener Mann,
Den mit dem Fäßlein Ihr bedacht!
Nun seht, wohin Ihr mich gebracht!" —
Er schildert seinen Büßerlauf,
Zählt ihm die fernen Länder auf,
Die Wasser alle groß und klein:
„Stets taucht' ich da mein Fäßchen ein,
Vergebens! Doch mich frißt die Not;
Ich fühl' es wohl: mir naht der Tod." —
„O Frevler!" rief der heilge Mann,
„Noch schlimmer als der Wolf im Tann!
Weh, dich verwarf des Herrn Gericht!
Er achtet deiner Buße nicht.

Was soll die ohne Reue taugen?
Sie ist ein Spott vor seinen Augen.“ —
  Er ringt die Hände, weint und fleht
Zu Gott in brünstigem Gebet:
„O Herr, der alles weiß und kann,
Sieh dies Geschöpf erbarmend an!
Er ist als Unglückskind geboren;
An ihm ist Leib und Seel' verloren,
Verschwendet alle Prüfungszeit.
Bitt für ihn, Mutter, reine Maid,
Beim Sohn und Vater und befehle
Ihm diese gottverlaßne Seele!
Herr, tat ich je auf Erden hier,
Was Wohlgefallen fand vor dir,
So gnad ihm, daß er nicht verdirbt!
Wenn er um meinetwillen stirbt,
Sieh, dann ist Schuld und Schaden mein!
Herr, willst du einem von uns zwein
Den milden Spruch des Heils verkünden,
So laß mich noch im Meer der Sünden
Und nimm dafür den Unglücksmann,
Dein arm Geschöpf, in Gnaden an!“ —
  Lang blickte mit erregtem Sinn
Der Ritter schweigend nach ihm hin
Und sprach bei sich im tiefen Herzen:
„Schaff' ich dem Alten solche Schmerzen?
Wie seltsam! Was kann ich ihm sein?
Er hat mit mir doch nichts gemein,
Als daß uns beide Gott erschuf:
Warum gilt mir sein Weheruf?
Er fleht für mich um Gottes Huld
Und seufzt um meine Sündenschuld.
In Tränen schwimmt sein Angesicht,
Und ich, der Sünder, weine nicht
Und bleibe meiner Seele Feind,

Die er so liebevoll beweint!
Allgütger Gott, ich fleh zu dir:
O gib nur so viel Reue mir,
Daß ich damit den braven Mann
In seinem Jammer trösten kann!
Ach, wieviel Schuld stürmt auf mich ein!
O Gott und Herr, erbarm dich mein!
Tu, wie du willst, und mach ein Ende:
Ich gebe mich in deine Hände!" —
Und Gott, der Helfer ohnegleichen,
Er ließ dies harte Herz erweichen,
Daß ihm der widerspenstge Stolz
In Demut und Zerknirschung schmolz.
Er seufzt und stöhnt und ringt im Leide,
Als ob die Seele von ihm scheide.
Der Reue Wehn, die ihn bedrängen,
Sie drohen, ihm die Brust zu sprengen,
Und schließen qualvoll ihm den Mund;
Jedoch im tiefsten Herzensgrund
Gelobt er, Gottes Kreuz zu tragen
Und allen Sünden zu entsagen.
Und sieh, — aus seiner Reue Quell
Stieg eine Träne groß und hell
Vom Herzen in die Augenlider;
Der Tropfen fiel ins Fäßlein nieder, —
Und von dem Tropfen ward es voll,
So daß es strömend überquoll. —
Da wirft mit staunender Gebärde
Der Klausner sich vor ihm zur Erde
Und küßt ihm froh den nackten Fuß:
„Das ist des Himmels Gnadengruß!
Geliebter Bruder, du wirst leben:
Gott hat dir deine Schuld vergeben!" —
Noch schweigt der Ritter lange Zeit
Und weint und weint in Seligkeit.

Dann spricht er: „Vater, dieses Heil
Ward mir durch dein Verdienst zu teil.
Mit Seel' und Leib gehör' ich dir.
Ach, könnt' ich's nur, ich bliebe hier,
Um dir mein Leben lang zu dienen!
Gedenkst du, wie mit frechen Mienen,
Ich hier, von Haß und Trotz erfüllt,
Dir meine Sünden einst enthüllt,
Der Reue und der Liebe bar?
Sieh, das war heut vor einem Jahr.
Nun laß mich unter Reu' und Klagen
Dir meine rechte Beichte sagen,
Daß Gott, der Großes mir erwies,
Mich aufnimmt in sein Paradies!" —
Als dies vollbracht war, sprach er leise;
„Nun gib mir auf die letzte Reise
Den Leib des Herrn! Doch säume nicht!
Schon dämmert's um mein Angesicht." —
Da lief der Greis, dem Todesbleichen
Das heilge Abendmahl zu reichen,
Und so gekräftigt und begnadet,
Von allen Sünden rein gebadet,
Sprach er: „Nun, Vater, wandr' ich aus
Und suche mir ein ewges Haus.
Für meine Seele bete du!
Gott sei mit dir! Ich geh' zur Ruh,
Und nur um eins noch bitt ich dich:
An deinem Herzen halte mich,
Daß ich nach all dem Haß und Leide
In eines Freundes Arm verscheide!" —
Dann liegt er still und hält noch fest
Sein Fäßlein an sein Herz gepreßt.
Wohl sputen sich die Feinde nun
Und wähnen, guten Fang zu tun.
Doch schneller noch im Glanzgefieder

Schwebt eine Heerschar Gottes nieder,
Der Hölle Schergen zu verjagen
Und seinen Geist emporzutragen.
Frohlockend schaut der heilge Mann
Als Seher ihren Sieg mit an.
  Und wieder wie vor einem Jahr
Ziehn durch den Wald in frommer Schar
Die Ritter her von nah und fern —
Und finden ihren toten Herrn.
Sie hören freudig, was geschehn,
Indem sie weinend ihn umstehn,
Und schaufeln in des Kirchleins Schatten
Ein Grab, ihn würdig zu bestatten.
Heimkehrend machten sie dem Land
Des Herren selgen Tod bekannt,
Und ringsum stieg bei dieser Kunde
Ein Dankgebet aus jedem Munde
Zum Allerbarmer frohgerührt,
Der ihn so wunderbar geführt.
  Ja, Wunder sind des Herrn Gerichte!
Und hiemit endet die Geschichte
Vom Ritter, der das Fäßlein trug.
Ich gab sie wieder Zug für Zug,
Wie uns zum Trost in unsern Sünden
Die heilgen Väter sie verkünden.
Nun heben wir zu Gott die Arme,
Daß er auch unser sich erbarme![5]





Der Tänzer unsrer lieben Frau

Ein Gaukler zog von Ort zu Ort
Und sprang und tanzte hier und dort,
Bis er der ewgen Wanderfahrt
Und aller Weltlust müde ward.
Da gab er seiner Kunst Gewinn,
Geld, Roß und Kleider, freudig hin
Und trat, um sich dem Herrn zu weihn,
Zu Clairvaux in das Kloster ein.
Der neue Laienbruder galt
Für schön und stattlich von Gestalt;
Doch was im Kloster Brauch und Pflicht,
Das alles wußt' und kannt' er nicht.
Er hatte ja die Zeit vertragen
Mit Hochsprung, Tanz und Räderschlagen.
Nie dacht' ein Mensch, zu Gottes Ehren
Das Vaterunser ihn zu lehren,
Das Ave und den Glauben gar
Und was sonst gut und heilsam war.
Voll Demut staunt' er alles an;
Er sah da manchen heilgen Mann,
Der nie sein frommes Schweigen brach,
Mit andern nur durch Zeichen sprach:
Und ernsten Blickes ging auch er
Nun wie ein Stummer lang umher,

Bis selbst die Brüder seiner lachten
Und ihn mit Zwang zum Reden brachten.
Er sah, wie jeder laut und leise
Dem Herren dient' auf seine Weise:
Er sah die Priester am Altar
Vollziehn, was ihres Amtes war;
Er hörte von den Diakonen
Des Evangeliums Lektionen;
Er sah der Unterhelfer viel
Vorbeten Nachts bei der Vigil;
Er fand der Akoluthen Schar
Voll Eifer beim Epistolar;
Der Chor der Klosterschüler sang
Den Psalter, daß es hell erklang;
Die Laienbrüder im Verein
Beflissen sich der Litanein;
Der Kleinste selbst wußt' ohne Zagen
Das Paternoster herzusagen.
Er stand beschämten Angesichts:
Ach, er allein, er konnte nichts!
Er schlich umher in Saal und Zellen;
Oft trat er lauschend auf die Schwellen
Und hörte Weinen drin und Stöhnen
Und Klag' und Weheruf ertönen. —
„Hier gab's ein großes Unglück! Mein!"
Sprach er gerührt, „was mag das sein?
Was ist den Leuten widerfahren,
Daß sie so kläglich sich gebaren?" —
Doch wie er's reiflich übersann,
„Törichte Frage!" hub er an,
„Ich denk', für ihrer Sünden Schuld
Flehn sie zu Gott um Gnad' und Huld.
Ich aber, ach, was tu' ich hier?
Was hat dies Gotteshaus an mir?
Nicht beten kann ich, kann nichts schaffen

Als lungernd müßiggehn und gaffen.
Fürwahr, ich bin das Brot nicht wert,
Das man mir gütig hier beschert.
Ach, wenn man's merkt, kann ich nicht bleiben:
Man wird mit Schande mich vertreiben,
Weil ich zu gar nichts nütze bin.
O Herr, nimm meine Seele hin!" —
  Er sucht nach einer dunklen Ecke,
Wo er im Jammer sich verstecke,
Und flüchtet aus des Tages Helle
Zur unterirdischen Kapelle,
Wo zwischen Kerzen an der Wand
Das Bild der Gnadenmutter stand.
Dort im Gewinkel sorgenbang
Verkroch er sich. Da plötzlich klang
Die Münsterglocke voll und tief,
Die den Konvent zur Messe rief.
Er hob das Haupt und sprang empor:
„Soll ich hier liegen wie ein Tor,
Wenn alle wiederum da droben
Wetteifern, unsre Frau zu loben?
Was feir' ich noch? Denn ich fürwahr
Bin doch nicht aller Künste bar!
Nach Kräften dient ihr jedermann:
So will auch ich tun, was ich kann!" —
  Er wirft das klösterliche Kleid,
Die lange Kutte, rasch beiseit
Und gürtet sich mit flinken Händen
Sein dünnes Jäcklein um die Lenden,
Tritt dann mit demutsvollem Sinn
Vors Bild der Muttergottes hin,
Blickt zu ihr auf und neigt sich ihr:
„Frau, Seel' und Leib befehl' ich dir.
Du Königin ob allen Fraun,
Ich komm' in herzlichem Vertraun:

O nimm vorlieb mit meinem Fleiß!
Die schönsten Spiele, die ich weiß,
Wähl' ich dir aus zur Augenweide,
So wie das Böcklein auf der Heide
Vor seiner Mutter hüpft und springt.
Was dir ein Herz in Treuen bringt,
Verschmähst du nie: so tu auch mir!
Sieh, was ich habe, bring' ich dir!" —
Er hebt, derweil sie droben singen,
Aus vollen Kräften an zu springen,
Bald vor-, bald rückwärts, hoch und nieder,
Dreht tanzend die gelenken Glieder,
Geht auf den Händen durch die Gruft
Und überschlägt sich in der Luft.
Nach jedem Tanz verneigt er sich
Und spricht: „Das tu' ich nur für dich!" —
Er macht mit kunstgerechtem Schwung
Den Metzer und den Römer Sprung,
Den Lothringer und den Champagner,
Den Spanier und den Bretagner,
Kehrt jedesmal zum Bild zurück
Und spricht: „Das war ein schönes Stück!
Das zeig' ich dir in rechter Treue,
Daß sich dein Auge dran erfreue:
Erfreust doch du die ganze Welt!" —
Dann tritt er wieder an und stellt
Die Füße zierlich, legt die Hand
Vor seine Stirn und tanzt gewandt
Mit kleinen Schritten in der Runde[1]
Und weint dazu von Herzensgrunde:
„O Frau, dir sag' ich Ehr' und Gruß
Mit Herz und Leib, mit Hand und Fuß.
Da droben singen groß und klein:
Laß mich dein treuer Tänzer sein!
In deinem himmlischen Palast,

Wo du so manche Wohnung hast,
Da gib auch mir ein Kämmerlein!
Denn ich bin dein und nicht mehr mein.“ —
So tanzt er ruhlos, hüpft und springt,
Solang der Sang von oben klingt,
Blickt atemlos und schweißberonnen
Empor zur Königin der Wonnen,
Rafft alle seine Kraft zusammen
Und tanzt, bis ihm die Schläfen flammen.
Zuletzt versagen ihm die Glieder;
In Ohnmacht schwankt er taumelnd nieder
Und sinkt zu ihren Füßen hin. — —
Doch sieh, — die Himmelskönigin
Beugt sich herab mit güt'gem Lächeln,
Mit ihrem Tüchlein ihn zu fächeln,
Und kühlt ihm seiner Stirne Brand
Mit ihrer süßen Gnadenhand. —
Es hatte still, was hier geschehn,
Ein Mönch von draußen angesehn
Und hatte heimlich seinen Herrn,
Den Abt, geholt. Der stand von fern,
Sah tiefgerührt das Wunder an
Und sprach: „Das ist ein heilger Mann!“ —
Am andern Tag ließ er in Gnaden
Den Laienbruder vor sich laden.
Der arme Mann erschrak zum Tod,
Als er vernahm des Herrn Gebot:
„Weh mir! Ich bin gewiß verklagt!
Nun kommt's, wie mir mein Herz gesagt.
Ach wohl, des Herren erstes Wort
Wird sein: ‚Du Fauler, heb dich fort!‘
Er stößt aus seinem heil'gen Haus
Mit Schmach mich in die Welt hinaus.
Ich muß zu ihm. Was werd' ich sagen?“ —
Er kam daher in Angst und Zagen,

Fiel nieder mit betränten Wangen,
Des Abtes Kniee zu umfangen,
Und sprach: „O Herr, bei Gottes Hulden!
Wollt Ihr mich hier nicht länger dulden?
Ist's mir beschieden, sagt es nun!
Was Ihr befehlt, das will ich tun.
Ich weiß, hier kann ich nicht bestehn:
Ich will hinaus ins Elend gehn.“ —
Die Hände faltet er zum Gruß
Und neigt sich auf des Abtes Fuß.
Doch der voll Ehrfurcht und Erbarmen
Empfängt ihn weinend in den Armen,
Küßt auf die Augen ihn und spricht:
„O nein, vom Scheiden rede nicht!
Und gebe Gott, daß wir mit dir
Vereinigt bleiben dort wie hier,
Daß wir mit unsrem Dienst erwerben,
Von deinen Gnaden einst zu erben.
Ich bitt' dich, laß uns Freunde sein,
Und schließ in dein Gebet mich ein!“ —
Der Arme ward vor Freude krank,
Daß er aufs Sterbelager sank.
Doch als sein letztes Stündlein schlug,
Da kam der Engel Schar und trug
Zur allerhöchsten Himmelsau
Den Tänzer unsrer lieben Frau.





Aristoteles

von Henri d'Andeli

Es künden uns die alten Mären
Von König Alexanders Ehren,
Wie er mit seiner starken Hand
Das große Indien überwand.[1]
Dort blieb er ruhen lange Zeit;
Vergessen waren Fahrt und Streit.
Fragt ihr, warum so manchen Tag
Der edle Held dort müßig lag,
So wißt: ihn fesselte die Minne,
Die Herrscherin von Anbeginne,
Die, was sich nur auf Erden regt,
Bewältigt und in Bande schlägt.
So ging's auch diesem mächtgen Herrn;
Doch ihre Fesseln trug er gern.
Ihn hielt ein holdes Kind in Haft,
Wie es der Wunsch nicht holder schafft.
In süßer, sehnender Begier
Zog's ihn zu ihr und nur zu ihr.
Von weißen Armen sanft umwunden
Verträumt' er tatlos seine Stunden,
Und um ihn her entschwand die Welt.
So selbstvergessen lag der Held

In unentrinnbar schwerem Bann
Recht wie ein sinnbetörter Mann.
Darüber im geheimen klagten,
Die offen nicht zu sprechen wagten.
Des Volks Gered' erfuhr indes
Sein Meister Aristoteles.
Dem schuf die Klage billig Leid.
Er nahm den König mild beiseit
Und sprach ihm zu mit ernstem Wort:
Unziemlich sei's, daß fort und fort
Er seinen Rittern ferne bleibe
Aus Liebe zu dem fremden Weibe. —
„Unziemlich, Meister? Ei, sagt an,
Wenn dieses nicht, was ziemt sich dann?
Der kennt sie nicht, der Minne Macht,
Wer darum mich zum Toren macht,
Daß man nur eine liebt vor allen
Und strebt, nur einer zu gefallen.
Ganz recht, wenn ein Verliebter bleibt,
Wohin sein Herz ihn drängt und treibt.
Wer's ihm mißdeutet, der fürwahr
Ist selber aller Liebe bar.“ —
So rief der König ungeduldig;
Doch jener blieb kein Wort ihm schuldig.
Der Meister aller Wissenschaft
Erwies da seiner Rede Kraft
Und tat ihm dar mit strenger Lehre,
Wie dies Gebaren ihn entehre,
Daß er beim Liebchen sich verliege:
„Und die Genossen Eurer Siege
Mißachtet Ihr, statt die Getreuen
Mit Festen gastlich zu erfreuen.
Seid Ihr denn blind?“ so rief im Grimme
Der Meister mit erhobner Stimme,
„Mich will bedünken, Euch gebührte,

Daß man Euch auf die Weide führte
Zur unvernünftgen Kreatur.
Denn Eure fürstliche Natur
Habt Ihr verkehrt und schnöd entstellt.
Herr, ich beschwör' Euch vor der Welt,
Laßt diese Sitten! Sie sind toll,
Und Eurer Torheit Maß ist voll!" —
Indessen so mit Zornsgewalt
Der Meister seinen Herren schalt,
Sah dieser tiefbeschämt zur Erde
Und sprach mit trauriger Gebärde:
„Ich folg' Euch gern in allen Dingen.
Sei's drum! Ich werde mich bezwingen." —
So blieb er denn der Liebsten ferne,
Damit sein Herz verzichten lerne.
Die Stunden schlichen und die Tage:
„Entsage!" mahnt er sich, „entsage!"
Er hielt sein Wort und sah sie nie;
Doch um so heißer liebt er sie.
Wohl ihren Anblick mag er meiden:
Erinnrung will nicht von ihm scheiden,
Und immer heller in ihm strahlt
Ihr Bild, wie's ihm die Minne malt,
Ihr ganzes Wesen hold und licht.
Er sieht ihr klares Angesicht,
Sieht Mund und Aug' und Augenlider,
Das blonde Haupt, die schönen Glieder.
„Weh," rief er, „Elend ohne Ruh,
Das muten mir die Menschen zu!
Mein Meister will, daß ich im Kriege
Mit meinem eignen Herzen liege.
Wollt' ich in auferzwungnen Wehen,
Weil's andern so beliebt, vergehen,
Das wär' doch Wahnsinn offenbar!
Mein Meister und der Leute Schar,

Was wissen die von meinen Gluten?
Ich will nicht ihrethalb verbluten,
Gehorsam duldend wie ein Knecht.
Lebt Minne je nach fremdem Recht?
O nein, sie lebt nur sich zu willen.“ —
Nicht länger ließ der Drang sich stillen:
Sein Liebstes wollt' er schaun und flog
Zu ihr, nach der sein Herz ihn zog.
  Das schöne Kind, das unterdessen
Trostlos in Einsamkeit gesessen,
Sprang auf und sah ihm ins Gesicht.
„Ihr wart verirrt, Herr. Leugnet's nicht!
Ach,“ sprach sie weich, „was ist geschehn,
Daß Ihr verschmähtet, die zu sehn,
Die Euer Sinnen war und Sehnen?“ —
Sie schwieg und weinte bittre Tränen.
Der König sprach: „Mein süßes Lieb,
Dich wundert, daß ich ferne blieb.
Laß dir's erklären! Hör mich an!
All meine Ritter, Herr und Mann,
Begannen hart auf mich zu schelten
Und murrten laut, daß ich so selten
Mit ihnen teilte Fest und Schmaus.
Mein Meister gar, der schalt mich aus
Und hieß mein Lieben Torenwahn.
Ich weiß, es war nicht wohlgetan,
Daß ich, was kein Getreuer darf,
Mein liebend Herz ihm unterwarf.
Doch wollt' ich Hohn und Rüge meiden.“ —
Sie rief: „Er will mich Euch entleiden!
Bei Gott! Doch wenn mir Weibeslist
Nur einen Tag zu Diensten ist,
So muß er mir den Schimpf entgelten.
Ihr sollt mit größrem Recht ihn schelten,
Daß er den Spott mit Wucher zahle,

Der Störenfried, der graue, fahle!
Ha, leb' ich nur bis nächsten Morgen
Und will sie mir die Waffen borgen,
Die jederzeit den Sieg gewann!
Laßt sehn, ob ihm Grammatik dann
Und Dialektik Hilfe bringt,
Wenn ihn Natur durch mich bezwingt!
Zum Unheil hat er uns geschmäht!
Seid morgen frühe wach und späht,
Von diesem Turme nach dem Garten:
Ein feines Spiel wird Euer warten." —
Von ihrem holden Grimm entzückt,
Hielt er sie an die Brust gedrückt:
„Ja, du bist tapfer, süßes Herz!
Und such' ich Freuden anderwärts,
So mög' es Gott mir nie vergeben!
In deiner Liebe will ich leben;
Denn all mein Wünschen ruht in dir." —
Und damit schied er froh von ihr.
Sie war in erster Frühe wach
Und weckte niemand im Gemach.
Ein Hemd umfloß die schönen Glieder,
Und ungegürtet wallte nieder
Ihr indisch buntbesterntes Kleid.
Denn Sommer war's und holde Zeit;
In grünem Glanze lag der Morgen:
Kein kalter Hauch war zu besorgen.
Nur Wärme rings und sanfte Luft.
In Lilienschein und Rosenduft
Erblüht ihr Antlitz klar und mild,
Und fehllos war ihr ganzes Bild.
Ihr blondes Haar schnürt kein Gebände,
In Flechten hängt es bis zur Lende.
Sie wandelt so in eigner Zier
Mit bloßen Füßen durchs Revier.

Den Saum des Kleides hob sie leise,
Und halblaut sang sie diese Weise:

„Ja fürwahr, ja fürwahr,
Dort am Bach auf Lilienmatten,
Ja fürwahr, im Erlenschatten
Sitzt mein Lieb im goldnen Haar.
Ja fürwahr, ja fürwahr,
Ihr gehör' ich immerdar.“ [2]

Zum König drang das Lied empor.
So lockend klang's für Herz und Ohr,
Daß er zum offnen Fenster sprang;
Dort lauscht er freudig ihrem Sang.
Der Meister auch vernahm den Ton;
Bei seinen Büchern saß er schon
Und blickte nach der Holden hin:
Da fuhr's ihm heiß durch Herz und Sinn.
Er schloß das Buch, im Schaun versunken:
„Gott, möchte doch,“ so sprach er trunken,
„Dies Wunderbild mir freundlich nahn!
Ihr macht' ich alles untertan.
Wie? Tät ich das? Was kommt mich an?
Steckt mir, der so viel weiß und kann,
Noch solch ein Narr in Herz und Haupt,
Daß mir ein Blick die Sinne raubt?
Ach, Liebe will als Gast zu mir;
Doch Ehre schilt und wehrt es ihr.
Sieh doch, bist du nicht grau und alt,
Bist hager, blaß und ungestalt
Und in Philosophie so scharf,
Daß keiner dir sich gleichen darf?
Was frommt dein ewiges Studieren,
Läßt Weisheit sich so leicht verlieren?
Gelernt, verlernt! Die Minne winkt,
Und alle Wissenschaft versinkt.

Kein Ausweg bleibt! So mag sie schalten
Und Hof in meinem Herzen halten,
Der nichts zu widersprechen wagt." —
Indes der Meister stöhnt und klagt,
Biegt sie ein Myrtenzweiglein rund
Und flicht ein Kränzlein reich und bunt.
Sie denkt der Minne stillbeglückt
Und singt, indem sie Blumen pflückt:

„Ach, die kleinen Liebesgeister
Werden meine Herrn und Meister.
Lieb, wie lieg' ich wund!
Ach, die kleinen Liebesgeister
Hier im Herzensgrund!"[3]

Sie sang's und blickte schelmisch drein;
Doch ihm schuf's ungeduldge Pein,
Daß ihm so lang das liebe Wesen
Nicht näher kam beim Blumenlesen.
Sie säumte schlau mit Vorbedacht,
Schliff ihre Pfeile fein und sacht,
Ihn um so tiefer zu versehren
Und seiner Wunden Qual zu mehren.
Sie setzt mit Anmut sich den Kranz
Aufs schöne Haupt voll Jugendglanz,
Und arglos lacht ihr Angesicht,
Als sehe sie den Späher nicht.
Nun aber soll der Zauber glücken,
Und um ihn vollends zu berücken,
Geht sie wie ganz von ungefähr
Durchs Grün vor seinem Fenster her
Und läßt ein altes Lied erklingen,
Wie's Fraun des Volks beim Nähen singen:

„In einem Garten, wo ein Bächlein rinnt, —
Weiß ist der Sand, die Welle klar und lind, —

Da, Hand an Wange, sitzt das Königskind
Und ruft dem Freunde seufzend, den sie minnt:
Graf Gui, geliebter Held,
Um dich ist Lust und Lachen mir vergällt!“ [4]

Schon ging die holde Träumerin
Ganz dicht am niedern Fenster hin,
Und er, vom Zauber übermannt,
Er faßte keck sie beim Gewand.
Nicht länger birgt er sein Verlangen:
Die Falle klappt; er ist gefangen.
Sie tat erschreckt mit leisem Schrei:
„Wer hält mich auf? Laßt mich vorbei!“ —
Doch er, in seinem grauen Alter
Der Torheit Pfleger und Verwalter,
Er sprach: „Willkommen, schönste Zier!“ —
„Was seh' ich? Meister, seid es Ihr?“ —
„Ja,“ sprach er, „meine süße Maid!
Und glaubet mir, ich bin bereit,
Um Euretwillen Ehr' und Leben
Und Leib und Seele hinzugeben.
So hält die Minne mich im Bann,
Daß ich von Euch nicht lassen kann.“ —
„Denkt Ihr in solcher Liebe mein,
Sollt' ich drum schelten? Wahrlich nein.
Doch laßt Euch meinen Kummer klagen!
Ich weiß nicht, wer in diesen Tagen
Des Königs Herz von mir gewandt,
Ihm alle Ehren aberkannt,
Weil er so gern bei mir verweilt.“ —
„Der Schaden, glaubt, ist leicht geheilt.
Ich will Euch Neid und bösen Willen
Und das Geschrei der Tadler stillen
Und aller Lästerzungen Stich.
Der König liebt und fürchtet mich
Mehr als sein ganzes Hofgesind.

Doch nun erhört mich, süßes Kind,
Und laßt mich Eurer Huld genießen!" —
  Sie sprach: „So laßt Euch nicht verdrießen,
Und zeigt mir, ob so stark und echt
Die Liebe sei, von der Ihr sprecht.
Denn etwas Art'ges fällt mir ein:
Sagt selbst, wie reizend müßt' es sein,
Wenn ich durch dieses Gartens Mitte
Ein kleines Weilchen auf Euch ritte!
Ich will's! Ihr dürft mir's nicht versagen.
Auch einen Sattel sollt Ihr tragen:
Dann reit' ich stattlich wie ein Held." —
Und der Gelehrteste der Welt,
Seht hin, er kann nicht widerstehn,
Läßt alles über sich ergehn:
Die Liebe wandelt ihn zum Pferde.
Er duckte folgsam sich zur Erde;
Ein Sattel kam auf seinen Rücken,
So wie sie Frauenzelter schmücken;
Dann kroch er, als die Schöne saß,
Auf Knien und Händen durch das Gras.
Doch sie mit voller Stimme sang,
Daß hell es durch den Garten klang:

„Seht, so geht's uns armen Toren,
Die an Mägdlein sich verloren!
  Schabernack wird unser Teil.
Seht, so geht's! Uns arme Toren
  Führt man so am Narrenseil." [5]

Der König, der vom Fenster sah,
Welch seltsam Schauspiel da geschah
Mit seinem Tadler und Bedränger,
Vor Lachen hielt er sich nicht länger.
„Ei, Meister," rief er, „welche Sitten!
Ich glaub', Ihr werdet da geritten.
Wahrhaftig, seid Ihr noch bei Sinn?

Wo kam's mit Eurer Weisheit hin?
Wie konntet Ihr so wacker schmähn,
Da mich verlangte, sie zu sehn!
Nun schaut, was sie aus Euch gemacht!
Nun habt Ihr's bis zum Tier gebracht." —
Die Rede traf des Meisters Ohr;
Er hob enttäuscht den Kopf empor.
Das schöne Kind, das ihn gezähmt,
Stieg ab. Er aber rief beschämt:
„Ja, Herr, mein Können und mein Wissen
Hat mir in einem Nu entrissen
Die allverschlingende Natur.
Jedoch daran erkennt Ihr nur,
Wie recht ich hatte, vor den Garnen
Der Minne sorgend Euch zu warnen.
Ach, Herr, wie seid erst Ihr bedroht,
Der Ihr noch glühet frisch und rot,
Wenn ich in meinen alten Tagen
Von ihr besiegt ward und geschlagen,
So daß sie mich mit Füßen trat,
Wie's Ihr mit eignen Augen saht!" —
So wand er klug sich aus dem Joch:
Das letzte Wort behielt er doch,
Daß ihn der Herr nicht ferner höhnte
Und lachend sich mit ihm versöhnte.
Doch wenn fortan bei seinem Lieb
Der König seine Zeit vertrieb,
Der Meister sah's und litt es stumm;
Er schwieg und wußte wohl warum.
Nun seht, so soll es jedem gehn,
Der wagt, auf Liebende zu schmähn.
Sie laßt im Recht der Liebe ruhn!
Denn Liebe reinigt alles Tun.
Und Liebe zwang und zwingt die Welt,
Bis dieses All in Trümmer fällt.





Der Sperber

Da ein Geschichtlein ich vernahm,
Das euch wohl kaum zu Ohren kam,
So möcht' ich's gerne weitersagen,
Wie sich's in Wahrheit zugetragen.
Nicht alles, was die Zeiten bringen,
Läßt sich beschreiben und besingen;
Doch vieles, was die Welt erfährt,
Ist weisen Angedenkens wert:
Denn wem ein feines Herz verliehn,
Der kann draus gute Lehren ziehn.
Es war einmal vor manchem Jahr
Ein ritterliches Freundespaar.
Neidlos einander hingegeben,
Genossen sie ein herrlich Leben.
Sie fuhren täglich frohgesellt
Auf Ritterschaft durch Wald und Feld;
Sie teilten redlich Lust und Pein
Und hatten Hab' und Gut gemein.
Da kam's dem einen Herrn zu Sinne,
Wie er ein edles Weib gewinne.
Der Freund beriet ihn bei der Wahl,
Und er erkor ein jung Gemahl,
Von Stand und Schönheit auserlesen,
Ein kluges, lachend muntres Wesen,

An deren Scherz und Freudentand
Doch niemand einen Makel fand.
Denn wißt, den still verschloss'nen Fraun
Dürft ihr mit Fug viel minder traun
Als denen, welche mit Behagen
Das Herz auf lustgen Lippen tragen.
Der Gatte war dem schönen Kind
Nach ihrem Werte hold gesinnt.
Der Freund auch war ihr allezeit
Mit freud'gem Antlitz dienstbereit.
Von ganzem Herzen liebt' er sie,
Doch sonder Arg, so daß er nie,
Wie oft er plaudernd bei ihr saß,
Des Freundes Weib in ihr vergaß.
Dem Hausherrn war trotz alledem
Sein häufig Kommen ungenehm;
Er sah in dieser Freundesliebe
Ein Ding, das besser unterbliebe.
Von Argwohn ward sein Herz vergällt.
Und ach, so ist der Lauf der Welt!
Wie manche Frau kommt ins Geschrei,
Die doch von allem Tadel frei.
Sie zeigt sich hold in Wort und Mienen,
Um Lob und Ehren zu verdienen,
Sinnt nicht im Traum auf falsches Spiel:
Doch böser Zungen sind zu viel.
Die Sorge nahm dem Herrn den Schlaf,
Und als er einst sie wieder traf,
Wie sie nach Brauch zusammen lachten
Und schwatzend an nichts Übles dachten,
Da brach er los in seinem Grimme:
„Wißt," hub er an mit strenger Stimme,
„Daß dieser Spaß mir nicht behagt!
Herr, Ihr reviert auf meiner Jagd
Und macht mich vor der Welt zum Spott!" —

„Was sagt Ihr, teurer Freund? Bei Gott!
Mein Leben geb' ich lieber her!" —
„Schweigt nur! Ich glaub' Euch nimmermehr,
Und schwört Ihr auch im höchsten Ton." —
„So seh' ich wohl, zu lange schon
Währt unser inniger Verein:
Er soll fortan geschieden sein." —
Mit diesem Wort ging er von hinnen.
Von Stund an hing sein ganzes Sinnen
An ihr, und sie auch dachte sein,
Und Lieb' entbrannte bei den zwein. —
Vielleicht wär's nie so weit gekommen:
Da seht ihr, was Verbote frommen.
Ja, wer verbietet, der verführt;
Wer so zu löschen meint, der schürt.
Das ist ja meist der Menschen Art:
Sie tun just, was verboten ward,
Selbst solches, was sie niemals täten,
Hätt' alle Welt sie drum gebeten. —
Die beiden kannten Hehl und Schlich:
So kam es, — denn sie wohnten sich
Auf eine kurze Meile nah, —
Daß oft das Paar sich heimlich sah
Und süßer Wechselreden pflag.
  Einst ritt an einem schönen Tag
Der Herr, es ward mir nicht gesagt,
War's auf die Beize, war's zur Jagd.
Der Freund nahm seines Vorteils acht
Und sandte seinen Pagen sacht
Zur Liebsten hin, daß er erfrage,
Ob sein Besuch ihr heut behage.
Der junge Bursch kam unverweilt
Zum Schloß der schönen Frau geeilt.
Er ging zur Kammer, wo er wußte,
Daß er die Herrin finden mußte,

Und trug ihr seine Botschaft vor.
Die Dame sprang vom Bett empor,
Worauf sie nach dem Bad geruht,
Und schmückte sich mit heitrem Mut.
Sie ordnet' ihren Putz behende
Und flocht sich flink das Haargebände.
„Komm," sprach sie, „junger Herr, steh hier!
Nimm diesen Spiegel! Halt ihn mir
Vor's Haupt, wenn ich den Schleier schlinge,
Daß mir das Kunstwerk nicht mißlinge." —
Er nahm den Spiegel, sank aufs Knie
Und schaute: — sie war schön wie nie.
Ihm pocht das Herz; ihm glühn die Wangen:
Mit jedem Blick wächst sein Verlangen.
Er schmiegt sich näher halbbewußt
Und drückt sie kühn an seine Brust. —
„Weg, Tor! Hinweg mit deinen Armen!
Du rasest!" — „Herrin, habt Erbarmen!
Vergönnet mir dies kurze Glück!" —
Sie drängt vergebens ihn zurück,
Da er, je mehr sie mit ihm ringt,
Nur immer heißer sie umschlingt.
Da — wie er kühnsten Muts entbrann —
Da kam sein Herr, der Ritter, an.
„Fort," raunt sie, „toller Bursch! Nun geh!
Ich höre deinen Herrn." — „O weh!
Welch leidger Teufel führt ihn her?
Wir haben sein doch kein Begehr." —
„Hinweg," sprach sie, „geschwind! Verstecke
Dich hinters Bett in jene Ecke!" —
Er kauert, ohne sich zu regen;
Sie aber ging dem Freund entgegen.
Schon stand er in der Tür und trat
Nichts ahnend in die Kemenat.
Mit Lachen und mit süßem Scherz

Schließt er das schöne Weib ans Herz
Und schwelgt in Wonnen ohne Maß.
Doch wie er kosend bei ihr saß, —
Da plötzlich ritt ihr Herr ins Tor.
Der Ritter fuhr verwirrt empor:
„Was tun wir, Lieb?“ sprach er voll Bangen,
„Kein Ausweg ist. Wir sind gefangen,
Ich stehe ratlos — nicht um mich!
Beim Himmel, mir ist's nur um dich!“ —
„Um mich, Freund, brauchst du nicht zu sorgen;
Nichts fürcht' ich, bist nur du geborgen.
Ich schlüpfe durch, so gut ich kann.
Doch was du tun mußt, hör mich an!
Mit bloßem Schwert geh durch die Pforte
Und sprich im Zorn nur diese Worte:
‚Der Wicht! Fiel' er in meine Hände,
Bei Gottes Tod, es wär' sein Ende!‘
Und damit stürmst du aus dem Haus.
Ich helf', so Gott will, mich heraus;
Sei unbesorgt! Doch, was ich bitte,
Sprich sonst kein Wort!“ — Mit wildem Schritte
Läuft er hinaus, das Schwert gezückt,
Und ruft: „Gut, daß er sich gedrückt!
Bei Gott und unsrer lieben Fraun!
Den Kopf hätt' ich ihm abgehaun.“ —
  Im Gang begegnet er dem Gatten;
Der tritt in eines Pfeilers Schatten,
Da er ihn so bedrohlich sieht,
Läßt ihn vorbei und rührt kein Glied.
Doch als er fort war, stürzte jach
Der Herr in seiner Frau Gemach;
Er zog sein Schwert von Zorne rot:
„Bei Christi Leib! Das ist dein Tod!“ —
„O heilges Kreuz! Mein lieber Mann,
Was habt Ihr nur? Was kommt Euch an?“ —

„Fragst du? Du weißt es sicherlich!
Verkauft, verraten hast du mich!“ —
„Verraten, Herr? Beim Himmelslicht!
Um Gottes willen sagt das nicht!“ —
„Soll ich nicht sagen, was ich sah?
War dein Galan nicht eben da?
Und hätt' er mir nicht wutentbrannt
Sein Schwert gern in den Leib gerannt?“ —
„Gott steh' mir bei zu aller Stund!
Ihr zürnt mir wahrlich ohne Grund.
Doch weil Ihr mir so gerne grollt,
So redet weiter, was Ihr wollt!
Käm' ich nur freilich erst zu Wort,
Die Wahrheit hörtet Ihr sofort.“ —
„Die Wahrheit? Ei, die tut dir not.
So sprich!“ — „Gern leist' ich dies Gebot
Und künde treulich, was geschehn.
Wißt, daß der Herr, den Ihr gesehn,
Heut auf die Reiherbeize ritt.
Er nahm den besten Sperber mit
Und ließ ihn von dem Knappen tragen.
Der warf ihn, ohne lang zu fragen.
Er stieß auf allerlei Gefieder,
Verflog sich bald und kam nicht wieder.
Darüber zürnt' der Ritter so,
Daß schnell der Knappe vor ihm floh.
Doch er begann, ihm nachzujagen,
Und zog das Schwert, ihn zu erschlagen.
Der flüchtet' unter unser Dach,
Lief gradeswegs in dies Gemach
Und kroch dort hinters Bettgestelle.
He,“ rief sie, „zeige dich, Geselle!
Das Feld ist rein; du bist entkommen.“ —
Der Bursch, der alles wohl vernommen,
Verließ erleichtert sein Versteck:

„Ja, edle Frau, das war ein Schreck!
Gott lohn' es Euch mit reichster Gabe!
Denn, daß ich noch das Leben habe,
Das dank' ich Eurer milden Hut.
Wie war mein Herr in blinder Wut,
Daß er den Tod mir zugeschworen,
Weil ich sein Federspiel verloren!
Doch was hätt's ihm geholfen traun,
Hätt' er in Stücke mich gehaun?" —
Der Herr vernimmt's und lacht erstaunt.
„Gott schütz' uns!" spricht er wohlgelaunt,
„Seht den verwünschten Hitzkopf an!
Hier ist mein Sperber, junger Mann:
Wenn der Verlust ihn so erbost,
Da nimm und bring ihm den zum Trost!" —
Mit heitrem Blick und Dankeswort
Trug der Gesell den Sperber fort
Und lief zu seinem Herrn behende.
Das war des Abenteuers Ende.
Die Mär', ihr mögt es selbst ermessen,
Wär' es nicht schad, sie zu vergessen?
Drum macht sie dies Gedicht bekannt:
Das Lied vom Sperber ist's genannt.
Vom Sagen hab' ich diese Kunde;
Sie lebt in des Erzählers Munde.
Doch hört' ich nie, daß man sie sang
Zum Harfen- oder Fiedelklang.





Der arme Schüler

Es war ein Schüler zu Paris,
Den Armut aus der Stadt verwies.
Nachdem er lange sich gewehrt,
War schließlich all sein Geld verzehrt.
Was zu verkaufen, zu verpfänden,
Das war längst in des Wirtes Händen.
So blieb nur eines, wollt' er leben:
Dem Studium Valet zu geben
Und heimzugehn ins Elternhaus.
Mit leerer Tasche zog er aus
Hinwandernd ohne Speis' und Trank,
Nicht rastend, bis die Sonne sank.
Da sah er Dächer nahebei
Und kam zu einer Meierei.
Er trat hinein und fand darin
Die Frau mit einer Dienerin.
Die sah ihn stolz verdrossen an,
Indes voll Demut er begann,
Nach der Vaganten Sitten
Um Herberg sie zu bitten.
Die Bäurin sprach: „Das kann nicht sein!
Heut nacht laß ich hier niemand ein.
Mein Mann ist fort und würde schmähn,
Wollt' ich mich solches unterstehn.“ —

„Ach Frau, gewiß, er nimmt es hin,
Da ich ein armer Schüler bin.
Vom frühen Morgen wandr' ich nun:
Seid gut und gönnt mir auszuruhn!" —
Sie aber sprach mit barschem Ton:
„Es ist umsonst! Macht Euch davon!" —
Indessen trat ein Knecht herein,
Beladen mit zwei Fäßchen Wein.
Die Bäurin lief, in dunkeln Ecken
Die Fäßlein sorglich zu verstecken,
Derweil die Dienstmagd Kuchen buk
Und Schweinefleisch vom Herde trug.
Der hungrige Geselle
Stand zögernd auf der Schwelle:
„Ach Frau, wie schön wär's, dürft' ich bleiben!" —
Sie rief im Zorn: „Soll ich Euch treiben?
Ich will Euch nicht im Hause. Zieht
Dahin, wo man Euch gerne sieht!" —
Da wich er rückwärts, und im Nu
Flog hinter ihm die Türe zu.
Er ging des Wegs und war nicht weit,
Da kam ein Mann im Priesterkleid,
Ganz schwarz vermummt von Kopf zu Fuß,
Der an dem Wandrer ohne Gruß
Vorbeischlich und zum Hause ging,
Wo man mit Ehren ihn empfing.
Das nahm der Schüler wohl in acht
Und rief: „Wo bleib' ich diese Nacht?" —
Ein Bauer kam die Straße her:
„Wer ist hier, und wer klagt so sehr?" —
„Ich bin ein Schüler müd und matt,
Der hungert und kein Obdach hat." —
„Bei Gott und bei Sankt Nikolas!
Da kommt Ihr eben recht zupaß.
Habt Ihr denn nicht, Herr Schüler, sagt,

An jenem Haus dort angefragt?" —
„Das tat ich; doch man wies mich fort." —
„Nun," rief der Bauer, „auf mein Wort!
Wenn's mir beliebt, läßt man Euch ein.
Ihr seid mein Gast: das Haus ist mein.
Drum kehret um und geht mit mir!
Vom Mahlen komm' ich, trage hier
Den Mehlsack auf dem Nacken,
Den Kindern Brot zu backen." —
Er führt ihn an der Hand gefaßt,
Tritt unters Tor mit seiner Last
Und pocht mit lautem Rufen an.
„Weh," spricht die Frau, „das ist mein Mann!
Geschwind, Herr Pfarrer! Welch ein Schrecken!
Ihr müßt Euch hier im Stall verstecken.
Doch glaubt mir und seid guter Dinge,
Daß ich ihn bald zu Bette bringe." —
Der Priester über Kopf und Hals
Stürzt in die Finsternis des Stalls,
Indes die Frau das Tor erschloß:
Da stand ihr Mann und sein Genoß.
Der Bauer führt den Schüler ein
Und heißt ihn froh und munter sein:
„Herr Schüler, macht es Euch bequem
Und glaubt, Ihr seid mir ganz genehm.
Mich freut es, wird's Euch hier behagen.
Nun, Frau, was hast du aufzutragen?" —
Die Bäurin sprach: „Du wirst verstehn,
Ich bin auf gar nichts vorgesehn." —
„Bei allen Heilgen! Sprichst du wahr?" —
„Du weißt, daß nichts im Hause war,
Als du zur Mühle gingst heut morgen." —
„Du brauchtest nicht für mich zu sorgen;
Es ist mir nur um meinen Gast.
Nimm Mehl, wenn du nichts andres hast,

Und richt' es zu!" — Die Frau gebot
Der Magd: „So lauf und backe Brot!
Traun, das genügt! Sie sollen
Sich dann zu Bette trollen!" —
Enttäuscht und unwirsch saß der Mann,
Bis er zu seinem Gast begann:
„Mich dünkt, Herr, Ihr erfuhrt und laſt
Viel Schönes, das Ihr nicht vergaßt,
Und wißt von Wunderdingen
Zu sagen und zu singen.
Drum kürzt mit Mären uns die Frist,
Bis unser Nachtmahl fertig ist!" —
„Herr, Spielmannsmären kenn' ich nicht
Und weiß nicht Fabel noch Gedicht;
Doch sagt' ich gern, was Euch erfreut,
Und einen Schrecken hatt' ich heut:
Den will ich Euch erzählen." —
„Nur zu! Wer wollte schmälen,
Habt Ihr nichts andres just bereit?
Ich weiß, daß Ihr kein Spielmann seid,
Der Mären hat für jedermann.
Sagt Euer Abenteuer an!" —
„Ich kam aus tiefem Walde
Hinaus auf eine Halde
Und stieß am Wiesenraine
Auf eine Herde Schweine
Von jeder Größe, schwarz und braun;
Jedoch kein Hirte war zu schaun.
Und wie ich so betrachtend stand,
Da kam ein großer Wolf gerannt;
Der riß auf Geratewohl zum Schmaus
Ein fettes Mastschwein sich heraus.
Ja, Herr, sein Fleisch war, glaubet mir,
So fett — wie das im Topfe hier,
Das Eure Dirne kochte." —

Das Herz der Bäurin pochte.
„Wie, Frau? Ist Fleisch da?“ rief der Mann
Und blickte sie verwundert an. —
Sie merkt, daß hier kein Leugnen gilt:
„Ja,“ gab sie zu, „ich war gewillt,
Dich heut damit zu überraschen.“ —
„Gottlob! So gibt es was zu naschen!
Herr Schüler, nun wird's heiter.
Doch sagt, wie ging es weiter?
Verzeiht, wir fielen Euch ins Wort.“ —
„Ich stand empört,“ fuhr jener fort,
„Und schaute, wie mit giergem Biß
Der Wolf das Schwein in Stücke riß.
Vom Blute färbte sich die Flur;
Das war so rot — wie sag' ich nur?
So wie der Wein, den diese Nacht
Der Knecht hieher ins Haus gebracht.“ —
„Wie?“ fiel erstaunt der Bauer ein,
„Frau, sprich! Wir haben wirklich Wein?“ —
„Jawohl!“ — Vor innrem Grimme
Versagt ihr fast die Stimme, —
„Man sorgte doch, bei Sankt Denis,
Für Euch mehr als man merken ließ!“ —
Er sprach: „Das freut mich inniglich
Und mehr für unsern Gast als mich.
Jedoch der Wolf? Wie war es nun?“ —
Ich wußte lang nicht, was zu tun,
Als er so frech den guten Fang
Vor meinem Angesicht verschlang,
Und rings am Boden sucht mein Auge
Nach etwas, das zum Wurfe tauge.
Da fand ich einen großen Stein,
Jedoch so groß nicht, wahrlich nein, —
Als wie der Kuchen, den ich da
Auf Eurem Herde backen sah.“ —

„Frau, wirklich? Kuchen auch hast du?" —
„Gewiß, und schöne noch dazu.
Nur Eier sind dafür genommen." —
Er sprach: „Das soll uns wohl bekommen!
Der Schrecken sei gesegnet,
Der unsrem Gast begegnet!
Er bringt uns Kuchen, Fleisch und Wein.
Nun wird die Mär zu Ende sein." —
„Noch nicht," erwidert der Gesell,
„Sie endet auch noch nicht so schnell.
Denn seht, als ich den Stein erhob,
Da blickt der Wolf so grimm und grob, —
Wie hier vom Stall durchs Fensterlein
Der Pfaffe schaut auf mich herein." —
„Was Teufel! Pfaffen gibt es auch?"
Der Wirt sprang auf: „Wo ist der Gauch?" —
Sofort bekam beim Nacken
Den Schwarzen er zu packen,
Den er mit starkem Griff bezwang,
Wie der auch angstvoll mit ihm rang.
Er zog ihm Rock und Mantel aus
Und warf ihn schleunigst aus dem Haus.
Der Pfaffe floh mit Schimpf und Hohn:
Dem Schüler ward sein Kleid zum Lohn.
Da wurde wieder offenbar,
Wie sagt der Volksmund doch so wahr:
„Laß niemand feindlich von dir gehn,
Glaubst du auch nie mehr ihn zu sehn!" —
Hätt' ihn die Bäurin nicht verjagt,
Der Schüler hätt' sie nie verklagt:
Ihr Fraun, zieht euch die Lehre
Aus dieser schönen Märe!





Sankt Peter und der Spielmann

Hört lustge Mär! Es war einmal
Zu Sens ein Spielmann arm und kahl;
Doch weiß ich nicht, wie er genannt.
Er trug nicht oft ein ganz Gewand:
Ihm klang zu hold der Würfel Laut;
Die schälten ihn bis auf die Haut.
Oft ward ihm Geig' und Fiedelbogen
Und Hos' und Rock vom Leib gezogen,
Und so durch Wind und Wetterbraus
Kam er im bloßen Hemd nach Haus.
An sein Gewerbe ging er nun
Zerlumpt, mit durchgetretnen Schuhn.
Doch wieder trug er den Gewinn
Zum Schenkwirt und zum Kuppler hin,
Und alles ward in Nachtspelunken
Verspielt, verliebelt und vertrunken.
Dort saß und sang der arme Tropf,
Ein grünes Kränzlein auf dem Kopf,
Und schuf im Kreise lockrer Gäste
Sich jeden Tag zum Freudenfeste.

So trieb er's ohne Sorg' und Gram,
Bis er ein jähes Ende nahm,
Und kaum daß ihn die Seel' verlassen,
Kam auch ein Teufel, sie zu fassen.
Der war schon einen Monat lang
Umhergebirscht, doch ohne Fang.
Nun schlich er an mit weiten Schritten:
Der Sünder blieb ihm unbestritten.
Er warf ihn auf den Hals im Nu
Und schlenderte der Hölle zu.
Dort waren längst die schwarzen Scharen
Mit reicher Ernte heimgefahren:
Der griff den Kämpen im Gefecht
Und der im Busch den Staudenhecht;
Dem saß ein feister Pfaff im Nacken;
Der kriegte einen Mönch zu packen;
Sie brachten Bischof, Kardinal,
Auch Ritter, Laien ohne Zahl.
So drängten sich die bösen Geister
Vor Satan, ihren Herrn und Meister.
Der sah sie alle schwerbeladen:
„Willkommen!" rief er voller Gnaden,
„Fürwahr, das nenn' ich rechten Fleiß!
Macht mir dem Volk die Herberg heiß!" —
Man warf sie in den großen Kessel.
Der Satan auf erhabnem Sessel
Sah um sich her und rief mit Schalle:
„Ihr Herrn, mich dünkt, ihr seid nicht alle!" —
„Doch, Herr," entgegneten die Seinen,
„Wir sind beisammen bis auf einen,
Der noch in Nöten sucht und rennt.
Er hat zum Teufel kein Talent;
Er ist so täppisch und verdattert,
Daß er nicht eine Seel' ergattert." —
Doch schon kam der gemächlich an

Mit unsrem armen Fiedelmann.
Vor Satan warf er seine Last:
„Der bringt uns einen saubern Gast!
Kam euch ein größrer Lump in Sicht?
Was warst du für ein Bösewicht?
Ein Dieb? Ein Strolch?“ rief Lucifer. —
„Ein Spielmann war ich, gnädger Herr!
Hier bring' ich alles mit fürwahr,
Was in der Welt mein eigen war.
Ich habe manchen Tag gefroren;
Manch Schmähwort scholl mir in die Ohren.
Da man nun hier mir Obdach gibt,
Will ich euch singen, wenn's beliebt.“ —
„Zu singen ist hier nicht der Ort:
Wähl dir ein neu Gewerb hinfort!
Und da es, Kerl, um dein Gewand
So gottesjämmerlich bewandt,
So sollst du mir den Kessel heizen.“ —
„Gern, und mit Holz werd' ich nicht geizen:
Mir ist ein gutes Feuer not.“ —
Er setzte sich zum Höllenschlot,
Versah sein Amt mit heitrem Mut
Und warf die Scheiter in die Glut.
Einst hielt im höllischen Senat
Das Heer der Teufel großen Rat,
Worauf sie weithin sich zerstreuten,
Um neue Seelen zu erbeuten.
Der Meister trat dem Spielmann nah,
Den er am Ofen sitzen sah:
„Hör, Spielmann,“ sprach er, „du bleibst hier.
Die Seelen all befehl' ich dir.
Gib acht und halte sorglich haus!
Sonst kratz' ich dir die Augen aus.
Du wirst, wenn eine dir entschlüpft,
An deiner Gurgel aufgeknüpft.“ —

„Herr,“ sprach er, „Ihr könnt ruhig gehn:
Ich will Euch scharf zum Rechten sehn.
Verlaßt Euch drauf! Von Euren Seelen
Wird, wenn Ihr nachzählt, keine fehlen.“ —
„Wohlan, ich will sie dir vertraun.
Doch merk dir, darauf darfst du baun:
Fehlt auch nur eine aus der Schar,
So freß' ich dich mit Haut und Haar.
Dienst du mir aber treubeflissen,
So ehrt man dich mit Leckerbissen:
Ich laß' dir einen delikaten
Fettwanstgen Mönch am Spieße braten,
Mit einer Tunke zum Geschleck
Aus Wüstlingsmark und Wucherspeck.“ —
Sie fuhren aus. Er aber saß
Am Feuer, das er nicht vergaß.
Da kam wie ganz von ungefähr
Sankt Peter seines Wegs daher,
Im Hofkleid schmuck und feingenäht,
Den schwarzen Schnurrbart kühn gedreht.
In seinen Händen trug er frei
Ein Spielbrett und der Würfel drei.
So trat der Alte ganz allein
Durchs Tor der Hölle still herein
Und setzte sich zum Fiedelmann.
„Freund, willst du spielen?“ hub er an,
„Sieh dieses Brett wie wurfgerecht,
Dazu drei Knöchlein voll und echt!
Hast du nicht Lust, dein Glück zu machen?
Schau, wie die Silberfüchse lachen!“ —
Er zeigt ihm, der begehrlich blickt,
Den großen Beutel reichgespickt.
Doch jener seufzt betrübt dagegen:
„Sucht andre Partner, edler Degen!
Was setz' ich armer alter Knabe?

Dies Hemd ist alles, was ich habe.“ —
„Ei, Freundchen, laß dich das nicht quälen!
Setz du ein paar von diesen Seelen!“ —
„O weh,“ rief jener, „das sei fern!
Wie wagt' ich das vor meinem Herrn?
Fehlt eine nur, ob Mann, ob Weib,
Er frißt mich bei lebendgem Leib.“ —
„Wer wird's ihm sagen, lieber Mann?
Ihm kommt es auf ein paar nicht an.
Sieh nur, wie's hier im Beutel blitzt!
Das liebe Geld, wie schön es glitzt,
Ganz frisch geprägt und spiegelblank!
Gewinn mir's ab! Mach dir den Schwank!
Dies Häuflein hier von zwanzig Sous,
Das ist mein Satz! Nun setze du!“ —
Der Spielmann sieht's, vom Glanz gebannt;
Die Würfel wiegt er in der Hand.
„Wohlan denn,“ spricht er halbverzagt,
„Um eine Seele sei's gewagt!“ —
„Warum nicht mehr? Was ist dabei?
Sei nicht so feig und setze zwei!
Sie dürfen alt und ruppig sein:
Es liegt mir nichts am äußern Schein.“ —
„Wohlan, ich setz' das Spiel, Gott walt's!“ —
„Gut,“ rief Sankt Peter, „und ich halt's!“ —
„Nein, Blitz! Bevor ein Würfel fällt,
Hier auf die Tafel muß das Geld!“ —
„Gern,“ sprach Sankt Peter guter Dinge
Und häufte hoch die Silberlinge.
Dann setzten bei des Ofens Flammen
Die beiden sich zum Spiel zusammen.
Sankt Peter spricht zum Fiedelmann:
„Du bist der Kleinre, du wirfst an.“ —
Und der erwidert: „Nach Belieben!“
Er schüttelt, wirft: „Da liegen sieben.“ —

Sankt Peter nimmt sie auf und lacht:
„Das ist nicht viel! Hier liegen acht.
Wirf drüber! Sonst, bei Gottes Blut,
Schreib' ich für mich vier Seelen gut.“ —
„So sei es! Vier Stück oder keins!“ —
Da fallen drei und zwei und eins:
„Verloren!“ — Und so geht es fort.
Der Spielmann drängt mit hastgem Wort,
Verdoppelt stets der Seelen Zahl —
Sankt Peter schlägt ihn jedesmal;
Schon hat er vierundsechzig Seelen.
Da hebt der Spielmann an zu schmälen:
„Bei Gottes Haupt! Mich wundert sehr,
Ihr habt stets einen Würfel mehr.
Ich werf' umsonst mich müd und matt,
Und des Gezerres bin ich satt.
Nun soll das Spiel sich neu gestalten:
Ich setze hundert. Wollt Ihr's halten?“ —
„Auf einen Wurf?“ — „Ja, wie es fällt.“ —
„Gut, lieber Freund! Hier sitzt das Geld.“ —
Der Spielmann wirft drei Fünfer an:
Drei Sechser wirft der heilge Mann. —
„Schau, vierundsechzig schuldest du
Und diese hundert noch dazu!“ —
„Ei, Herr, nun wird's mir doch zu viel!
Das ist, bei Gott, kein ehrlich Spiel.
Ich lass' es rollen, wie es rollt:
Ihr setzt die Würfel, wie Ihr wollt.“ —
„Spiel weiter, Mann! Bist du verrückt?“ —
„Ein Schelm, wer mich so schnöd berückt!
Ich sah's und hab' Euch wohl belauscht,
Wir Ihr die Würfel setzt und tauscht.“ —
Sankt Peter rötet sich im Grimme
Und brüllt ihn an mit Donnerstimme:
„Das lügst du aus dem hohlen Bauch!

Doch das war stets der Buben Brauch:
Wenn's ihnen nicht nach Wunsch sich fügt,
Gleich schreien sie, daß man betrügt.
Nennst du mich Schelm, du Galgenstrick?
Den Schelmen dir auf dein Genick!
Kein Wort mehr, bei Sankt Martins Gaul!
Sonst salb' ich dir das Lästermaul!" —
Drauf jener, der vor Ärger kocht:
„Ihr seid ein Schelm, soviel Ihr pocht,
Ein alter Fuchs, der sacht und still
Im Spiele mich erwürgen will!
Doch soll der Kniff Euch nicht gelingen.
Heraus mit Euren Silberlingen!
Das Geld ist mein und mir gestohlen!
Wollt Ihr's, so kommt, es Euch zu holen!" —
Er springt empor und grapst das Geld.
Doch Petrus wie ein alter Held
Haut auf ihn los mit mächtgen Streichen
Und greift ihm grimmig in die Weichen.
Da wirft das Geld er aus der Hand
Und leistet kühnen Widerstand.
Er packt Sankt Peters Bart und zaust
Und zockt ihn mit geballter Faust.
Doch der reißt ihm das Hemd zu Stücken;
Weit klaffend hing es ihm vom' Rücken,
So daß zu seinem Zorn und Gram
Die nackte Haut zu Tage kam.
Sie knufften sich und pufften sich
Und rangen beide ritterlich.
Der Spielmann aber ward gewahr,
Daß Petrus doch der Stärkre war,
Ein Kämpe groß, von Schultern breit.
Voll Wehmut sah er, wie sein Kleid,
Das erst schon dürftig ihn umfing,
In Fetzen ihm vom Gürtel hing,

Und daß er größres Leid verhüte.
„Herr," sprach er, „scheiden wir's in Güte!
Wir probten uns als feste Streiter.
Nun sei's genug! Wir spielen weiter." —
Sankt Peter schmollte: „Mich verdrießt,
Daß Ihr mich einen Schelmen hießt." —
„Ich war ein Narr. Nehmt's nicht so schwer!
Herr, glaubet mir, es reut mich sehr.
Und traun, mir ward der schlimmre Teil:
Mein Hemde wird nicht wieder heil;
Nun fröstelt's mich bei jedem Hauch.
Sprecht Ihr mich quitt! Ich tu' es auch." —
„Topp," sprach Sankt Peter, „Friedensschluß!" —
Sie tauschten den Versöhnungskuß.
„Nun, Freund, du schuldest — willst du zählen? —
Mir hundertvierundsechzig Seelen." —
„Ja, leider," sprach der Fiedelmann,
„Ich fing das Spiel zu mager an.
Wie denkt Ihr? Werfen wir einmal
Um eine dreifach größre Zahl." —
„Gern, Lieber, ganz nach deinem Sinne!
Doch krieg' ich auch, was ich gewinne?" —
„Verlaßt Euch drauf! Ich markte nicht.
Nehmt, was Euch in die Augen sticht:
Chordamen, Ritter, Edelfraun,
Schnapphähne, Mönche schwarz und braun,
Barone, Bauern, nasse Knaben,
Was Ihr begehrt, Ihr sollt es haben." —
„Wohl," sprach Sankt Peter, warf und rief:
„O weh, nur vier! Nun geht es schief.
Du lieber Heiland, steh mir bei!" —
Der Spielmann warf und hatte — drei.
Verzweifelt hub er an zu klagen
Und jammernd an die Stirn zu schlagen:
„Ich Wurm, der ich seit Anbeginn

Von Glück und Stern verlassen bin!
Auf Erden schon verlor ich immer,
Und hier beim Teufel wird's noch schlimmer." —
Die armen Seelen in der Pein,
Die lugten ängstlich nach den zwein,
Und zu Sankt Peter aus dem Düstern
Drang rings ein Wispern und ein Flüstern:
„Herr, führ uns weg ins ewge Licht!
Wir baun auf dich. Verlaß uns nicht!" —
Sankt Peter sprach: „Das soll geschehn.
Wir wollen treu zusammenstehn.
Euch zu entreißen dieser Pein,
Setz' ich mein ganzes Silber ein,
Und wahrlich, hätt' ich es verloren,
Ihr müßtet ewig weiter schmoren.
Vor Abend noch, wenn's Gott gefällt,
Seid ihr in Freuden mir gesellt." —
Der Spielmann trüben Angesichts
Sprach kleinlaut: „Alles oder nichts!
Und wird's auf diesen Wurf nicht quitt,
So nehmt den ganzen Plunder mit,
Die Seelen und mein Hemd dazu!" —
„Wohlan, es gilt! Beginne du!" —
Sie spielten, bis der heilge Mann
Ihm alle Seelen abgewann.
Der fuhr mit ihnen schnell gen Himmel
Und zog in fröhlichem Gewimmel
Ins Paradies als Sieger ein.
Der Spielmann aber saß allein
Und nackt wie eine Kirchenmaus:
Da kam der Teufel Heer nach Haus.
Der Satan schaut sich staunend um:
Wie ward es hier so still und stumm!
Er läuft umher und steckt den Kopf
In jeden Tiegel, jeden Topf:

Da ist nicht eine Seele mehr,
Die ganze Hölle wüst und leer.
Er fährt den Spielmann wütend an:
„Vermaledeiter Hadermann,
Wo ist mein Volk? Was ist geschehn?“ —
„Erbarmen, Herr! Ich will's gestehn.
Nichts Schlimmes ahnend saß ich hier;
Da kam ein fremder Mann zu mir.
Der ließ nach seinem Geld mich schielen
Und lud mich ein, darum zu spielen.
Es war ein alter Übeltäter,
Ein würfelkundiger Verräter.
Ich spielte fort als rechter Tor,
Bis ich die letzte Seel' verlor.“ —
Der Satan schüttelt Schweif und Horn:
„Wo ist der Kerl,“ rief er im Zorn,
„Der zu der Hölle Spott und Schaden
Uns diesen Tagdieb aufgeladen?“ —
Mit Backenstreich und Rippenstoß
Ging's auf den armen Teufel los.
Man warf ihm Stang' und Gabel nach
Und tat ihm soviel Leid und Schmach,
Daß er verhieß mit hohen Schwüren,
An keinen Spielmann mehr zu rühren.
Doch Satan rief dem Fiedler zu:
„Mach, daß du fortkommst, Lecker du!
Dies liederliche Menschenkind
Bringt mich um all mein Hausgesind!
Hinaus, du fauler Knecht, hinaus!
Kein Spielmann kommt mir mehr ins Haus,
Kein Schalksnarr, kein Phantast von Sänger:
Bleibt, wo ihr mögt, ihr Müßiggänger!
Schert euch zu Gott und seiner Schar!
Die jubiliert das ganze Jahr.“ —
Der Spielmann lief durchs Höllentor

Und stieg zum Paradies empor.
Das öffnet ihm Sankt Peter gleich
Und führt ihn ein ins Himmelreich.
Nun jauchzt mit hellem hohem Schall,
Ihr Sänger und ihr Fiedler all!
Ihr sitzet in der Freude Schoß:
Die Angst der Hölle seid ihr los.
Euch winkt ein wonniges Asyl:
Dank sei dem edlen Würfelspiel!





Aucassin und Nicolette

Wer beim Lied vergangner Zeit
Gern sein Ohr dem Sänger leiht,
Dem ergötze Herz und Sinn
Nicolette und Aucassin.
Wie der Jungherr stritt in Pein
Um sein liebes Jungfräulein
Mit dem klaren Angesicht,
Anmutreich ist der Bericht,
Schmuck das Wort und süß der Sang.
Niemand lebt so trüb und bang,
So bedrängt von Sorg' und Not,
Krank und elend auf den Tod,
Den mein Lied nicht macht gesund,
Daß er jauchzt von Herzensgrund:
Also lieblich klingt es. [1]

Nun wird gesprochen und erzählt:

Der Graf Bougar von Valence führte mit dem Grafen Garin von Beaucaire einen so großen, erstaunlichen, blutigen Krieg, daß nicht ein Tag anbrach, an dem er nicht vor die Tore, Mauern und Schlagbäume seiner Stadt kam mit hundert Rittern und zehntausend Knechten zu Fuß und zu Roß, in seinem Lande sengte und brannte, seine Felder verwüstete und seine Leute erschlug. Der Graf

Garin von Beaucaire war alt und gebrechlich und hatte seine Tage gelebt. Er hatte keinen Erben, nicht Sohn noch Tochter, außer einem einzigen Knaben. Den will ich euch beschreiben: Aucassin hieß der Jungherr; er war schön und anmutig, groß und wohlgebaut an Beinen, Füßen, Leib und Armen; er hatte blonde, dichtgelockte Haare, blaue lachende Augen,[2] ein klares längliches Gesicht, eine hohe, wohlstehende Nase, und so reich war er mit guten Eigenschaften ausgestattet, daß an ihm gar keine schlimme zu finden war. Aber so überwältigt war er von der Liebe, die alles besiegt, daß er weder Ritterschaft üben, noch die Waffen ergreifen, noch ein Turnier besuchen, noch irgend etwas tun wollte, was er gesollt hätte.

Sein Vater und seine Mutter sagten zu ihm: „Sohn, nimm doch deine Waffen und steige zu Roß, verteidige dein Land und hilf deinen Mannen! Wenn sie dich unter sich sehen, werden sie besser Leib und Habe, dein Land und das unsre beschirmen." — „Vater," sprach Aucassin, „was redet Ihr da? Traun, Gott soll mir nichts gewähren, darum ich ihn bitte, so ich jemals Ritterschaft übe, zu Rosse steige oder in Sturm und Schlacht ziehe, um dort mit einem Ritter Hiebe zu wechseln, wenn Ihr mir nicht Nicolette gebt, mein süßes Mädchen, das ich von Herzen liebe!" — „Sohn," sprach der Vater, „das kann nicht sein! Laß von Nicolette! Denn sie ist eine Gefangene, die aus fremden Landen hierhergebracht wurde. Von Sarazenen kaufte sie der Vizgraf dieser Stadt[3] und führte sie hierher; er hob sie aus der Taufe und machte sie zu seinem Patenkind und wird ihr nächstens einen jungen Mann vermählen, der ihr ein ehrlich Brot verdiene. Damit hast du nichts zu schaffen, und wenn du eine Frau willst, so gebe ich dir die Tochter eines Königs oder Grafen. Kein so mächtiger Mann lebt in Frankreich, dessen Tochter du nicht haben kannst, wenn du sie begehrst." — „Ach, Vater," sprach Aucassin, „wo gibt es die hohen Ehren auf Erden,

die nicht wohl angewandt wären, wenn sie Nicolette, mein süßes Liebchen, hätte? Und wäre sie Kaiserin von Konstantinopel oder von Deutschland oder Königin von Frankreich oder von England, so wäre das noch viel zu wenig für sie. So edel und fein und freundlich ist sie und begabt mit allen guten Gaben!" —

Nun wird gesungen:

Aucassin war von Beaucaire,
Einem Schlosse reich an Ehre.
Keinem Rate wollt' es glücken,
Ihn der Minne zu entrücken.
Seine stolzen Eltern beide
Drohten ihm in Zorn und Leide:
„Sag doch, Tor! Wo denkst du hin?
Trägst du Nicolette im Sinn,
Die dereinst von Räuberschiffen
Bei Karthago aufgegriffen
Und verkauft ward über Meer?
Steht zum Weibe dein Begehr,
Denk an Töchter edler Herrn!" —
„Nein doch, Mutter! Das sei fern!
Von ihr lassen kann ich nicht;
Denn ihr schönes Angesicht
Leuchtet mir ins Herz hinein.
Sie soll meine Liebste sein,
Da sie gar so hold ist!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Als der Graf Garin von Beaucaire sah, daß er seinen Sohn Aucassin von der Liebe zu Nicolette nicht abbringen konnte, begab er sich zum Vizgrafen der Stadt, der sein Dienstmann war, und redete ihn also an: „Herr Vizgraf, schafft mir Nicolette, Euer Patenkind, von hinnen!

Verwünscht sei das Land, woher sie zu uns geführt wurde! Denn durch sie verliere ich Aucassin, daß er nicht Ritterschaft üben, noch irgend etwas tun will, was er sollte. Und wisset wohl, wenn ich ihrer habhaft werde, verbrenne ich sie, und Ihr selber dürft um Euch in großen Sorgen sein!" — „Herr," sagte der Vizgraf, „es ist mir leid, daß er zu ihr kommt und mit ihr redet. Ich habe sie mit meinem Gelde gekauft und aus der Taufe gehoben und zu meinem Patenkind gemacht und hätte ihr einen jungen Mann gegeben, der ihr ein ehrlich Brot verdiente. So hätte Aucassin, Euer Sohn, nichts mit ihr zu schaffen. Aber da es Euer Wunsch und Wille ist, so werde ich sie in ein so fernes Land schicken, daß er sie nimmer mit Augen sehen soll." — „Ja, hütet Euch!" sprach der Graf Garin, „sonst könnte Euch großes Leid daraus erwachsen!" — Damit schieden sie. Der Vizgraf aber war ein sehr reicher Mann und hatte einen prächtigen Palast nach einem Garten hin. Dort ließ er Nicolette in einem oberen Stockwerk in eine Kammer bringen und eine Alte mit ihr, um ihr Gesellschaft zu leisten. Auch Brot und Fleisch und Wein und was ihnen sonst vonnöten war, ließ er hinschaffen. Dann ließ er die Türe versiegeln, daß man nirgends herein noch heraus kommen konnte. Nur ein kleines Fensterchen ging nach dem Garten zu, durch das ihnen ein wenig frische Luft zukam.

Nun wird gesungen:

Nicolette in Sorg' und Jammer
Saß gefangen in der Kammer;
Die war kunstvoll überdacht,
Reichbemalt mit Wunderpracht.
Auf des Fensters Marmelstein
Stützte sich das Mägdelein.
Goldig war ihr Lockenhaar,
Feingeschweift der Brauen Paar,

Klar und länglich ihr Gesicht:
Schönre Jugend saht ihr nicht!
Draußen in des Gartens Grün
Schaute sie der Rosen Blühn,
Und der Vöglein heller Chor
Klang zu der Verwaisten Ohr. —
„Weh mir, weh, daß ich gefangen!
Welche Schuld hab' ich begangen?
Süßer Jungherr Aucassin,
Nur weil ich dein Liebchen bin
Und dein Herz nicht läßt von mir,
Drum sitz' ich gefangen hier,
Um in diesen Kerkermauern
Meine Tage zu vertrauern.
Aber bei dem heilgen Christ!
Wenn das Glück mir günstig ist,
Komm' ich bald von hinnen!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Nicolette saß, wie ihr gehört habt, in der Kammer gefangen. Aber das Gerücht ging durch das ganze Land, daß Nicolette verschwunden sei. Die einen sagten, sie sei in die Fremde geflohen, und die andern, der Graf Garin von Beaucaire habe sie ermorden lassen. Wenn sich aber jemand darüber freute, so war dies Aucassin gewiß nicht. Er begab sich zum Vizgrafen der Stadt und fragte ihn: „Herr Vizgraf, was habt Ihr mit Nicolette gemacht, meinem süßen Lieb, dem Wesen, das mir am teuersten war auf der Welt? Wißt, wenn ich davon sterbe, wird man an Euch Rache nehmen, und das mit Recht. Denn Ihr habt mich mit Euren eigenen Händen getötet, als Ihr mir das Liebste nahmt, das ich auf dieser Welt mein nannte." — „Lieber Herr," sprach der Vizgraf, „laßt diese Rede! Nicolette ist eine Gefangene, welche ich aus fremden Landen mitbrachte. Ich kaufte sie mit meiner

Habe von Sarazenen und habe sie aus der Taufe gehoben und als mein Patenkind erzogen und hätte ihr nächstens einen jungen Mann gegeben, der ihr ein ehrlich Brot verdiente. Damit habt Ihr nichts zu schaffen. Nein, nehmet Euch die Tochter eines Königs oder Grafen! Überdies was meint Ihr, daß Euer Gewinn wäre, wenn Ihr sie verführt hättet? Ihr hättet wenig Frommen davon! Denn Eure Seele würde darum für alle Tage der Zeit in der Hölle sein, und nie würdet Ihr eingehen ins Paradies!" — „Was habe ich im Paradies zu tun? Ich will gar nicht hinein, wenn ich nur Nicolette habe, mein süßes Mädchen, das ich von Herzen liebe. Ins Paradies kommen nur solche Leute, wie ich Euch sagen will. Dahin kommen jene alten Pfaffen und jene alten Krüppel und Lahmen, die Tag und Nacht vor den Altären und in den alten Grüften hocken, die mit den alten abgeschabten Kapuzen und den alten Lumpen angetan, die nackt sind und barfuß und ohne Hosen,[4] und vor Hunger und Durst, Frost und Elend sterben. Die kommen ins Paradies; mit denen habe ich nichts zu tun. Aber in die Hölle will ich gehn! Denn in die Hölle kommen die weisen Meister und die schönen Ritter, die in Turnieren und in gewaltigen Kriegen gefallen sind, die guten Knappen und die freien Männer. Mit diesen will ich gehn! Auch kommen dahin die schönen höfischen Damen, die neben ihrem Herrn zwei oder drei Freunde hatten. Auch kommt dahin das Gold und das Silber, Pelz und Grauwerk und Harfner und Spielleute und die Könige der Welt. Mit diesen will ich gehn; aber Nicolette, mein süßes Lieb, muß bei mir sein!"[5] — „Wahrlich," sprach der Vizgraf, „alles Reden ist vergebens! Denn nie sollt Ihr sie wiedersehen. Und wenn Ihr mit ihr sprächet und Euer Vater erführe es, so würde er mich und sie im Feuer verbrennen, und Ihr selber dürftet in großen Sorgen sein." — „Das jammert mich," sprach Aucassin und schied vom Vizgrafen tief bekümmert.

Nun wird gesungen:

Heim ging Aucassin, der arme,
Um sein Lieb in tiefem Harme.
Ach, sein schweres Leid zu wenden,
Weiß ihm niemand Rat zu spenden,
Weiß ihm niemand Trost zu leihn.
Zum Palaste trat er ein,
Stieg die Treppen auf im Gram,
Bis er in sein Zimmer kam.
Dort mit Seufzern und mit Tränen
Klagt er laut in heißem Sehnen:
„Nicolette, holdes Weilen,
Holdes Kommen und Enteilen,
Holdes Träumen, holdes Wachen,
Holdes Scherzen, holdes Lachen,
Holdes Küssen, hold Umfahn!
Mir ist weh um dich getan!
Solcher Kummer ist mein Gast,
Daß mir Licht und Luft verhaßt,
Schwester, süßes Liebchen!“ [6]

Nun wird gesprochen und erzählt:

Während Aucassin im Zimmer war und um Nicolette, sein Liebchen, klagte, war der Graf von Valence, der seinen Krieg zu fördern dachte, nicht müßig. Er hatte seine Mannen zu Fuß und zu Roß aufgeboten und zog vor die Burg, um sie zu stürmen. Da erhob sich Geschrei und Lärm; Ritter und Knechte waffneten sich und liefen zu den Toren und Mauern, um das Schloß zu schirmen, und die Bürger stiegen auf die Wehrgänge der Mauern und schossen Bolze und zugespitzte Pfähle hinab. Schon war der Sturm in vollem Gange; da kam der Graf Garin von Beaucaire in das Zimmer, wo Aucassin um Nicolette, sein süßes Liebchen, klagte. „Ha Sohn,“ sprach er, „wie elend und jäm-

merlich bist du, daß du zuschaust, wie man deine beste und stärkste Burg bestürmt! Wisse, daß du erbelos bist, wenn du sie verlierst. Sohn, nimm deine Waffen und steig aufs Roß, schirme dein Land, hilf deinen Mannen und geh in den Kampf! Wenn sie dich nur in ihrer Mitte sehen, und solltest du auch mit keinem Manne Hiebe wechseln, so werden sie doch Habe und Leben, dein Land und das meine besser beschirmen. Du bist so groß und stark, daß du es wohl tun kannst, und es ist deine Schuldigkeit!" — „Vater," sprach Aucassin, „was redet Ihr da? Gott soll mir nichts gewähren, darum ich ihn bitte, so ich jemals Ritterschaft übe, zu Rosse steige und in den Kampf ziehe, um mit einem Ritter Hiebe zu wechseln, wenn Ihr mir nicht Nicolette gebt, mein süßes Mädchen, das ich von Herzen liebe!" — „Sohn," sprach der Vater, „das kann nicht sein! Eher will ich's ertragen, daß ich erbelos werde und alles verliere, was ich besitze, als daß du sie zum Weib und Ehgemahl haben sollst!" — Damit wandte er sich ab. Doch Aucassin, als er ihn gehen sah, rief ihn zurück. „Vater," sprach er, „kommt her! Ich will Euch einen guten Vorschlag machen." — „Und welchen, lieber Sohn?" — „Ich will die Waffen ergreifen und in den Kampf ziehen unter der Bedingung, daß, wenn mich Gott heil und gesund zurückführt, Ihr mich Nicolette, mein süßes Lieb, nur so lange sehen laßt, bis ich zwei oder drei Worte mit ihr gesprochen und sie ein einzig Mal geküßt habe." — „Ich bin's zufrieden," sprach der Vater. Er sagte es ihm zu, und Aucassin ward fröhlich.

Nun wird gesungen:

Als der Kuß ihm ward gewährt,
Wenn vom Streit er wiederkehrt,
Hunderttausend Mark von Gold
Nähm' er nicht um diesen Sold.

Von den Seinen heischt er gleich
Kampfgewande schön und reich;
Einen Halsberg läßt er bringen
Mit verflochtnen Doppelringen,
Schnallt den Helm von Steinen klar
Auf sein wallend Lockenhaar,
Nimmt das Schwert mit goldnem Knauf,
Springt zum Streitroß, schwingt sich auf,
Faßt den Schild und hebt den Speer;
Seine Füße richtet er,
Daß sie fest im Bügel sitzen.
Seine hellen Augen blitzen,
Und im Sinn der Liebsten Bild
Sprengt er nach dem Kampfgefild.
Willig stürmt sein treues Tier
Durch das Tor voll Streitbegier,
Wo die Schlacht entbronnen.

Nun wird gesprochen und erzählt:

Aucassin saß gewappnet auf seinem Roß, wie ihr gehört habt. Gott, wie gut saß ihm der Schild am Hals, der Helm auf dem Haupt und das Schwertgehäng an der linken Hüfte! Der Jungherr war groß und stark, schön und schmuck und wohlgebaut, und das Roß, worauf er saß, war schnell und flüchtig, und er lenkte es gerade durch das Tor. Glaubt aber ja nicht, daß er daran dachte, Ochsen, Kühe oder Ziegen zu rauben oder mit einem Ritter Hiebe zu wechseln. Nein, durchaus nicht! Er war so in Gedanken an Nicolette, sein süßes Lieb, verloren, daß er ganz der Zügel vergaß und alles dessen, was er hätte tun sollen. Das Roß aber, das die Sporen gefühlt hatte, trug ihn ins Gedränge und stürzte sich mitten unter die Feinde. Diese legten Hand an ihn von allen Seiten und ergriffen ihn, entrissen ihm Schild und Lanze, führten ihn

spornstreichs als Gefangenen fort und berieten sich schon, welchen Tod sie ihn sterben lassen wollten. Als Aucassin das hörte, sprach er: „Ach Gott, süßes Wesen![7] Sind das nicht meine Todfeinde, die mich davonführen, um mir den Kopf abzuschneiden? Aber wenn mir der Kopf abgeschnitten ist, dann kann ich ja nicht mehr mit Nicolette, meinem süßen Liebchen, reden! Noch habe ich hier ein gutes Schwert und sitze auf einem guten frischen Roß. Wehre ich mich jetzt nicht um ihretwillen, so soll Gott sie verlassen, wenn sie mich ferner noch liebt!" — Der Jungherr war groß und stark und das Roß, worauf er saß, behende, und er legte Hand ans Schwert und begann nach rechts und links um sich zu hauen, spaltete Helme und Nasenstangen, Fäuste und Arme und richtete um sich her ein Blutbad an wie der Eber, wenn ihn die Hunde im Forst anfallen. Zehn Ritter schlug er ihnen nieder und verwundete sieben, hieb sich spornstreichs aus dem Gedränge und kam im Galopp zurückgesprengt, das Schwert in der Hand. Der Graf Bougar von Valence hatte gehört, daß man seinen Feind Aucassin hängen wolle, und kam eben daher. Aucassin erkannte ihn wohl und hieb ihn mit dem Schwert durch den Helm ins Haupt, daß er betäubt zu Boden stürzte. Aucassin aber reckte die Hand aus, ergriff ihn und führte ihn weg an der Nasenstange seines Helmes[8] und überlieferte ihn seinem Vater. „Vater," sprach er, „hier ist Euer Feind, der Euch so lange bekriegt und so viel geschädigt hat! Zwanzig Monate hat diese Fehde gewährt, ohne daß sie jemand zu Ende brachte!" — „Lieber Sohn," sprach der Vater, „solche Jugendtaten sollst du vollbringen, nicht Torheiten nachjagen!" — „Vater," sprach Aucassin, „erspart Euch diese Predigt und erfüllt mir meine Bedingung!" — „Bah, welche Bedingung, lieber Sohn?" — „Oho, Vater! Habt Ihr sie vergessen? Bei meinem Haupt! Vergesse sie, wer da will, ich nicht; denn sie liegt mir zu sehr am Herzen. Habt

Ihr mir etwa nicht gelobt, wenn ich die Waffen ergreife und in den Kampf ziehe und Gott mich heil und gesund zurückführe, daß Ihr mich Nicolette, mein süßes Lieb, so lange sehen lassen wollet, bis ich mit ihr zwei oder drei Worte gesprochen und sie ein einzig Mal geküßt habe? Das habt Ihr mir gelobt, und ich verlange, daß Ihr mir's haltet!" — „Ich?" sprach der Vater, „Gott soll mich verlassen, wenn ich dir diese Bedingung erfülle! Wenn ich sie hier hätte, würde ich sie im Feuer verbrennen, und du selber dürftest in großen Sorgen sein!" — „Ist das Euer letztes Wort?" sprach Aucassin. — „So wahr mir Gott helfe," sprach der Vater, „ja!" — „Traun," sprach Aucassin, „so schmerzt mich sehr, daß ein Mann von Eurem Alter lügt. Graf von Valence," sprach er, „ich habe Euch gefangen?" — „Ja, wahrlich, Herr!" sprach der Graf. — „Reicht mir Eure Hand!" sprach Aucassin. — „Herr, gerne!" — Er legte seine Hand in die Aucassins. — „Wollt Ihr mir geloben," sprach dieser, „daß Ihr keinen Tag Eures Lebens unterlassen wollt, meinen Vater zu verunglimpfen und an Leben und Habe zu schädigen, soviel Ihr vermögt!" — „Herr, um Gott!" sprach jener, „scherzet nicht, sondern setzt mir ein Lösegeld! Ihr dürft nur verlangen: Gold oder Silber, Rosse und Zelter, Pelz und Grauwerk, Hunde und Federspiel, ich will es Euch geben!" — „Wie?" sprach Aucassin, „wollt Ihr nicht anerkennen, daß ich Euch gefangen habe?" — „Ja doch, Herr!" sprach der Graf Bougar. — „So helfe mir Gott!" sprach Aucassin, „wenn Ihr mir das nicht versprecht, lasse ich Euer Haupt vom Rumpfe fliegen!" — „In Gottes Namen," sprach jener, „ich verspreche Euch, soviel Euch gefällt!" — Er gab ihm sein Wort darauf, und Aucassin ließ ihn auf ein Roß steigen, stieg selber auf ein anderes und geleitete ihn, bis er in Sicherheit war.

Nun wird gesungen:

Als da sah der Graf Garin,
Daß der Jungherr Aucassin
Ohne Wanken seinem Lieb
Nicoletten treu verblieb,
Zürnt er so, daß ins Verließ
Er den eignen Sohn verstieß.
Ein Gewölb von Marmelstein
Schloß ihn tief im Keller ein.
Wie er anhub sich zu grämen,
Sollt ihr von ihm selbst vernehmen:
„Nicolette, Lilienblüte,
Herzenslieb von reiner Güte,
Süßer labst du Mut und Kraft
Als der reifen Traube Saft.
Süßer bist du tausendmal
Als der Würzwein im Pokal!
Jüngst aus Limousin zur Stadt
Kam ein Pilger krank und matt,
Von Betäubung schwer betroffen,
Und er lag hier sonder Hoffen
Fiebernd, ein verlorner Mann.
Da kamst du des Wegs heran,
Hobest just vor einer Treppe
Deines Hermelines Schleppe,
Und der Mann, dem Tode nah,
Als er deine Füßchen sah,
Ward er froh von Herzensgrund
Und genas zur selben Stund'.
Rüstig zog er aus dem Tor,
Heil und frisch wie nie zuvor.[9]
Lilie rein und wohlgetan,
Holdes Gehen, holdes Nahn,
Holdes Lachen, holdes Neigen,
Holdes Reden, holdes Schweigen,

Holdes Küssen, hold Umfassen!
Wer kann solchen Liebreiz hassen?
Da mein Herz nicht von dir ließ,
Sitz' ich tief im Turmverließ,
Wo ich trostlos mich gebärde
Und vor Jammer sterben werde,
Lieb, um deinetwillen!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Aucassin war in den Kerker geworfen, wie ihr gehört habt, und Nicolette ihrerseits in der Kammer eingeschlossen. Es war zur Sommerzeit, im Monat Mai, wo die Tage warm, lang und klar sind und die Nächte still und heiter. Eines Nachts lag Nicolette in ihrem Bette und sah den Mond hell durch das Fenster scheinen und hörte die Nachtigall im Garten schlagen und gedachte Aucassins, ihres Freundes, den sie von Herzen liebte. Auch begann sie zu überdenken, wie der Graf Garin von Beaucaire sie so tödlich hasse, und sie fürchtete, sie werde nicht lange mehr hier sein, sondern dem Grafen verraten werden, und dann werde sie dieser eines schlimmen Todes sterben lassen. Als sie nun merkte, daß die Alte, welche sie bei sich hatte, im Schlafe lag, stand sie auf und kleidete sich in ihr schönes seidenes Obergewand, knüpfte die Bettlinnen und die Handtücher aneinander und machte so ein Seil daraus, so lang als sie konnte, schlang es um den Fensterpfeiler und ließ sich hinunter in den Garten. Dann nahm sie den Saum ihres Kleides mit der einen Hand vorne, mit der anderen hinten auf, schürzte sich so vor dem Tau, der reichlich auf dem Grase lag, und ging den Garten hinab. Sie hatte blonde, dichtgelockte Haare, blaue, lachende Augen, ein längliches Angesicht, eine hohe, wohlstehende Nase, Lippen von zarterem Rot als Kirschen und Rosen zur Sommerzeit und kleine weiße Zähne. Ihre Brüstlein waren hart und hoben ihr Gewand nicht höher,

als es zwei Walnüsse getan hätten.[10] Sie war schlank um die Lenden, daß ihr sie mit euren beiden Händen hättet umspannen können, und die Maßliebchen, die, von ihren Zehen geknickt, ihr auf den Reihen des Fußes fielen, waren geradezu schwarz gegen ihre Füße und Beine: so weiß war das Mägdlein. Sie kam an das Hinterpförtchen, öffnete es und ging hinaus durch die Straßen von Beaucaire. Dabei hielt sie sich im Schatten; denn der Mond leuchtete ganz hell. Sie ging so lange, bis sie zu dem Turme kam, worin ihr Geliebter eingeschlossen war. Der Turm war da und dort gespalten, und sie schmiegte sich hinter einen der Pfeiler, wickelte sich in ihren Mantel und legte das Haupt in einen Riß des uralten Turmes hinein. Da hörte sie Aucassin, wie er drinnen weinte und große Klage erhob und nach seinem süßen Mädchen rief, das er von Herzen liebte, und als sie ihm lang genug zugehört hatte, begann sie zu reden.

Nun wird gesungen:

Nicolette schmiegte dicht
An den Pfeiler ihr Gesicht.
Sie vernahm des Freundes Jammern
Drunten in des Turmes Kammern
Und hub an und fragte ihn:
„Edler Ritter Aucassin,
Hoher Jungherr reich an Ehren,
Ach, was frommen Eure Zähren,
Die um meinetwillen fließen?
Nimmer sollt Ihr mein genießen!
Euer Vater stößt mich aus,
Er und Euer ganzes Haus.
Euretwegen muß ich fliehn,
Übers Meer von dannen ziehn.“ —
Eine Locke schnitt die Holde
Aus des Haares reinem Golde,

Warf sie nieder, und der Knabe
Nahm entzückt die liebe Gabe,
Küßt' und herzte sie vor Lust
Und verbarg sie auf der Brust.
Doch von neuem hub er dann
Seine lauten Klagen an
Um der Liebsten willen.

Nun wird gesprochen und erzählt:

Als Aucassin Nicolette sagen hörte, daß sie in ein anderes Land gehen wollte, kam er außer sich vor Erregung. „Schönes süßes Lieb," sprach er, „geh nicht fort! Denn das wäre mein Tod! Der erste, der dich sieht, wird sich deiner sofort bemächtigen und dich zu seiner Liebsten machen. Aber wenn du einem anderen als mir angehört hast, glaube nicht, daß ich dann so lange warte, bis ich ein Messer finde, um es mir ins Herz zu stoßen und mich zu töten. Nein wahrlich, so lange würde ich nicht warten, sondern auf das nächste Gemäuer oder den nächsten grauen Stein würde ich zustürzen und den Kopf so hart dagegen rennen, daß mir die Augen herausflögen und mein Gehirn verspritzte. Lieber einen solchen Tod, als erfahren, daß du einem anderen als mir angehört hast!" — „Ach," sprach sie, „ich glaube nicht, daß Ihr mich so sehr liebt, wie Ihr sagt; aber ich liebe Euch mehr als Ihr mich." — „O," sprach Aucassin, „schönes süßes Lieb, das ist nicht möglich, daß du mich ebenso liebst wie ich dich. Nie kann das Weib den Mann so sehr lieben wie der Mann das Weib. Denn des Weibes Liebe sitzt im Auge und in der Spitze der Brust und in der Fußzehe;[11] aber des Mannes Liebe ist ins Herz gepflanzt, daraus sie nicht entweichen kann." — Während Aucassin und Nicolette zusammen sprachen, kamen die Scharwächter der Stadt die Straße daher mit gezogenen Schwertern unter den Mänteln. Denn der Graf Garin hatte ihnen befohlen,

daß sie Nicolette töten sollten, wenn sie dieselbe fänden. Aber der Wächter, der auf dem Turme stand, sah sie kommen und hörte, wie sie von Nicolette sprachen und sie mit dem Tode bedrohten. „Gott," sprach er, „wie schade wäre es um ein so schönes Mägdlein, wenn sie es töteten. Es wäre eine große Liebestat, wenn ich sie warnen könnte, damit sie auf ihrer Hut wäre und jene sie nicht bemerkten! Denn wenn man sie umbringt, so wird auch mein Jungherr Aucassin den Tod davon haben, und das wäre sehr schade!" —

Nun wird gesungen:

Wacker, klug, von mildem Sinne
War der Wächter auf der Zinne.
Er begann mit hellem Klang
Einen lieblichen Gesang:
„Mägdelein voll Herzensgüte,
In des Leibes Jugendblüte,
Du mit lichtem Lockengold,
Blauen Augen hell und hold,
Mägdelein, aus deinem Wesen
Glaub' ich eines klar zu lesen:
Mit dem Liebsten sprachst du da,
Der um dich dem Tode nah.
Laß dich warnen! Höre mich!
Vor Verrätern hüte dich,
Die hier eben nach dir spüren
Und versteckte Schwerter führen!
Drohend heischen sie dein Blut:
Bist du nicht auf deiner Hut,
Wird dir Leid geschehen!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

„Ach," sprach Nicolette, „heilige Ruhe den Seelen deiner Eltern, da du mir dies so schön und so freundlich gesagt hast! So es Gott gefällt, will ich mich wohl hüten,

und Gott möge mich vor ihnen schützen!" — Sie drückte sich, von ihrem Mantel verhüllt, in den Schatten des Pfeilers, bis sie vorüber waren. Dann nahm sie Abschied von Aucassin und ging weiter, bis sie an die Mauern der Burg kam. Die Mauer war zerstückt und mit Flechtwerk ausgebessert. Sie stieg hinüber, bis sie zwischen der Mauer und dem Graben war. Als sie hinunterblickte, sah sie, daß der Graben sehr tief und abschüssig war, und sie fürchtete sich sehr. „Ach Gott," sprach sie, „süßes Wesen! Wenn ich mich hinabfallen lasse, so breche ich den Hals, und wenn ich hier bleibe, so ergreift man mich morgen und verbrennt mich im Feuer. Aber lieber will ich hier sterben, als daß mich morgen das ganze Volk zu seiner Verwunderung angaffe." — Sie bekreuzte ihr Haupt und ließ sich den Graben hinabgleiten,[12] und als sie auf dem Grunde ankam, da waren ihre schönen Füße und Hände, die vorher nie erfahren hatten, was eine Wunde heißt, so zerstoßen und zerschunden, daß das Blut wohl an zwölf Stellen hervordrang. Dennoch fühlte sie keinerlei Schmerz vor der großen Furcht, die sie hatte. War ihr aber das Hineinkommen schon so schwer geworden, so wurde ihr das Hinauskommen noch viel schwerer. Sie dachte, daß es nicht gut sei, da zu verweilen, und fand einen zugespitzten Pfahl, den die Verteidiger der Burg hinabgeworfen hatten, und klomm Schritt für Schritt mit großer Mühsal empor, bis sie oben anlangte. Da lag nun ein Wald zwei Bogenschüsse entfernt, der sich wohl dreißig Meilen in die Länge und in die Breite dehnte, und darin waren wilde Tiere und Gewürm. Sie scheute sich, ihn zu betreten, aus Furcht, von ihnen gefressen zu werden; anderseits überlegte sie, wenn man sie hier fände, würde man sie in die Stadt zurückbringen und verbrennen.

Nun wird gesungen:

Nicolette von Angst beklommen
War der festen Burg entkommen,

Als zu klagen sie begann.
Ihren Heiland rief sie an:
„Vater, König, Herr der Ehren!
Ach, wohin soll ich mich kehren?
Geh' ich in den dichten Wald,
Fressen mich die Wölfe bald,
Eber mit den scharfen Hauern
Oder Löwen, die dort lauern.
Aber wart' ich bis zum Tag,
Daß man hier mich finden mag,
Werd' zum Holzstoß ich gesandt
Und mein junger Leib verbrannt.
Aber lieber tausendfalt
Sterben in dem wilden Wald,
Als zur Stadt zurück mich wenden,
Um dort schmählich zu verenden!
Dorthin kehr' ich nimmer!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Nicolette klagte schmerzlich, wie ihr gehört habt. Sie befahl sich Gott und ging, bis sie in den Wald kam. Sie wagte nicht, tief in ihn einzudringen, wegen der wilden Tiere und des Gewürms, sondern duckte sich in ein verwachsenes Dickicht. Dort überkam sie der Schlummer, und sie schlief bis zum hellen Morgen, da die Hirten aus der Stadt kamen und ihre Tiere zwischen das Gehölz und das Flußufer trieben. Sie selber begaben sich nach einer sehr schönen Quelle, die am Saume des Waldes floß, breiteten einen Mantel aus, legten ihr Brot darauf und aßen zusammen. Nicolette erwachte vom Ruf der Vögel und der Hirten und eilte diesen zu. „Liebe Kinder," sprach sie, „Gott der Herr behüte euch!" — „Segne Euch Gott!" sprach einer, der der redegewandteste unter ihnen war. — „Liebe Kinder," fragte sie, „kennt ihr Aucassin, den Sohn des Grafen Garin von Beaucaire?" — „Ja, wir kennen

ihn wohl." — „Um Gottes Huld, liebe Kinder," sprach sie, „sagt ihm, daß in diesem Forst ein Wild sei und er kommen möge, es zu jagen! Wenn er es fangen könne, werde er nicht ein Glied desselben um hundert Mark Goldes, ja nicht um fünfhundert, noch um irgend einen Schatz der Welt weggeben." — Diese starrten sie an und wurden ganz verdutzt von ihrer Schönheit. — „Das soll ich ihm sagen?" sprach der, welcher der redegewandteste war. „Verwünscht sei, wer ihm das ausrichten will! Denn Lug und Trug ist, was Ihr sagt. So kostbares Wild ist nicht in diesem Forste, weder Hirsch, noch Löwe, noch Eber, daß eines seiner Glieder mehr als zwei oder höchstens drei Heller wert wäre, und Ihr redet von so großen Schätzen. Übel verwünscht sei, wer Euch glaubt und ihm das ausrichtet! Ihr seid eine Fee, und wir machen uns nichts aus Eurer Gesellschaft. Darum geht Eurer Wege!" — „Ach, liebe Kinder," sprach sie, „tut es doch! Das Wild hat eine solche Arznei, daß Aucassin von seiner Wunde geheilt werden soll. Hier habe ich fünf Groschen in meiner Tasche; nehmt sie und sagt ihm, daß er binnen drei Tagen nach dem Wilde jagen müsse, und wenn er es bis dahin nicht finde, so werde er nie mehr von seiner Wunde genesen." — „Meiner Treu," sprach jener, „das Geld wollen wir nehmen und, wenn er herkommt, es ihm sagen; aber aufsuchen werden wir ihn nicht." — „In Gottes Namen," sprach sie, nahm Abschied von den Hirten und ging weiter.

Nun wird gesungen:

Von den Hirten ging geschwind
Nicolette, das holde Kind.
Ohne Säumen schritt sie dann
Durch den tiefen dichten Tann
Auf verwachsnem Steige fort,
Bis sie kam an einen Ort,

Wo sich in der Wildnis Mitten
Sieben Waldespfade schnitten.
Sie hält hier am Kreuzweg inne
Und gedenkt des Freundes Minne,
Ob sich die so wahr erprobt,
Wie sein Wort es ihr gelobt.
Und aus frischem Stechpalmgrün,
Aus den Lilien, die dort blühn,
Bildet sie mit schwankem Dach
Ein geflochtnes Laubgemach,
Und sie schwört bei Gottes Gnade:
„Kommt mein Freund auf diesem Pfade,
Ohne daß sein Herz ihm kündet,
Wer dies blumge Haus gegründet,
Und er mir die Liebe tut,
Daß er hier ein Weilchen ruht,
Dann ist falsch, was er verspricht,
Und wir sollen länger nicht
Lieb und Liebchen heißen!“ [13] —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Nicolette hatte, wie ihr gehört habt, die Laube schön und zierlich gebaut und von außen und innen mit Blumen und Blättern ausgeputzt. Dann verbarg sie sich nahe bei der Laube in ein dichtes Gebüsch, um zu erspähen, was Aucassin tun werde. Mittlerweile ging das Gerücht durch das ganze Land, daß Nicolette verschwunden sei. Die einen sagten, sie sei entflohen, und die anderen, der Graf Garin habe sie ermorden lassen. Wenn sich aber jemand darüber freute, so war dies Aucassin gewiß nicht. Der Graf Garin, sein Vater, entließ ihn aus dem Kerker und lud die Ritter des Landes und die Edelfräulein zu einem prächtigen Feste, womit er Aucassin, seinen Sohn, zu trösten dachte. Aber obgleich die Gäste vollzählig sich einfanden, so stand doch Aucassin ganz traurig und niedergeschlagen

auf eine Estrade gestützt. Wer auch immer nach Freude begehrte, er hatte kein Verlangen danach, da er nichts von dem sah, was er liebte. Ein Ritter betrachtete ihn, trat auf ihn zu und sprach ihn an. „Aucassin," sagte er, „am selben Übel wie Ihr war auch ich erkrankt. Ich will Euch einen guten Rat geben, wenn Ihr mich hören wollt." — „Herr," sprach Aucassin, „großen Dank! Einen guten Rat werde ich wert halten." — „Steigt auf ein Roß," sprach jener, „und reitet durch den Wald, Euch zu erlustigen, beschaut Euch Gras und Blumen und hört auf der Vöglein Gesang. Von ungefähr vernehmt Ihr vielleicht ein Wort, wovon Euch besser wird." — „Herr," sprach Aucassin, „großen Dank! Das will ich tun." — Er ging aus dem Saal und stieg die Treppen hinab und kam in den Stall, wo sein Roß stand. Er ließ es satteln und zäumen, setzte den Fuß in den Bügel, schwang sich auf und ritt aus dem Schloß. Er sprengte dem Walde zu, kam zu der Quelle und traf die Hirten gerade um die neunte Stunde des Tages. Sie hatten einen Mantel auf das Gras gebreitet, aßen ihr Brot und waren sehr guter Dinge.

Nun wird gesungen:

Hirten saßen dort im Klee,
Martinet und Esmere,
Fruelin und Johanet,
Robetschon und Aubriet.
Einer rief mit frohem Mund:
„Trautgesellen in der Rund'!
Gottes Gnade wünsch' ich gern
Unsrem schönen jungen Herrn
Und dem Mägdelein daneben,
Das uns Hellerlein gegeben.
Goldig war ihr Lockenhaar,
Blau ihr Aug', ihr Antlitz klar.

Heut am Abend woll'n wir laufen,
Wollen süße Küchlein kaufen,
Messerchen, um sie zu schneiden,
Messerchen mit bunten Scheiden;
Flötchen handeln wir uns ein,
Pfeifchen auch und Hörnerlein.
Segne Gott die Holde!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Als Aucassin die Hirten hörte, mahnten sie ihn an Nicolette, sein süßes Lieb, und er dachte sich, daß sie dagewesen sei. Er gab seinem Rosse die Sporen und ritt zu den Hirten. „Liebe Kinder, schütz' euch Gott!" — „Gott segne Euch!" erwiderte der, welcher der redegewandteste war. — „Liebe Kinder," sprach Aucassin, „wiederholt das Liedchen, das ihr eben sagtet!" — „Das werden wir nicht," sprach der, welcher der redegewandteste war, „verwünscht sei der, der es Euch vorsingt, lieber Herr!" — „Liebe Kinder, kennt ihr mich denn nicht?" — „O ja, wir wußten wohl, daß Ihr Aucassin, unser Jungherr, seid; aber wir gehören nicht Euch, sondern dem Grafen." — „Liebe Kinder, tut es, ich bitte euch darum!" — „Sapperlot," sprach jener, „warum sollte ich Euch singen, wenn es mir nicht paßt? Gibt es doch, den Grafen Garin ausgenommen, keinen so mächtigen Mann in diesem Lande, der, wenn er meine Ochsen, Kühe und Schafe in seinen Wiesen oder in seinem Weizen fände, wagen dürfte, sie wegzujagen, ohne daß ihm die Augen ausgekratzt würden, und ich sollte Euch singen, wenn es mir nicht paßt?" — „Um Gottes Huld, liebe Kinder, tut es! Hier sind zehn Groschen, die ich in der Tasche habe." — „Herr," das Geld wollen wir nehmen; aber singen werde ich Euch nicht; denn ich hab's verschworen. Doch erzählen will ich Euch dafür, wenn Ihr wollt." — „In Gottes Namen," sprach Aucassin, „lieber erzählen

als gar nichts!" — „Herr, wir saßen heute morgen hier und aßen unser Brot bei dieser Quelle, wie wir eben tun. Da kam eine Jungfrau daher, das schönste Wesen der Welt, so daß wir glaubten, es wäre eine Fee, und der ganze Wald von ihr widerstrahlte. Sie gab uns so viel von dem Ihrigen, daß wir ihr versprachen, wenn Ihr hierher kämet, Euch zu sagen, Ihr solltet in diesem Walde jagen; denn ein Wild sei darin, von dem Ihr, wenn Ihr es fangen könntet, nicht ein einziges Glied um fünfhundert Mark Silber noch um alle Schätze hergeben würdet. Das Wild habe nämlich solche Arznei, daß Ihr, wenn Ihr es erjagtet, von Eurer Wunde geheilt würdet. Doch müsset Ihr es binnen drei Tagen gefangen haben; sonst werdet Ihr es nie mehr wiedersehen. Nun jagt es, wenn es Euch beliebt, und wenn Ihr nicht wollt, so laßt es bleiben! Ich habe mich ihres Auftrags entledigt." — „Liebe Kinder," sprach Aucassin, „ich weiß genug, und Gott lasse es mich finden!" —

Nun wird gesungen:

Er vernahm mit Herzenspochen,
Was sein holdes Lieb gesprochen.
Schnell erfaßt er Wort und Sinn,
Und zum Walde sprengt er hin,
Wo die dunklen Bäume ragen.
Seinen Renner läßt er jagen
Unaufhaltsam durch den Tann,
Und die Liebste ruft er an:
„Nicolette, du Lustgestalt!
Deinethalb kam ich zum Wald.
Nicht nach Ebern, nicht nach Hirschen,
Deine Spur will ich erbirschen.
Deines Leibes holder Bau,
Deiner Augen klares Blau
Und dein lachend roter Mund
Trafen mich im Herzensgrund.

Mög's mit Gottes Huld geschehn,
Daß ich dich darf wiedersehn,
Schwester, süßes Liebchen!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Aucassin ritt durch den Wald von Weg zu Weg, und sein Streitroß trug ihn in vollem Laufe dahin. Glaubt nicht, daß ihn die Brombeersträucher und Dornen verschonten! Nein, durchaus nicht. Sie zerrissen ihm die Kleider, daß man selbst das beste Stück kaum noch hätte flicken können und das Blut ihm an dreißig oder vierzig Stellen aus Armen, Lenden und Beinen floß und man seine Spur im Blute verfolgen konnte, das auf die Gräser tropfte. Aber er dachte so viel an Nicolette, sein süßes Lieb, daß er weder Schmerz noch Weh fühlte. So schweifte er den ganzen Tag durch den Wald, ohne Kunde von ihr zu bekommen, und als er sah, daß der Abend hereinbrach, begann er zu weinen, weil er sie nicht finden konnte. Er ritt einen alten grasigen Pfad entlang; da gewahrte er vor sich inmitten des Weges einen Burschen, wie ich ihn euch beschreiben werde. Er war groß und ungeschlacht und grausig häßlich, hatte einen dicken Strubelkopf, schwärzer als Kohlenstaub, und seine Augen standen mehr als eine volle Handbreite voneinander. Er hatte fette Backen und eine ungeheure Plattnase, weit offenstehende Nüstern und wulstige Lippen röter als Rostfleisch und lange, gelbe, garstige Zähne. Er hatte Schuhwerk und Strümpfe von Rindshaut, bis über das Knie mit Lindenbast umwickelt, war eingemummt in einen Mantel mit zwei Kehrseiten und stützte sich auf eine gewaltige Keule. Als Aucassin auf ihn stieß, erschrak er bei seinem Anblick. — „Lieber Bruder, Gott schütze dich!" — „Segne Euch Gott," sprach jener. — „Um Gottes Huld, was machst du hier?" — „Was geht das Euch an?" sagte jener. — „Nichts," sprach Aucassin, „ich frag' es Euch nur im guten." —

„Aber warum weint Ihr," sprach jener, „und tut so kläglich? Traun, wenn ich ein so reicher Mann wäre wie Ihr, sollte mich alle Welt nicht zum Weinen bringen." — „Ei, kennt Ihr mich denn?" sprach Aucassin. — „Ja, ich weiß wohl, daß Ihr Aucassin, der Sohn des Grafen, seid, und wenn Ihr mir sagt, warum Ihr weint, so will ich Euch sagen, was ich hier tue." — „Gewiß," sprach Aucassin, „ich will es Euch sehr gerne sagen. Ich kam heute morgen zur Jagd in diesen Wald und hatte einen weißen Windhund, den schönsten der Welt; den habe ich verloren, und darum weine ich." — „Was?" sprach jener, „beim Herzen, das der Herr im Leibe hatte! So weintet Ihr um einen stinkigen Hund? Verwünscht sei, wer Euch je wieder preisen wird! Gibt es doch keinen so mächtigen Mann im Lande, der, wenn Euer Vater ihrer zehn oder fünfzehn oder zwanzig von ihm verlangte, sie ihm nicht willig schicken würde und noch mit Freuden dazu. Aber an mir wär' es, zu weinen und Klage zu führen." — „An dir? Warum, Bruder?" — „Herr, ich will es Euch sagen. Ich war verdingt an einen reichen Bauern und trieb seinen Pflug mit vier Ochsen. Nun geschah mir vor drei Tagen das große Mißgeschick, daß ich den besten meiner Ochsen verlor, Rötel, den schönsten meines Gespanns, und nun laufe ich umher, ihn zu suchen. Drei volle Tage habe ich nichts gegessen noch getrunken und traue mich nicht in die Stadt zurück aus Angst, man möchte mich in den Kerker werfen, da ich nichts habe, den Ochsen zu bezahlen. Von allen Gütern der Welt nenne ich nichts von Werte mein, als was Ihr an meinem Leibe seht. Ich habe eine arme Mutter, die nichts als eine schlechte Matratze besaß; die hat man ihr unter dem Rücken weggezogen, so daß sie nun auf dem nackten Stroh liegt, und um sie ist mir's leider als um mich. Denn Habe kommt und geht, und was ich heute verlor, kann ich ein andermal gewinnen und werde meinen Ochsen bezahlen, wenn es mir möglich

ist. Deshalb will ich nicht weinen, und Ihr weintet um einen Dreckshund! Verwünscht sei, wer Euch je wieder preisen wird!" — „Traun, du gibst mir guten Trost, lieber Bruder! Gott segne dich dafür! Wieviel galt dein Ochse?" — „Herr, zwanzig Groschen begehrt man dafür, und ich werde davon keinen halben Heller abmarkten können." — „Da," sprach Aucassin, „nimm die zwanzig Groschen, die ich in der Tasche habe, und bezahle deinen Ochsen!" — „Herr," sprach jener, „großen Dank! Und Gott lasse Euch finden, was Ihr sucht!" — Damit schied er von ihm, und Aucassin ritt weiter. Die Nacht war schön und still, und er kam zu den sieben Wegen mitten im Walde und sah die Laube vor sich, welche Nicolette außen und innen, über und über mit Blumen durchflochten hatte, daß es keine schönere geben konnte. Als Aucassin sie erblickte, hielt er mit einem Ruck inne, und der Strahl des Mondes fiel hinein. „Ha, bei Gott!" rief Aucassin, „hier war Nicolette, mein süßes Lieb, und das baute sie mit ihren schönen Händen. Um ihrer Huld und Liebe willen werde ich absteigen und hier die Nacht vollends ruhn." — Er zog den Fuß aus dem Bügel, um abzusteigen. Das Roß aber war groß und hoch, und er dachte so viel an Nicolette, sein süßes Lieb, daß er hart auf einen Stein fiel und sich die Schulter verrenkte. Er fühlte sich schwer verletzt; aber er zwang sich, so gut es ging, und band sein Roß mit der anderen Hand an einen Dornstrauch, drehte sich auf die Seite und kroch in die Laube. Auf dem Rücken liegend schaute er durch eine Öffnung der Laube empor und sah die Sterne am Himmel, darunter einen, der heller leuchtete als die übrigen, und begann zu sprechen,

Nun wird gesungen:

„Sternlein in des Mondes Macht,
Der dich nachzieht durch die Nacht,

Traun, bei dir, ich seh's am Schein,
Weilt mein blondes Mägdelein.
Gott entrückte sie der Erde,
Daß sein Himmel lichter werde.
Wollte Gott, ich wär' mit ihr
Fern der schlimmen Welt bei dir!
Wenn ich dann auch später wieder
Stürzte zu der Erde nieder,
Hätt' doch einmal ohne Bangen
Küssend Mund an Mund gehangen.
Ach, wär' ich ein Königssohn,
Dir gebührte Reich und Kron',
Schwester, süßes Liebchen!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Als Nicolette Aucassin hörte, kam sie zu ihm; denn sie war gar nicht ferne. Sie trat in die Laube, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte und herzte ihn. — „Lieber süßer Freund, seid mir willkommen!" — „Ach, Gottwillkomm, mein holdes süßes Lieb!" — Sie küßten und umfingen sich, und die Freude war schön. — „Ach, süßes Lieb," sprach Aucassin, „ich war eben noch schwer an der Schulter verletzt; nun aber fühle ich weder Schmerz noch Weh, da ich dich habe." — Sie befühlte ihn und fand, daß er sich die Schulter ausgerenkt hatte. Da strich sie ihn so lange mit ihren weißen Händen und ließ nicht ab, bis sie mit Gottes Hilfe, der den Liebenden wohlwill, ihm die Schulter wieder einrenkte. Dann nahm sie Blumen, frisches Gras und grüne Blätter und band sie darauf mit einem Schoß ihres Hemdes, und er wurde ganz gesund. — „Aucassin," sprach sie, „lieber süßer Freund, geht zu Rate, was Ihr tun wollt! Wenn Euer Vater morgen diesen Wald durchstreifen läßt und man mich findet, so wird man mich töten, was auch aus Euch werde." — „Traun, liebes süßes Lieb, davon würde ich großes Leid

haben. Doch wenn ich etwas vermag, sollen sie dich nie ergreifen." — Er stieg auf sein Roß und nahm sein Lieb vor sich mit Küssen und Umfangen. So kamen sie aufs freie Feld.

Nun wird gesungen:

Unser Jungherr blond und hold,
Fröhlich in der Minne Sold,
War zum Wald hinausgezogen.
Vor sich auf dem Sattelbogen
Hielt sein Liebchen er im Arm,
Küßt ihr Stirn und Wangen warm,
Küßt den Mund ihr fort und fort;
Endlich kam das Kind zum Wort:
„Lieber süßer Aucassin,
Sag, in welches Land wir ziehn!" —
„Weiß ich's, liebes Angesicht?
Wo wir gehn, mich kümmert's nicht,
Ob durch Wald und Wüstenein,
Wenn nur du willst bei mir sein!" —
Sie durchritten weite Strecken,
Berge, Täler, Stadt und Flecken,
Kamen bei des Morgens Glut
Zu des Meeres blauer Flut,
Stiegen dort vom Rosse.

Nun wird gesprochen und erzählt:

Aucassin war abgestiegen, sowohl er als sein Liebchen, wie ihr gehört habt. Er führte sein Roß am Zügel und sein Liebchen an der Hand, und so gingen sie das Gestade entlang. Da sahen sie ein Schiff und Kaufleute darin, welche ganz nahe am Ufer vorübersegelten. Aucassin winkte diesen; sie kamen ans Land, und er verhandelte mit ihnen, bis sie ihn in ihr Schiff aufnahmen. Doch als sie auf hoher See waren, erhob sich ein großer, ge-

waltiger Sturm und trieb sie von Land zu Land, bis sie an eine fremde Küste kamen. Sie liefen in den Hafen einer Burg ein und fragten, was das für ein Land sei, und man sagte ihnen, es sei das Land des Königs von Torelore. Aucassin fragte, welch ein Mann das sei und ob er Krieg führe. — „Ja, einen großen Krieg!" — Da nahm er Abschied von den Kauffahrern, und diese befahlen ihn Gott. Er stieg auf sein Roß, sein Schwert umgegürtet und sein Liebchen vor sich, und ritt, bis er in die Burg kam. Er fragte nach dem König, und man sagte ihm, er liege im Kindbett. — „Und wo ist denn seine Frau?" — Man erwiderte, sie sei auf der Heerfahrt und mit ihr alle Leute des Landes.[14] — Als Aucassin das hörte, verwunderte er sich gar sehr. Er kam in den Palast und stieg ab, sowohl er als sein Liebchen. Sie hielt sein Roß; er aber stieg in den Palast hinauf, das Schwert umgegürtet, und kam in das Zimmer, wo der König lag.

Nun wird gesungen:

Aucassin war ganz allein;
In die Kammer drang er ein
Und gelangte bis zur Stätte,
Wo der König lag im Bette.
Er blieb stehn, als er ihn sah:
„Sag, du Narr, was machst du da?" —
Nun vernehmt, was der gesprochen:
„Herr, ich liege in den Wochen!
Wenn mein Monat ist dahin
Und ich ganz genesen bin,
Werd' ich in die Messe gehn,
Wie's von alters her geschehn.
Aber dann mit großem Schall
Schlag' ich meine Gegner all,
Lasse nicht vom Kriege!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Da Aucassin den König also reden hörte, nahm er alle Decken, die auf ihm lagen, und schüttelte sie auf den Boden. Er sah hinter sich einen Stock, ergriff ihn, wandte sich um und schlug damit so auf den König los, daß er ihn fast umbrachte. „Ach, lieber Herr," rief der König, „was wollt Ihr von mir? Seid Ihr verrückt, daß Ihr mich in meinem eigenen Hause schlagt?" — „Beim Herzen Gottes," sprach Aucassin, „armseliger Wicht, ich schlage Euch tot, wenn Ihr mir nicht gelobt, daß in Eurem Lande kein Mann mehr im Kindbett liegen soll!" — Er gelobte es ihm, und als dies abgetan war, sagte Aucassin: „Herr, nun führt mich zu Eurer Frau ins Heer!" — „Gerne, Herr," sprach der König. — Er stieg auf ein Roß und Aucassin auf das seine, und Nicolette blieb in den Gemächern der Königin. Der König und Aucassin ritten zur Königin ins Feld, wo eben mit gerösteten Holzäpfeln, Eiern und frischen Käsen eine Schlacht geliefert wurde. Aucassin schaute das mit an und verwunderte sich höchlichst.

Nun wird gesungen:

Auf dem Sattel vorgeneigt
Hält der Jungherr, staunt und schweigt.
Vor ihm wogte weit und breit
Dieser Heere heißer Streit,
Die mit Äpfeln mürbgekochten
Und mit frischen Käsen fochten.
Durch die Luft in hohem Bogen
Große Wiesenschwämme flogen.
Wer mit Lärm am lautsten tobt,
Wird als erster Held gelobt.
Aucassin, der tapfre Mann,
Sah die seltne Schlacht mit an
Und begann zu lachen.

Nun wird gesprochen und erzählt:

Als Aucassin dieses wunderliche Schauspiel sah, ging er zum König und redete ihn an: „Herr, sind das Eure Feinde?“ — „Ja, Herr,“ sagte der König. — „Und wollt Ihr, daß ich Euch an ihnen rächen soll?“ — „Ja,“ sprach jener, „gerne!“ — Da legte Aucassin Hand ans Schwert, stürzte sich mitten unter sie, begann nach rechts und links um sich zu hauen und tötete viele. Doch als der König sah, daß er sie totschlug, fiel er ihm in den Zügel und rief: „Ach, lieber Herr, tötet sie mir nicht so ohne weiteres!“ — „Wie?“ sprach Aucassin, „wollt Ihr denn nicht, daß ich Euch räche?“ — „Herr,“ sprach der König, „das habt Ihr schon zuviel getan. Es ist unter uns nicht Brauch, daß wir einander totschlagen.“ — Die Feinde wandten sich zur Flucht, und der König kehrte mit Aucassin ins Schloß Torelore zurück. Die Leute des Landes aber rieten dem König, Aucassin aus seinem Reiche zu jagen und Nicolette für seinen Sohn zurückzubehalten; denn sie scheine eine Frau von hohem Stande. Als Nicolette das hörte, war sie nicht sehr froh darüber und sprach:

Nun wird gesungen:

„Komm' ich, Herr von Torelor,
Eurem Volk so närrisch vor,
Daß ich solche Wünsche hätte?“
Sprach die holde Nicolette.
„Wenn, von meinem Reiz beglückt,
Mich mein Liebster an sich drückt,
Nenn' ich alle Wonnen mein.
Ball und Tanz und Ringelreihn,
Fiedel, Geig' und Harfenspiel,
Und was sonst der Welt gefiel,
Gilt mir nichts dagegen.“ —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Aucassin lebte auf der Burg Torelore herrlich und in Freuden; denn er hatte Nicolette, sein süßes Liebchen,

bei sich. Doch als er in diesen Wonnen schwamm, kam ein Schiffsheer Sarazenen übers Meer daher, lief die Burg an und nahm sie im Sturm. Sie raubten das Gut und schleppten Männer und Weiber gefangen fort. Auch Nicolette und Aucassin ergriffen sie, banden dem Jungherrn Hände und Füße und warfen ihn in ein Schiff und Nicolette in ein anderes. Da erhob sich ein Sturm über dem Meer, der sie trennte. Das Schiff, darin Aucassin lag, trieb aufs Geratewohl durch die Wellen hin, bis es beim Schloß Beaucaire landete. Die Leute der Gegend liefen herzu, um ihr Strandrecht zu üben;[15] da fanden sie Aucassin und erkannten ihn. Als die von Beaucaire ihren Jungherrn sahen, erhoben sie großen Jubel; denn Aucassin hatte wohl drei Jahre in der Burg Torelore zugebracht, und seine Eltern waren unterdes gestorben. Sie führten ihn auf das Schloß von Beaucaire und huldigten ihm als seine Mannen, und er hielt sein Land im Frieden.

Nun wird gesungen:

Nach Beaucaire, seiner Stadt,
Kommt der Jungherr krank und matt,
Und des Reichs, das ihm beschieden,
Waltet er in tiefem Frieden.
Doch er schwört bei Gottes Ehre,
Wenn sein Stamm vernichtet wäre,
Deucht' ihn das ein mindres Leid
Als der Raub der holden Maid. —
„O mein süßes Liebchen, sprich,
Künde mir, wo such' ich dich?
Wüßt' ich, wo in allen Winden
Du auf Gottes Welt zu finden,
Gäb' es über Meer und Land
Keinen noch so fernen Strand,
Wo ich dich nicht suchte!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Lassen wir nun von Aucassin und reden wir von Nicolette! Das Schiff, darin sie war, gehörte dem König von Karthago, und der war ihr Vater, und sie hatte zwölf Brüder, alle Prinzen und Könige. Als diese Nicolette so schön sahen, erwiesen sie ihr hohe Ehren und feierten sie und fragten sie oft, wer sie sei; denn sie scheine eine edle Frau von hoher Geburt. Aber sie wußte ihnen nicht zu sagen, wer sie sei; denn sie war als kleines Kind geraubt worden. Sie segelten fort, bis sie vor die Stadt Karthago kamen.[16] Doch als Nicolette die Mauern der Burg und die Gegend sah, da erinnerte sie sich, daß sie hier erzogen und als kleines Kind geraubt worden sei. Denn so klein war sie doch nicht gewesen, um sich nicht daran zu erinnern.

Nun wird gesungen:

Nicolette sah das Land,
Das sich hob am Himmelsrand,
Sah von fern die Mauern schimmern,
Der Paläste Fenster flimmern.
Doch sie rief und rang die Hand:
„Weh, was frommt mein hoher Stand!
Und was bringt es mir Gewinn,
Daß ich eine Fürstin bin
Aus Karthagos Königssaal
Und verwandt dem Admiral?[17]
Was soll all die Hoheit mir?
Wildes Volk entführt mich hier.
Aucassin, du mein Begehren,
Edler Jungherr, reich an Ehren,
Deine Liebe schafft mir Leid,
Mahnt und müht mich allezeit!
Stille Gott mein heiß Verlangen,
Dich noch einmal zu umfangen,

Einmal noch in süßem Bund
Dir zu ruhen Mund an Mund,
Du mein Herr und Liebling!" —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Wie der König von Karthago Nicolette also reden hörte, schlang er ihr die Arme um den Hals und sprach: „Liebes süßes Kind, sagt mir, wer Ihr seid, und scheut Euch nicht vor mir!" — „Herr," sprach sie, „ich bin die Tochter des Königs von Karthago und wurde als kleines Kind geraubt, wohl vor fünfzehn Jahren." — Als sie das hörten, erkannten sie, daß sie die Wahrheit sagte, und feierten sie sehr und geleiteten sie mit hohen Ehren in den Palast als die Tochter des Königs. Sie wollten ihr einen Heidenkönig zum Manne geben; aber sie hatte keine Luft, sich zu vermählen. Sie war gegen drei oder vier Tage dort; da überlegte sie, durch welche List sie Aucassin aufsuchen könnte. Sie verlangte eine Fiedel und lernte darauf spielen, bis man sie eines Tages einem mächtigen Heidenkönig vermählen wollte. Da schlich sie sich in der Nacht davon, kam nach dem Hafen und nahm Herberge bei einer armen Frau auf dem Strande. Sie färbte sich Haupt und Antlitz, daß sie ganz dunkel wurde, ließ sich Rock und Mantel, Hemd und Hosen machen und kleidete sich so in die Tracht eines Spielmanns. Dann nahm sie die Fiedel, ging zu einem Schiffsmann und verhandelte mit ihm, daß er sie in sein Schiff nahm. Sie spannten die Segel auf und fuhren durch die hohe See, bis sie nach dem Lande Provence kamen. Dort stieg Nicolette aus und wanderte fiedelnd durch das Land, bis sie zum Schloß von Beaucaire kam, wo Aucassin wohnte.

Nun wird gesungen:

Dort saß Aucassin einmal
Auf der Treppe vor dem Saal,

Wo er oft am schönen Tag
Mit den Herrn der Rede pflag,
Und er sah die Blumen springen
Und vernahm der Vöglein Singen;
Da gedacht' er jener Maid,
Deren Lieb' in Lust und Leid
Er so lang im Sinn getragen,
Und er seufzt in Herzensklagen.
Sieh, da war's, daß unerkannt
Nicolette vor ihm stand
Und zum sanften Bogenschwang
Holde Worte sprach und sang:
„Hört mich an, ihr edlen Herrn,
Höret alle nah und fern!
Duldet ihr in eurem Kreise
Meines Sanges schlichte Weise,
Künd' ich euch die Liebesmäre
Von dem Jungherrn von Beaucaire,
Wie er lange Zeit geminnt
Nicolette, das fremde Kind,
Wie sie vor des Vaters Drohn
Durch den tiefen Wald entflohn,
Wie zu Torelor im Schloß
Sie geraubt ein Heidentroß.
Wo der Jungherr hingekommen,
Hab' ich seitdem nicht vernommen;
Aber Nicolette fand
Überm Meer ihr Heimatland,
Wo Karthagos Türme ragen,
Dort, von Lieb' und Huld getragen,
Weilt sie noch zu dieser Frist,
Wo ihr Vater König ist.
Dieser will sie nun fürs Leben
Einem Heidenfürsten geben.
Anders steht's in ihrem Sinne;

Denn des treuen Kindes Minne
Ist nur einem zugewandt;
Der ist Aucassin genannt,
Und sie schwört, nur ihm allein
Sich mit Seel' und Leib zu weihn,
Der ihr Wunsch und Sehnen."[18] —

Nun wird gesprochen und erzählt:

Als Aucassin Nicolette so erzählen hörte, ward er sehr fröhlich, zog sie beiseite und fragte sie: „Lieber süßer Freund, wisset Ihr von dieser Nicolette, von der Ihr hier gesungen habt?" — „Ja, Herr! Ich weiß von ihr als von dem edelsten, holdesten und klügsten Geschöpf, das je geboren ward. Sie ist die Tochter des Königs von Karthago, der sie da gefangen nahm, wo auch Aucassin gefangen wurde, und sie nach der Stadt Karthago führte, bis er erfuhr, daß sie seine Tochter sei. Er feiert sie seitdem in hohen Ehren und will ihr jeden Tag einen der erlauchtesten Könige von ganz Spanien zum Gemahle geben. Aber sie ließe sich eher hängen und brennen, als daß sie einen nähme, so mächtig er auch wäre." — „Ach, lieber süßer Freund," sprach Aucassin, „wenn Ihr in jenes Land zurückkehren und ihr sagen wolltet, sie solle zu mir kommen, würde ich Euch so viel von meiner Habe geben, als Euch zu fordern und zu nehmen gelüstete. Wisset, daß ich aus Liebe zu ihr keine Frau nehmen werde, und wäre sie auch von noch so hohem Stamme, sondern ihrer harre und nur sie zur Frau haben will, und hätte ich gewußt, wo sie zu finden wäre, so hätte ich sie längst schon aufgesucht." — „Herr," sprach sie, „wenn Ihr das wollt, so will ich sie aufsuchen um Euret- und um ihretwillen, die ich sehr liebe." — Er machte es mit ihr ab und ließ ihr darauf zwanzig Pfund geben. Sie schied von ihm, und er weinte um die Anmut Nicolettes. Doch als sie ihn weinen sah, sprach sie: „Herr, härmt Euch nicht! Denn

über kurzem werde ich sie Euch in diese Stadt bringen, daß Ihr sie sehen sollt." — Als Aucassin das hörte, wurde er fröhlich, und sie schied von ihm und begab sich in die Stadt in das Haus der Vizgräfin; denn der Vizgraf, ihr Pate, war gestorben. Sie nahm dort Herberge, sprach mit ihr und vertraute ihr alles an, und die Vizgräfin erkannte sie und sah, daß es Nicolette war, die sie erzogen hatte. Sie ließ sie waschen und baden und acht volle Tage ausruhen. Darauf nahm Nicolette ein Pflänzchen, Schellkraut geheißen,[19] und salbte sich damit und wurde wieder so schön, als sie je gewesen. Dann kleidete sie sich in reiche Seidengewande, deren die Dame zur Genüge hatte, setzte sich im Zimmer auf ein Polster von gesteppter Seide und bat die Vizgräfin, zu Aucassin, ihrem Liebsten, hinzugehen, und die Dame tat so. Als sie in den Palast kam, fand sie Aucassin, wie er weinte und um Nicolette, sein Liebchen, klagte, weil sie so lange säumte. Die Dame sprach ihn an und sagte: „Aucassin, nun grämt Euch nicht länger, sondern kommt mit mir, und ich will Euch das Wesen zeigen, das Ihr auf der Welt am meisten liebt. Das ist Nicolette, Euer süßes Lieb, die aus fernen Landen gekommen ist, Euch aufzusuchen." — Da freute sich Aucassin.

Nun wird gesungen:

Als nun Aucassin vernommen,
Daß sein Lieb ins Land gekommen,
Ward er aller Sorgen bar,
Fröhlich, wie er niemals war,
Und in ungeduldger Hast
Eilt er in der Frau Palast.
In die Kammer trat er ein,
Und das holde Mägdelein
Sprang empor mit flinken Füßen,
Um ihn jubelnd zu begrüßen.

Aucassin, der selge Mann,
Zog mit Armen sie heran,
Hielt sie zärtlich fest umfangen,
Küßt ihr Augen, Mund und Wangen.
Also ließen sie's die Nacht;
Aber als der Tag erwacht,
Führt der Graf in stolzer Schar
Die Geliebte zum Altar,
Und das Kind in Glanz und Ehre
Ward zur Dame von Beaucaire. —
Und sie lebten sonder Klage
Lange wonnenreiche Tage.
Alles Glück, das sie begehrt,
War den beiden voll beschert. —
Mehr zu melden weiß ich nicht:
Somit endet mein Gedicht,
  Endet Sang und Sage.





Anmerkungen

Einleitung

1. Die Spielleute

Literatur: Bédier, Les Fabliaux, 2. éd., Paris 1895, 399 ff. — G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1867, II, 1, 443. — E. Freymond, Jongleurs und Menestrels, Halle 1883. — La Rue, Essais historiques sur les bardes, les jongleurs et les trouvères normands et anglo-normands, Caen 1834, 3 Bde. — Le Clerc in der Histoire littéraire de la France, XXIII, 88 ff. — Léon Gautier, Les Epopées françaises, 2. édition, II, Paris 1892. — G. L. v. Maurer, Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland, Erlangen 1862, II, 397 ff. — Muratori, De spectaculis et ludis publicis medii aevi, in seinen Antiquitates Italicae, II, col. 831 ff. — Nyrop, Den oldfranske heltedigtning, Köbenhavn 1883, p. 287 ff. — Olrik, Middelalderens vandrende spillemaend i Norden (Mindre Afhandlinger, udg. af det phil. hist. Samfund i Köbenhavn 1887). — Th. Percy, Essay on the ancient minstrels in England, als Einleitung zu seinen Reliques of ancient english poetry. — Paul Piper, Die Spielmannsdichtung, Berlin und Stuttgart o. J. — J. Ritson, Ancient Engleish Metrical Romanceës, London 1802, I, p. CXLVIII ff. — Schletterer, Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigenkönige, Berlin 1884. — Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2. Aufl., Leipzig, 1889, I, 565 ff. — Johannes Stosch, Der

Hofdienst der Spielleute im deutschen Mittelalter, Berlin 1881. — Edmond van der Straeten, Les Ménestrels au pays-bas du XIII[e] au XVIII[e] siècle, Bruxelles 1878. — Tobler, Spielmannsleben im alten Frankreich, s. Im Neuen Reich 1875, I, 321. — [Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Litteratur, Leipzig und Wien 1900, 19 f. — Gröbers Grundriß der romanischen Philologie II, 1 Register joculatores.] — Friedr. Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter, Halle 1876. — W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, 2. Aufl. von Martin, Basel 1879, I, s. Register: Spielleute. — [Moritz Heyne, Altdeutsch-lateinische Spielmannsgedichte des 10. Jahrhunderts. Göttingen 1900. Einleitung.] — Witthoeft, Sirventes Joglaresc, ein Blick auf das altprovenzalische Spielmannsleben, Marburg 1890. — Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 3. Aufl., Wien 1897, II, 130 ff. — Thomas Wright, A history of domestic manners and sentiments in England during the middle ages, London 1862, 175 ff. — G. Zappert, Über das Fragment eines Liber dativus, s. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse, XIII (1854) p. 150: Joculatores.

[1] (S. 2.) Stephens, Geschichte der wälschen Literatur, übers. von San-Marte, Halle 1864, S. 109. 95.

[2] (S. 3.) Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Berlin 1883, V, 1, 288 ff. Mogk in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, 2. Auflage II, 656. E. Martin, Zeitschr. f. deutsche Philologie XXIII, 370. Kauffmann in den Philologischen Studien, Festgabe für Sievers, Halle 1895, 159 ff. — Auch in Japan stammen die Gaukler und Taschenspieler von dem Gott Hosusori (Brauns, Japanische Märchen und Sagen, Leipzig, 1885, 143 f. Über japanische Spielleute s. Junker v. Langegg, Midzuho-gusa, Leipzig 1880, III, 379 ff.).

[3] (S. 3.) Grysar, Der römische Mimus, s. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Klasse, XII (1854), S. 237 ff.

[4] (S. 3.) Über die Spaßmacher der Griechen, γελωτοποιοί, s. Athenaeus, L. XIV, ed. Casaubon, p. 613, D ff. — Die Spielleute im Lager Alexanders s. Herm. Crämer, Beiträge zur Geschichte Alexanders des Großen, Marburg 1893, 9 ff.

[5] (S. 4.) Die verschiedenen lateinischen Bezeichnungen s. Gautier, Epopées françaises[2] II, 10 ff.

[6] (S. 5.) Gautier, ebenda II, 199 ff. — [Über jogleor, joglar, spilman, menestrel, Wechßler, Litbl. für german. und roman. Philologie XXII, 332.]

[7] (S. 5.) In Joannis Evangelium Tractatus 100, c. 2 bei Migne, Patrologia Latina XXXV, col. 1891. Denselben Gedanken, daß solcher Freigebigkeit kein christliches Verdienst zukomme, führt er auch in seiner Psalmenerklärung aus, Enarratio in Psalmum 102, c. 13, bei Migne, XXXVIII, col. 1327. Weitere Stellen s. Gautier, Epopées² II, 7 ff. — Die mildere und gerechter unterscheidende Ansicht des h. Thomas von Aquino, s. Summa theologiae II, 2, Quaestio 168, Art. 3. — Ihr schließt sich das von K. Hofmann in der Germania XVII, 51 angezeigte Buoch der Tugenden (Handschrift vom J. 1382 auf der Münchner Staatsbibliothek, Cod. germ. 5267) in der Beantwortung der Frage an, Ob spillûte ir fröidenriches ampt mügen triben ane totsünde (Blatt 101 b): Har umb so sprechent die meister, das der spillûten ampt, das da geordent ist ze einer kurtzwile oder ze einer lichtekeit (Erleichterung), wol mit gotte mag gesin ane sünde.

[8] (S. 5.) Alcuini Opera, ed. Frobenius, Ratisbonae 1877, I, 206, Epist. CXLIV.

[9] (S. 5.) W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh. Straßburg 1875, S. 18.

[10] (S. 6.) Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter, Leipzig 1836, I, 210. — Teufelsgeschichten von den Spielleuten erzählt Thomas Cantimpratensis, Bonum universale de apibus, II, c. 49, 19 ff. 57, 5.

[11] (S. 6.) Berthold von Regensburg, herausg. v. Franz Pfeiffer, Wien, 1862, I, 155, 15. — Vogt, Spielleute 24 f. — Der Teufel als Spielmann s. Freymond 34. Pauli, Schimpf und Ernst, K. 383, Ausg. von Oesterley, Stuttgart 1866, 233. Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne, Paris 1880, I, 305 ff.

[12] (S. 6.) Augustinus, De fide et operibus, c. 18. bei Migne XL, c. 219. — Johann von Salisbury, Polycraticus I, c. 8 (Opera ed. Giles, Oxonii 1848, III, 45). — In einer Handschrift der Stuttgarter Bibliothek aus dem 14. Jahrh. werden unter den von der h. Kommunion Auszuschließenden neben den Epileptikern, den Mondsüchtigen, den Unholden und Zauberinnen,

den Loswerfern auch die „joculatores spillüt“ aufgezählt. Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Karlsruhe 1838, VII, Sp. 316. — Ebenso im Synodalstatut von Eichstädt aus dem Jahr 1435, s. Haltaus, Glossarium germanicum, Lipsiae 1758, s. v. Spielleute. — Vergl. Vogt, Spielleute S. 23 und Anm. 33. — Bäumker in Eitners Monatsheften für Musikgeschichte XII (1880), 109 ff. — Nur die Spielleute, welche ausschließlich Chansons de geste vortrugen, wurden von der Kirche geduldet (Gautier, Epopées² II, 24. 26 ff.).

[13] (S. 6.) Sachsenspiegel I, 38 § 1. — Schwabenspiegel, Landrecht 258, 6. — Vergl. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 2. Ausg. Göttingen 1854, S. 677 ff. — Zappert, Wiener Sitzungsber. XIII, 152. Nach dem Salzburger Stadtrecht von 1420 konnte ein Spielmann ungestraft geschlagen werden (Scheibles Gute alte Zeit, Stuttgart 1847, 284). Vergl. Beilage zur Allg. Zeitung 1896, N. 10 u. 11.

[14] (S. 6.) Beneke, Von unehrlichen Leuten, Stuttgart 1889, S. 85.

[15] (S. 6.) Kittredge, American Journal of Philology, Baltimore 1886, VII, 186.

[16] (S. 7.) Historia Regum Britanniae, L. III, c. 19. Ausg. von San-Marte, Halle 1854, 43, 20. Wace, Roman de Brut 3763 ff. Kittredge a. a. O.

[17] (S. 7.) Zappert a. a. O. 153 f.

[18] (S. 7.) Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter, Leipzig 1840, II, 362, 107 ff.

[19] (S. 7.) Oeuvres de Rutebeuf, p. p. Jubinal, nouvelle édition, Paris (o. J.), III, 14.

[20] (S. 7.) Schlettstädter Glossen XXXIX, 422 in der Zeitschrift f. deutsches Altert. V, 367. — In einer provenzalischen Tenzone wird einem Jongleur vorgeworfen: Euch darf man hundert Streiche geben, wenn man euch nur den Bauch füllt (Diez, Poesie der Troubadours, 2. Aufl. von Bartsch, Leipzig 1883, S. 47). — Schon der älteste Spielmann, von dem wir wissen, der altägyptische, stand im Ruf des Schmarotzers (W. Max Müller, Die Liebespoesie der alten Ägypter, Leipzig 1899, 2).

[21] (S. 7.) Über die lecherie der Spielleute s. Huon de Mery, Tornoiement de l'Antechrist (p. p. Tarbé), Reims 1851, p. 14. — Das mannigfaltige Getreibe und Gewerbe der gernden

schildert der Kanzler gegen Ende des 13. Jahrhunderts, s. Hagen, Minnesinger II, 390, Spr. 8.

[22] (S. 8.) Der österreichische Landfrieden von 1244—47 nennt unter den vom Frieden Ausgeschlossenen die weltlichen Schauspieler, welche Weiber mit sich durchs Land führen (laicos istriones mulieres secum per prouinciam ducentes, s. Zappert a. a. O. 152 N. 115).

[23] (S. 8.) Matthaeus Paris, Chronica majora, ed. Luard IV, 147.

[24] (S. 8.) Hoffmanns Fundgruben I, 136, 35 und 138, 36.

[25] (S. 8.) Jusserand, La vie nomade et les routes d'Angleterre au XIV[e] siècle, Paris 1884, 136. — Englische Miniaturen s. Th. Wright, A history of domestic manners and sentiments in England during the middle ages, London 1862, 167 f. — [Suchier Birch-Hirschfeld, 17. 19. 20. 23. 26.]

[26] (S. 8.) Eine vielleuse aus dem 13. Jahrhundert abgebildet bei Lacroix, Les Arts du moyen âge. Paris 1871, 226, Fig. 198. Geigende Frauen auf einem Teppich im Kloster Wienhausen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts s. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1860, 240.

[27] (S. 8.) Diese Alheid blieb in Nürnberg zurück, um sich in Reue und Buße „dem minniglichen Gott" zu ergeben, nachdem sie zuvor weitbekannt gewesen „von irm sundigen ampt". Sie wurde die Meisterin einer kleinen Beguinengemeinde. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Neue Folge, II (1854), Spr. 129.

[28] (S. 9.) S. meine Abhandlung über die Sage vom Giftmädchen (Abh. der Münchner Akad. der Wissensch. 1. Klasse, Bd. XX, 1893).

[29] (S. 9.) In den Quatre Livres des Rois (p. p. Leroux de Lincy, Paris 1841, 235) steht für duae mulieres meretrices — dous dameiseles menestrales. Richeut, der Typus einer Dirne, heißt la menestrel (Richeut 94. 538, bei Méon, Nouveau Recueil de fabliaux et contes, Paris 1823, I, 41. 55. Vergl. Freymond, Jongl. 11. 55, Anm. 3). Femme menestral — femme galante (Godefroy, Dict. de l'ancienne langue française V, 239), une fole menestrel. Escoufle 4673. Jugleresse in derselben Bedeutung s. Richeut 930 (Méon, Nouveau Recueil I, 67).

[30] (S. 9.) Vergl. Gautier, Epopées[2] II, 95 ff. Fast

formelhaft wurde die Zusammenstellung meretrices et histriones, wie bei Augustin, De fide et operibus c. 18 (Migne, Patr. Lat. XL, c. 219). Histrio wurde gleichbedeutend mit leno (s. Du Cange s. v. histriones) und le menestrel mit scortator: qués menestreus estes-vous? wird Gawain von einem Ritter angeschrieen, dessen Schwester er verführt hat (Gautiers Fortsetzung des Conte de Graal 17152; andere Stellen bei Freymond, Jongleurs 45. Vergl. Weinhold, Die deutschen Frauen, 3. Aufl., II, 138; die Göttin Gefion als Spielweib, ebenda 133. Schultz, Höfisches Leben[2] I, 573. J. Meier, Zeitschrift für deutsche Philologie, XXV, 94). — Während bei den Negern Westafrikas die Freudenmädchen in hohem Ansehen stehen, sind die Sängerinnen so gering geschätzt, daß sie nicht einmal begraben werden dürfen, da sie die Erde verunreinigen würden (Lubbock, Entstehung der Zivilisation, aus dem Englischen von Passow, Jena 1875, 105).

[31] (S. 9.) Nöldeke, Orientalische Skizzen, Berlin 1892, 247 ff.

[32] (S. 9.) Die Verfügung über die abgelegten Kleider fällt ins Jahr 1187, s. Rigord, De gestis Philippi Augusti, Francorum regis, im Recueil des Historiens des Gaules et de la France, XVII (Paris 1818), p. 21. Früher wimmelte sein Hof von Spielleuten (s. die Anekdoten bei Lecoy de la Marche, La société au treizième siècle, Paris 1880, 96 f.). — Die Nachricht von der Vertreibung der Spielleute ist nicht, wie Freymond (Jongleurs 42) vermutet, auf ein Versehen Mezerays zurückzuführen, sondern findet sich schon im 13. Jahrhundert, bei Vinzenz von Beauvais: Mimos quoque a curia sua fugat rex Philippus dans exemplum aliis principibus. Speculum historiale, L. 30, c. 5, zum J. 1222. — Auch Kaiser Friedrich II., der doch sonst nach dem Novellino (I, N. 20) ein Gönner der Spielleute war, empfahl bei seiner Vermählung mit Isabella von England in Worms (1235) den Fürsten an, ihre Gaben nicht an die Fahrenden zu vergeuden, was eine große Torheit sei (s. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1866, III, 197. 297).

[33] (S. 9.) Jusserand, La vie nomade, 126, N. 1.

[34] (S. 10.) J. Grimm, Kleinere Schriften III, 59, Str. 24. — Vergl. Zappert a. a. O. XIII, 156.

[35] (S. 10.) F. Wolf, Über die Lais S. 64. — Vergl.

Zappert a. a. O. 156. 160. 178. — In den Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Ellenbrechtskirchen aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts spielen die Geschenke an die Fahrenden beiderlei Geschlechts keine geringe Rolle, s. J. Zingerles Ausgabe, Heilbronn 1877, S. 3. 12. 15. 21. 25. 26. 27 (42). 28 (46). 29 (48). 30. 31. 40. 57. Unter den Beschenkten ist bekanntlich auch der „Sänger" Walther von der Vogelweide (S. 9. 14). Die Ausgaben mehren sich, je weiter der Kirchenfürst nach Süden kommt. In Bologna empfing der Spielmann Flordamor ein volles Bologneser Talent für Kleider (S. 25), in Verona ein messerwerfender Jongleur ein Veroneser Talent (29. 48). Die „Lodderpfaffen", die fahrenden Kleriker, dagegen erhielten nur 12 den. (S. 21. 28 u. 45).

[36] (S. 10.) Warton, History of English Poetry, by Price, London 1840, I, 83.

[37] (S. 10.) Le Roman d'Aquin, p. p. Des Longrais, Nantes 1880, p. XLIV.

[38] (S. 10.) Histoire litt. XVI, 243.

[39] (S. 10.) Warton a. a. O. II, 309.

[40] (S. 11.) Der junge Mönch sah darauf im Traume, wie Christus über die Frevler Gericht hielt und sie hängen ließ, und in der Tat fand er dieselben am Morgen tot, als ob sie durch Strangulierung gestorben wären. Anton Wood, Historia et Antiquitates universitatis Oxoniensis, Oxonii 1674, I, 69.

[41] (S. 11.) A. Scheler, Dits de Watriquet de Couvin, Bruxelles 1868, p. 373. Montaiglon, Recueil général des Fabliaux, III, 137. — Man hat die Wahrheit der Erzählung in Zweifel gezogen; aber man lese, was ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der Bischof Jakob von Vitry, von der Üppigkeit der Kanonissinnen zu Anfang des 13. Jahrhunderts sagt (Jacobus de Vitriaco, Historia occidentalis, c. 31. Duaci 1597, 347 ff.).

[42] (S. 12.) Agobardus, De dispensatione ecclesiasticarum rerum, c. 30, bei Migne, Patr. Lat. CIV, 249.

[43] (S. 12.) Zappert a. a. O. XII, 154.

[44] (S. 12.) Heinrichs von Veldeke Eneide, herausg. von Behaghel, Heilbronn 1882, v. 13184 ff. — Am Morgen nach dem Fest werden die Spielleute mit schönen Zeltern, schönen Gewanden und Geschmeiden und mit Geld bezahlt, s. Atre

perillous 6651 (Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Braunschweig 1868, XLII, 211).

[45] (S. 12.) Gibert de Montreuil, Roman de la Violette, p. p. Fr. Michel, Paris 1834, p. 306.

[46] (S. 12.) Fr. Michel, Roman d'Eustache le Moine, Paris 1834, p. 112. — Dinaux, Trouvères, Jongleurs et Ménestrels du Nord de la France et du Midi de la Belgique, 3. édition, Paris 1837 ff., II, 30. — Vergl. Romania XXII, 291.

[47] (S. 12.) Der Nibelunge Nôt 1310, 4. — Kudrun 1676, 4. — Dietrichs Flucht 731. — Vergl. J. Grimm, Über Schenken und Geben (Kleinere Schriften, Berlin 1865, II, 173 ff.). Gautier, Epopées² II, 128 ff.

[48] (S. 12.) Der Rosengarte v. 1001.

[49] (S. 13.) Le Roman de Girard de Viane (p. p. Tarbé), Reims 1850, p. 45.

[50] (S. 13.) Huon de Bordeaux, p. p. Guessard et Grandmaison, Paris 1860, p. 213 f.

[51] (S. 13.) Recueil des Historiens des Gaules et de la France XVII, 21; übersetzt in den Chroniques de St. Denis, ib. 363.

[52] (S. 13.) Muratori, Ant. It. II, col. 843.

[53] (S. 13.) Chronik des Jakob Twinger von Königshofen, s. Chroniken der deutschen Städte VIII, 482.

[54] (S. 13). Ausdrücklich bezeugt für die Hochzeit des Marsilies von Carrara im J. 1335, s. Muratori, Ant. It. II, col. 843.

[55] (S. 13.) Tobler, Im Neuen Reich 1875, I, 330. — Ein Beispiel solcher phantlôse (Parzival 651, 25. 652, 18), den Spielmann Suchensinn betreffend, s. Zappert a. a. O. S. 151. N. 114. — Einen eigentümlichen Hochzeitsbrauch überliefert uns Rustebuef in seinem Fableau Charlot le Juif, wonach der Bräutigam die Spielleute, die er nicht selber ablohnte, mit einem Empfehlungsbrief an seine Blutsfreunde schickte, welche ihnen an seiner Statt Geschenke machten. Daher baten die Menestrels am Schluß der Hochzeit: Gebt uns Herren oder Geld (maîtres ou deniers)! s. Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouvelle édition, II, 101, 64. Rustebuefs Gedichte, h. v. Kressner, 121, 64. Montaiglon, Recueil III, 222 ff. — Vergl. Anm. 96.

[56] (S. 14.) Die schöne Sage, wie er beim Teufel zu Gaste

war, erzählt Otloh von St. Emmeran, s. Zeitschr. f. deutsches Altert. VII, 522. — Auch der englische Spielmann Raher (um 1100) soll nach späteren Angaben eine Gesellschaft von Fiedlern in seinem Dienst gehabt haben, die mit silbernen Bogen spielten, s. Ritson, Ancient Engleish Metrical Romanceës, I, p. CLXXX.

[57] (S. 14.) Le Roux de Lincy, Le Livre des Proverbes français, Paris 1842, II, 102. — Im Bauduin de Sebourc (Chant XII, 922) sagt der vortragende Spielmann am Schluß eines Abschnittes zu seinen Zuhörern, das Geld, das sie ihm geben, werde sofort der Schenkwirt haben. Vergl. Gautier, Epopées[2] II, 185 ff. Vom Kneipleben der Spielleute spricht der jüngere Bearbeiter des Moniage Guillaume (Abh. der Münchner Akad. 1. Klasse, VI, 610 f.).

[58] (S. 14.) Über die Würfelmanie der Spielleute s. Freymond, Jongleurs 46. 52. Witthoeft, Sirventes Joglaresc, Marburg 1889, 12. Bédier, Fabliaux 401. — Ein Goliard zählt uns im Gedicht alle seine geistlichen Bücher auf, die er eines nach dem anderen seiner Spielwut geopfert hat (Méon, Nouveau Recueil de fabliaux, Paris 1823, I, 404 ff. Gautier, Epopées[2] II, 44). Die Spielleute wußten auch nicht genug auf die Würfel zu schelten, von denen sie doch nicht loskamen: Den ersten Würfel verfertigte ein römischer Senator auf des Teufels Geheiß, dem er seine Seele verschrieben hatte. Das eine Auge bedeutet die Verachtung Gottes, die zwei Augen die Gottes und der h. Jungfrau, die drei Augen die der Dreieinigkeit, die vier die der vier Evangelisten, die fünf die der fünf Wunden des Heilands, die sechs die der sechs Tagewerke des Schöpfers (Jubinal, Nouveau Recueil de contes et fabliaux, Paris 1839, II, 229. Bédier 401).

[59] (S. 14.) Noire mousche en esté me point, en yver blanche. Rustebuef, Griesche d'yver 32 (Rustebuefs Gedichte, herausg. von Kressner, Wolfenbüttel 1885, 11). Vergl. Li diz des Ribaux 11 (Kressner 99). S. Bédier, Fabliaux, 400 ff. — Über den Dichter s. Clédat, Rutebeuf, Paris 1891. Bédier 409 ff.

[60] (S. 14.) Griesche d'yver 34 ff. 52 ff.

[61] (S. 14.) Tel fois chante li menestriers que c'est de tous li pluz courreciez. Leroux de Lincy, Proverbes français, II, 103.

[62] (S. 14.) Gautier, Epopées[2] II, 19 f.

[63] (S. 14.) Fichards Frankfurter Archiv 1811, I, 88 f.

[64] (S. 15.) Muratori, Ant. It. II, 843.

[65] (S. 15.) Die Belege s. Hist. litt. XVI, 244. Daher die Redensart: payer en monnoie de singe (Dictionnaire des Proverbes françois, Paris 1749, 372 b). Der Brauch bestand bis ins 18. Jahrhundert. — Die Spielleute ließen ihre Affen gepanzert auf Hunden reitend gegeneinander turnieren (Alexander Neckam, De naturis rerum, c. 129, ed. Th. Wright, London 1863, 210 f.).

[66] (S. 15.) Philippe Mouskes, Chronique rimée, p. p. Reiffenberg, Bruxelles 1838, v. 22429 ff. 6298 ff.

[67] (S. 15.) Marco Polo, II, 13, ed. Yule,[2] London 1875, I, 381. Vergl. Odorico da Udine bei Ramusio, Navigationi II. Venetia 1574, 243 E. 247 F. Maundeville, ed. Halliwell, London 1889, 237 f.

[68] (S. 15.) Marco Polo I, 61, ed. Yule I, 306 ff.

[69] (S. 15.) Reinaud, Mémoire sur l'Inde, Paris 1849, 112.

[70] (S. 15.) Die Marienburger Willkür von 1365 bestimmte: Auch sollen keine Fiedler noch allerlei begehrende Kompanie unaufgefordert zu der Bürger Tische kommen; übertreten sie das, so soll man sie ins Gefängnis setzen oder in das Halseisen spannen (Wackernagel, Gesch. der deutschen Literatur, 149, N. 18). Auch in Toulouse war ihnen ausdrücklich verboten, unaufgefordert in die Häuser einzudringen, außer bei Hochzeiten (Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Bonn 1829, IV, 233). Die Wormser ließen fahrende Gaukler gar nicht in ihre Stadt (ebenda IV, 234), und eine Ordnung bestimmte, daß die Fremden nicht durch mitbeherbergte joculatores, joculatrices, histriones et garciones belästigt werden sollten (Wackernagel a. a. O. 321, N. 23).

[71] (S. 16.) Hagen, Minnesänger III, 312. Weinhold, Die deutschen Frauen, 3. Aufl. II, 164 f. Noch im Grab macht der Spielmann nach dem Sprichwort die Leute springen und fallen. „Hier liegt ein Spielmann begraben" s. Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1806, I, 328. Vergl. Ovdin, Curiosités françoises, Paris 1656, 262.

[72] (S. 16.) Hinc mimi, salii, vel saliares, balatrones, aemiliani, gladiatores, palaestritae, gignadii, praestigiatores, malefici quoque multi, et tota jocatorum scena procedit. Quorum adeo error invaluit, ut a praeclaris domibus non

arceantur, etiam illi qui obscenis partibus corporis oculis omnium eam ingerunt turpitudinem, quam erubescat videre vel Cynicus (Joannes Saresberiensis, Polycraticus, L. I, c. 8. Opera, ed. Giles, III, 44. Vom J. 1156).

[73] (S. 16.) Quidam tibicen erat qui chorizantes juvenes et puellas saltationibus et gesticulationibus suis ad carmina obscena et turpia concitabat. Thomas Cantimpratensis, Bonum universale de apibus, 1597, 450. Vergl. Zappert in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil. hist. Kl. XIII, 156, Anm. 133.

[74] (S. 16.) Eneide, herausg. von Behaghel, V. 13109. — In der Warnung, einem geistlichen Gedichte des 13. Jahrhunderts, tritt der Spielmann als Urbild aller Weltmenschen auf, die das Himmelreich mit senften zu gewinnen meinen (V. 2741 ff. s. Zeitschr. f. deutsches Altert. I, 513).

[75] (S. 16.) W. Scherer, Deutsche Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert, S. 13 ff.

[76] (S. 17.) Ludwig Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum XVI. Jahrhundert. Halle 1889, 144 ff.

[77] (S. 17.) Schletterer, Spielmannszunft 82. 97.

[78] (S. 17.) Dar zô van mêstern springen sach man kunstlîchen vil. Bertholds Crane 4540.

[79] (S. 17.) Auf einer Miniatur im Psalter des St. John's College in Cambridge sieht man einen ganz in Felle vermummten Spielmann, dem an Seilen eine tonnenförmige Trommel quer von dem Bauche hängt, die er mit den Tatzen schlägt, während zu seiner Seite andere auf dem Kopfe stehen (Faksimile bei Fr. Michel, Floriant LVIII). [Ausführliche Schilderung der Spielmannskünste bei Karlmeinet, ed. A. v. Keller, p. 439 ff.] Über die bemalten Gesichtsmasken der Spielleute s. Etienne de Bourbon, Anecdotes historiques, v. Lecoy de la Marche, Paris 1877, 231, N. 279. La Rue III, 229. Ludwig Wirth, die Oster- und Passionsspiele, 146 f.

[79b] (S. 17.) [„hierfür (für die Aufführung roher theatralischer Szenen) keine Beweise", Bemerkung des Handexemplars.]

[80] (S. 17.) Montaiglon, Recueil III, 204. Durmart 15101 ff.

[81] (S. 17.) Jubinal, Nouveau Recueil de contes, Paris 1842, II, 377. Vergl. Gautier, Epopées[2] II, 61 ff. Die verschiedenen Künste der Fahrenden s. 32 f.

[82] (S. 17.) Rutebeuf p. p. Jubinal, nouv. éd. II, p. 59. Kressner liest Crote (Rustebuefs Gedichte, Wolfenbüttel 1885, 118, 7). — Madame Trote de Salerne ist die berühmteste Ärztin des 11. Jahrhunderts, Trotula Salernitana, unter deren Namen ein Buch über Frauenkrankheiten überliefert ist, s. Renzi, Storia documentata della scuola medica di Salerno, 2. edizione, Napoli 1857, p. 194 ff. Aug. Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker, Wien und Leipzig 1888, VI, 16.

[83] (S. 18.) Comparetti, Virgilio nel medio evo, Livorno 1872, II, 59.

[84] (S. 18.) Schon der jüngere Plinius führt als römische Redensart an: Assem para et accipe auream fabulam! (Epistolae II, 20, 1.)

[85] (S. 18.) Bauduin de Sebourc, Chant XI, 2. V, 20. Huon de Bordeaux, p. 164. 148. Fablel dou Dieu d'Amours, p. p. Jubinal, Paris 1834, 19. Vergl. H. Waitz, Die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois nach den Pariser Handschriften, Straßburg 1890, 82. Nyrop, Oldfranske Heltedigtning 300 ff. Gautier, Epopées² II, 124 ff. Piper, Spielmannsdichtung I, 15. Bédier, Fabliaux 376, N. 2. — Das älteste Beispiel jener durftigen Zwischenreden findet sich in der Ecbasis captivi (um 940), herausg. von Voigt, Straßburg 1876, v. 829. 987; auch im Morolt und Orendel (Zeitschr. f. deutsches Altert. XII, 393), im Basler Alexander, herausg. von Rich. Maria Werner, Tübingen 1881, V. 4338), im Laurin 1218, im Bänkelsängerlied von Herzog Ernst (Bartsch, Herzog Ernst, Wien 1869, 192, Str. 13, 13. — 205, Str. 61, 8. — 213, Str. 89, 12) und noch heute bei den Märchenerzählern in Pommern (Ulrich Jahn, Volksmärchen aus Pommern, Norden und Leipzig 1891, I, XI f.).

[86] (S. 18.) Heinrich Schneegans, Geschichte der grotesken Satire, Straßburg 1894, 83. 85, Anm. 1.

[87] (S. 18.) Montaiglon, Recueil général II, 124.

[88] (S. 18.) Lai d'Ignaures, p. p. Monmerqué et Michel, Paris 1832, p. 6.

[89] (S. 18.) Hagen, Minnesinger, III, 202 b. 299 b. — A. v. Keller, Fastnachtspiele, Stuttgart 1853, I, 413.

[90] (S. 18.) Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die für-

sorgliche Obrigkeit, welcher aller Luxus bedenklich erschien, auch den mit Spielleuten getriebenen Aufwand zu beschränken suchte. Im Lüneberger Stadtrecht von 1247 wurden für Hochzeiten nur 4 joculatores gestattet. Toleranter waren die Regensburger, welche in ihrem Statut von 1320 deren zwölf zuließen (Zappert a. a. O. 155). Die Züricher gestatteten nur zwên singer, zwên gîger und zwên toiber (Bläser, von l. tuba, s. Wackernagel, Gesch. der deutschen Literatur S. 123, N. 24). Auch in Mülhausen im Elsaß sollte man „zu der hochzyd nicht mehr haben annde sechs Spylmann, dy teneze und reigyn machen" (Alsatia, herausg. von Aug. Stöber, Mülhausen 1856—1857, S. 17). In Bamberg beschränkte man die Zahl der Spielleute dadurch, daß man verordnete, es dürften ihrer nur sechs Lohn erhalten, und diese sollten nur stadtangesessene sein. Nach dem Regensburger Statut sollte der einheimische Spielmann 24 Pfennige erhalten, der „Ausmann" dagegen nur 12 (Zappert a. a. O.). In Frankfurt wurde den Fahrenden im Jahr 1352 der Zutritt zu den Hochzeiten gänzlich untersagt (Ausführliches s. Stosch, Hofdienst der Spielleute S. 9).

[91] (S. 19.) La Chanson du Chevalier au Cygne, p. p. Hippeau, Paris 1874, I, 40. Stosch, Hofdienst der Spielleute, 17 f.

[92] (S. 19.) Dits et contes de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé, p. p. Scheler, Bruxelles 1866, I, 28, 299.

[93] (S. 19.) Mémoires de Jean Sire de Joinville, p. p. Fr. Michel, Paris 1858, p. 211. — Die Geschenke, welche der König von Lichtmeß bis Himmelfahrt 1234 an Spielleute verteilen ließ, s. Hist. lit. XXIII, 90. — Besonders mildtätig war er gegen Spielleute, die das Alter an den Bettelstab gebracht hatte, s. La Branche aux royaux lignages bei Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouv. éd. I, 2, N. 5.

[94] (S. 19.) Muratori, Ant. It. II, 841. Stosch, Hofdienst der Spielleute, Anm. 94. Strickers Amîs, 3. Pleiers Meleranz, 3611. Orendel XV, 23. Der „stolze Spielmann" s. Wigamur 4592. Sarrazin, Wigamur, Straßburg 1879, 25.

[95] (S. 19.) Dietrichs Flucht 599 ff.

[96] (S. 19.) Muster solcher Empfehlungsschreiben finden sich in den Formelbüchern des Mittelalters, s. Gautier, Epopées[2] II, 107 ff. — Vergl. Anm. 55.

[97] (S. 19.) Chronicon Alberici Trium Fontium ad a. 1237, s. Mon. Germ. XXIII, 941, 12. — Vergl. Wigalois 241, 24. Suchenwirt IV, 108.

[98] (S. 19.) Paulin Paris, Romans de la table ronde, Paris 1868, II, 317. 322.

[99] (S. 20.) Vergl. Heinrichs von dem Türlin Krône 618 ff. Strickers Daniel 8110 ff. und Rosenhagens Anm. S. 201.

[100] (S. 20.) S. meinen Tristan[3] 552, Anm. 136.

[101] (S. 21.) Bartsch, Altfranzösische Romanzen und Pastourellen, Leipzig 1870, S. 238, v. 49.

[102] (S. 21.) Über die Musikinstrumente s. Gautier, Epopées[2] II, 69 ff. Alwin Schultz, Das höfische Leben[2] I, 551 ff. Schletterer, Die Ahnen moderner Musikinstrumente, s. Sammlung musikalischer Vorträge, herausg. von Graf Waldersee, Leipzig 1882, IV, 351 ff.

[103] (S. 21.) Dinaux, Trouvères IV, 373 ff.

[104] (S. 22.) Daz machet hertze mutich den orsen und den leuten. j. Titurel 3881, 1.

[105] (S. 22.) Strobel, Geschichte des Elsasses, Straßburg 1841, II, 7.

[106] (S. 22.) Die Stellen s. bei Freymond, Jongl. S. 13 f. Gaston Paris, Romania XV, 151. Bourdillon, Tote listoire de France, London 1897, Appendices 1.

[107] (S. 22.) Lacroix, Les arts au moyen âge, Paris 1871, p. 207.

[108] (S. 22.) So begleitete der normannische Spielmann Ambroise den König Richard Löwenherz auf seinem Kreuzzug und schilderte die von ihm miterlebten Ereignisse in seiner umfangreichen Reimchronik Estoire de la guerre sainte (p. p. Gaston Paris, Paris 1897).

[109] (S. 23.) Eilhards Tristrant, h. von Lichtenstein, Straßburg 1878, V. 8230. — Friedr. Vogt, Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf, Halle 1880, I, 144, Str. 688, V. 3701. — Auch in Bischof Wolfgers Reiserechnungen wird unter den zu Ferrara Beschenkten ein alter Spielmann in rotem Hemde aufgeführt. (Ausg. von Zingerle S. 25.)

[110] (S. 23.) Du Cange, Glossarium s. v. jocularis. — Montaiglon, Recueil général III, 368. — Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit, Mannheim 1819, I, Tafel zu S. 105.

111 (S. 23.) Wace, Le Roman de Brut, p. p. Le Roux de Lincy, Rouen 1836. v. 9341.

112 (S. 23.) Gottfrieds von Monmouth Historia Regum Britanniae, herausg. von San-Marte, Halle 1854, S. 122, 42), Buch 9, K. 1.

113 (S. 23.) A medio capitis nudati, histrionum more barbis rasi. Glabri Rudolfi Historiae s. Du Chesne, Historiae Francorum Scriptores, Lutetiae 1641, IV, 38 f. Schon zu Kaiser Heinrichs III. Zeit klagte der Abt Siegfried von Gorze über die von Frankreich her eindringende Mode, sich den Bart abzuscheren (Wilmanns, Leben und Dichten Walters von der Vogelweide, Bonn 1882, 11).

114 (S. 23.) Vogt, Spielleute S. 13.

115 (S. 24.) Beneke, Von unehrlichen Leuten S. 22.

116 (S. 24.) Beispiele s. Freymond 25. Gautier, Epopées[2] II, 103. Bédier, Fabliaux 405. Witthoeft, Sirventes Joglaresc, Marburg 1889, 9. Piper, Spielmannsdichtung I, 29 ff.

117 (S. 24.) Athenaeus XIV, 614 E. Rohde in den Verhandlungen der 30. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Rostock 1875, S. 64, N. 3. [= Der griechische Roman[2]. Leipzig 1900, 591.]

118 (S. 24.) Gautier, Epopées[2], Paris 1878, I, 255 ff. mit Faksimile, II, 111 f.

119 (S. 24.) Th. Wright, Songs and Carols from a Ms of the British Museum, London 1856, p. 1.

120 (S. 24.) Hist. lit. XXII, 534. — Gaston Paris, Romania IV, 471. — Paul Meyer, Romania XIII, 13. — Nyrop, Oldfranske Heltedigtning 293 f.

121 (S. 25.) Petrarca, Rerum senilium L. V, epistola 2.

122 (S. 25.) Vom Dichter oder Eigentümer eines Gedichtes heißt es einmal: Er hat es wohl behütet und wollte dafür weder ein Roß noch ein aufgezäumtes Maultier nehmen, nicht Pelzwerk grau und bunt, nicht Mantel oder gefütterte Kappe, noch einen großen Becher voll guter Pariser Groschen. G. Paris, Romania IV, 471. Vergl. Gautier, Epopées[2] II, 48 ff.

123 (S. 25.) Crestien, Erec 19. Über einzelne Fälle literarischen Diebstahls s. La Rue, Bardes I, 252 ff. 258.

124 (S. 25.) Von den „Sprechern“ ist in den Dichtungen häufig die Rede, z. B. Wace, Brut 10040. Crestien, Chevalier

au lyon 12. Conte del graal 28377 ff. und Potvin VI, 204. Tristan, p. p. Michel I, 62. II, 40. Bel inconnu 25. Durmart 9811 ff. 15087. Escoufle 5525. 8994. Chevalier à l'espée 802 (Méon, Nouv. Recueil I, 152). Joufrois 1159. Floriant 6227 ff. Renart le Nouvel 2508 ff. Castoiement d'un père, Conte X, 1. Von dem Bretonen Graelent, dem Liebling Kaiser Karls, heißt es im Aspremont: Sous ciel n'a home mieux viellast un son, ne mieux déist les vers d'une leçon (P. Paris, Rom. de la table ronde I, 12). Hartmanns Erec 2198. Konrads Flore 7611. Heinrichs Krône 22112. Strickers Daniel 8190. Cento novelle antiche, N. 89. Chaucer's House of Fama (Works, ed. Nicolas III, 140). Canterbury Tales 13852. 15251. 15340 ff. Gower's Confessio amantis III, 167. Spreker, zegger, sproke spreken, ghedichten segghen s. Jonckbloets Gesch. der niederländ. Literatur, deutsch von Berg, Leipzig 1870, I, 275 f. — Vergl. Freymond 18 f. 23. 65. Gaston Paris, Hist. litt. XXX, 9 ff. — Über die irischen Sagenerzähler s. Heinr. Zimmer, Gött. Gel. Anz. 1890, I, 817. Zeitschr. für deutsches Altert. XXXV, 34. — Vom Gewerbe öffentlicher Erzähler im alten Griechenland handelt E. Rohde, Über griechische Novellendichtung, in den Verhandlungen der 30. Versammlung deutscher Philologen in Rostock 1875, 63, Anm. 3. 64. [= Der griechische Roman², 590. 591.] — In den Gesta Romanorum, c. 111, schläfert Merkur den Argus auf folgende Weise ein: incepit cum Argo more historico fabulas dicere et plerumque cantare (ed. Oesterley, Berlin 1872, 452, 17).

125 (S. 26.) Li Roumans de Cléomades, p. p. van Hasselt, Bruxelles 1865, v. 10323 ff. 14063 ff. 16509 ff. 17997 ff.

126 (S. 26.) Daurel et Beton, Chanson de geste provençale, p. p. Paul Meyer, Paris 1880. Gautier, Epopées² II, 33.

127 (S. 26.) P. Meyer, Romania XIX, 43. Vergl. Paul Meyer, Le Roman de Flamenca, Paris 1865, 381.

128 (S. 26.) Le Roman du Chatelain de Couci, v. 409. G. Paris, Romania VIII, 352 f.

129 (S. 26.) Bartsch, Die Schweizer Minnesänger, Frauenfeld 1886, 69.

130 (S. 26.) Gautier, Epopées² II, 57. Joculator episcopi s. J. Meier, Zeitschr. f. deutsche Philologie XXV, 93.

131 (S. 26.) Ad. Helfferich, Raymund Lull und die Anfänge der katalonischen Literatur, Berlin 1858, 129.

132 (S. 26.) Gautier II, 50 ff.

133 (S. 26.) Schletterer, Spielmannszunft 20, Anm.

134 (S. 26.) Berdic joculator regis habet III villas. Domesday-Book (London) 1873, I, 162a. — Et Adelina joculatrix unam quam comes dedit ei. ib. I, 38 d.

135 (S. 27.) La Rue, Bardes I, 231. 233. — Auch jener Spielmann Pinchonnet im Roman von Cleomades wird schließlich ein Ritter und großer Herr (17997 ff.).

136 (S. 27.) Roman d'Alixandre, p. p. Michelant, Stuttgart 1846, 79, 9 ff.

137 (S. 27.) Riezler, Geschichte Baierns, Gotha 1878, I, 817, Anm. — Schöneich, Urkundliches über die Spielleute in Tirol, s. Zeitschr. f. deutsches Altert. XXXI, 171 ff. — Ganze Spielmannsansiedlungen in Ungarn, Urkunde vom J. 1253, s. Jahresbericht über germanische Philologie, Dresden und Leipzig 1894, XV, 8, 166.

138 (S. 27.) Die Blondelsage taucht zuerst um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf, in der Chronik des Spielmanns von Reims (Récits d'un Ménestrel de Reims, p. p. Natalis de Wailly, Paris 1876, 41 ff. XLIX). Über die Sage s. Percy, Reliques of ancient english poetry, London 1856, XVI f. Le conte de Puymaigre, Folk-Lore, Paris 1885, 206 ff. — Noch heute feiert man in Japan den Ritter Nakakuni, der ähnlich wie Blondel durch die Lande zog, um durch eine Flötenmelodie den Aufenthalt der entführten Geliebten des Kaisers Takakura zu erkunden, und die Wiedergefundene seinem sehnsuchtskranken Herrn zurückbrachte (Brauns, Japanische Märchen und Sagen, Leipzig 1885, 253 ff.).

139 (S. 27.) Ganze Hoforchester im 13. Jahrhundert s. Freymond 34. Vergl. Schletterer 79 f.

140 (S. 28.) Ottokars Österreichische Reimchronik, herausg. von Seemüller, Hannover 1890, V. 652 ff. — Maßmann, Kaiserchronik, Quedlinburg und Leipzig 1849, II, S. 595 ff.

141 (S. 28.) Ein interessantes Beispiel eines Loblieds im Guillaume de Dole s. XCV f.

142 (S. 28.) Appian, Gallica 12. — Roget de Belloquet, Ethnogénie Gauloise, Paris 1858, III, 324 f.

[143] (S. 28.) Aus der Knytlinga Saga bei Sharon Turner, History of the Anglo-Saxons, Paris 1840, II, 214. Pauls Grundriß der germ. Philologie II², 658.

[144] (S. 29.) Laßbergs Liedersaal II, 536. Karajan, Über Heinrich den Teichner, Wien 1855, 82.

[145] (S. 29.) Der tugendhafte Schreiber (Hagen, Minnesinger II, 153a) oder, was wahrscheinlicher ist, Stolle (ebenda IV, 465a). Cujus enim panem manduco, carmina canto, schon im 11. Jahrh. (Bartsch, Germania XVIII, v. 444). Auch der Meistersinger Michael Beheim sagt am Schlusse seiner Chronik Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz im Jahre 1469:

Der furst mich hett in knechtes miet:
Ich ass sin brot und sang sin liet.
Ob ich zu einem andern kum,
Ich ticht im auch, tut er mir drum,
Ich sag lob sinem namen.

(Wackernagel, Gesch. der deutschen Literatur, 2. Aufl., 150, N. 21 a.) Wörtlich wie im Hoch- und Niederdeutschen lautet das Sprichwort auch im Dänischen und Schwedischen, s. Ida von Düringsfeld und Otto von Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen, Leipzig 1872, I, 142, N. 282. — Das schamlose Treiben der lotersinger schildert der sogenannte Seifried Helbling, ein österreichischer Satiriker aus der Zeit Rudolfs von Habsburg (Ausg. von Seemüller, Halle 1886, 108, V. 1292 ff.). — [Auch Indisch: Singe das Lob dessen, der Dir zu essen giebt. A. Seidel, Anthologie aus der asiatischen Volksliteratur. Weimar 1898, 316, Nr. 26.]

[146] (S. 29.) Diez, Poesie der Troubadours, 2. Aufl. von Bartsch, Leipzig 1883, S. 26.

[147] (S. 29.) Karajan, Über Heinrich den Teichner, 66, Anmerkung 217.

[148] (S. 29.) Aus einem Briefe des Bischofs von Coventry, Hugo von Nunant (1191), bei Benedikt von Peterborough, Chronicle, ed. Stubbs, London 1867, II, 215, und danach bei Roger de Hoveden, Annales, s. Rerum Anglicarum Scriptores (ed. Savile), Francofurti 1601, p. 703.

[149] (S. 30.) Lamberts von Ardre Historia comitum Ghisnensium 130, s. Mon. Germ. XXIV, 626, 42. — Das Gedicht Richards des Pilgrims (um 1100) ist uns in der Überarbeitung

Grainbors von Douay (um 1200) erhalten, herausgegeben von P. Paris, La Chanson d'Antioche, Paris 1848.

[150] (S. 30). Chanson de Rolant v. 1014. 1466. Vergl. Nyrop, Heltedigtning 16. Gautier, Epopées² II, 30 f.

[151] (S. 30.) Huon de Méry, Le Tornoiement de l'Antechrist (p. p. Tarbé), Reims 1851, p. 72.

[152] (S. 30.) Österreichische Reimchronik, V. 74004 ff. — Spottlieder auf den kargen Rudolf von Habsburg, vom Meister Stolle s. Hagen, Minnesinger III, 5a, N. 11: vom Unverzagten s. ebenda III, 45a; vom Schulmeister von Eßlingen s. II, 138a. Dafür schloß auch Rudolf die fahrenden Kleriker (loter pfaffen mit langem har) und die Spielleute vom Landfrieden aus, im J. 1281 (Vogt, Spielleute S. 13. 30. N. 15).

[153] (S. 30.) Aquells jutglars loaven so que feya a blasmar e blasmaven ço que feya a lloar (Konrad Hofmann, Ein katalanisches Tierepos von Ramon Lull, K. 31, München 1872, 25).

[154] (S. 31.) Ebenda K. 30, S. 24.

[155] (S. 31.) Gottfried Tristan V. 7570.

[156] (S. 31.) Die Stellen s. W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, 2. Aufl. von Martin, Basel 1879, I, S. 130, N. 19. 99, N. 17. — [Der menestrel als Sittenrichter, Zeitschrift für roman. Philol. XXIII, 454.]

[157] (S. 31.) Trésor 6, 35. — Hist. litt. XXIII, 90.

[158] (S. 31.) Die scheltære baser geltære. Hartmanns Iwein V. 7163. Vergl. J. Grimm, Rechtsaltertümer 613. 953. Zum Glück waren nicht alle Schelter so gefährlich wie die irischen Seher (file), deren Satiren im Gesicht des Bescholtenen Beulen ausbrechen ließen (D'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la littérature celtique, Paris 1883, 262, 264. Vergl. Zimmer, Göttingische Gelehrte Anzeigen 1890, 1, 811 f.). Die kymrischen Barden durften sich mit Schmäh- und Spottliedern nicht befassen; diese waren für die gering geachteten fahrenden Sänger (Walter, Das alte Wales, 295).

[159] (S. 31.) Wright, Anecdota literaria, London 1844, p. 64. — Montaiglon, Recueil général III, 175.

[160] (S. 32.) The Romance of Blonde of Oxford and Jean of Dammartin by Philippe de Reimes, edited by Le Roux de Lincy, London 1858, p. 203, v. 5899. — Romania XIX, 334. — Daher der französische Ausdruck une nuit blanche,

eine schlaflose Nacht (Quitard, Dictionnaire des proverbes français, 563. Vergl. Gautier, Epopées² II, 162).

161 (S. 32.) Gautier, Epopées² II, 161. Floriant et Florete, ed. Fr. Michel, London 1873, XXXIII f.

En chambre on chante de geste
devant les chevaliers blessés.

Chevallier Vaillant s. Dinaux, Trouvères IV, 377.

Cil jongleur lor vielèrent
por endormir: sons poitevins
vieloent.

Huon de Mery, Li Tornoiemenz Antecrit, herausg. von Wimmer, Marburg 1888, v. 495 ff. So fiedelt Volker die Nibelungen in Schlaf.

162 (S. 32.) Wolframs Parzival 19, 6. 33, 17. Meine Bearbeitung S. 5. Blonde of Oxford 5498 ff. Auch Leo von Rozmital hat auf seiner Reise nach Portugal 1465—67 seine Spielleute bei sich (Des böhmischen Herrn Leos von Rozmital Ritter-, Hof- und Pilger-Reise, Stuttgart 1844, 182).

163 (S. 32.) Percy's Reliques of ancient english poetry, London, Bohn 1856, p. XIX b.

164 (S. 32.) Biaus Desconnéus 5240.

165 (S. 32.) Joufrois de Poitiers, herausg. von Konrad Hofmann und Franz Muncker, Halle 1880, v. 1068 ff. 1255.

166 (S. 32.) Von der Hagens Gesamtabenteuer I, 468, V. 490. Vergl. I, 119, V. 520.

167 (S. 33.) Die Herkunft der „Knappen von den Wappen" aus den Reihen der Spielleute ist deutlich ausgesprochen im Karlmeinet 287, 11: Auch kamen dahin mehr als 400 mynistrere, die wir Spielleute nennen, und die von Wappen sprechen können (herausg. von A. von Keller, Stuttgart 1858, S. 439). Vergl. Stosch, Hofdienst der Spielleute S. 14. Die fahrenden Meister des 14. und 15. Jahrhunderts als Wappendichter und Persefanten s. Liliencron in den Sitzungsberichten der Münchner Akademie, phil. hist. Kl. 1873, 673.

168 (S. 33.) Jean de Condé, Chevalier à le mance, v. 322 ff. (p. p. Scheler II, 178). — Ähnlich im Bauduin de Sebourc, Chant III, 892 ff.

169 (S. 33.) L'Histoire de Guillaume le Maréchal v. 3485 ff. s. P. Meyer, Romania XI, 37.

170 (S. 33.) Stephens, Gesch. der wälschen Literatur S. 100.

171 (S. 34.) Saxo Grammaticus, Historia Danica, L. XIII, ed. P. E. Müller, Havniae 1839, p. 638 f.

172 (S. 34.) Percy, Reliques 1856, p. XIX a. — Ein spilwîp als Botin im Parzival, 362, 21.

173 (S. 34.) V. 1623 f. Hagen und Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters, Berlin 1808, Salomon und Morolf S. 62.

174 (S. 34.) Wilhelm von Malmsbury L. 2, c. 4. — Percy, Reliques p. XXIX, Note M.

175 (S. 34.) Lappenberg, Geschichte von England, Hamburg 1834, I, 382.

176 (S. 35.) Wace, Brut 9341 ff. — Roman de la Violette, p. p. Michel, p. 69. — Horn et Rimenhild 5172 ff. King Horn 1518 ff. — Eustache le Moine, p. p. Michel. Paris 1834, v. 2167 ff. — Percy's Folio Manuscript, ed. by Hales and Furnivall, London 1867, II, 604 ff.

177 (S. 35.) Histoire de Foulquez Fitz Warin bei Moland et d'Héricault, Nouvelles françoises en prose du XIVe siècle, Paris 1858, 66 f. 75 ff.

178 (S. 35.) Roman de Beuvon d'Hanstone bei Reiffenberg, Mouskes I, p. CXXXIX. — Miniatur des 13. Jahrh. s. Lacroix, Arts p. 473.

179 (S. 35.) Galerant de Bretagne 6983 ff.

180 (S. 36.) Die Stelle aus dem mittelniederländischen Roman von Valentin und Namenlos s. Altdeutsche Blätter I, 204. — Roman d'Isaie le Triste bei Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, S. 88 b.

181 (S. 36.) Uhlands Volkslieder N. 299. — Deutsche Sagen der Brüder Grimm N. 537.

182 (S. 36.) Stephens a. a. O. 97.

183 (S. 36.) Hist. litt. XIX, 770. Spielleute als Lehrer s. Wilmanns, Leben und Dichten Walters von der Vogelweide, Bonn 1882, 448, Anm. 2.

184 (S. 36.) Der Schutzpatron der Spielleute in Flandern war der h. Hiob, in Brabant der h. Hiob und Maria Magdalena, im Hennegau die h. Cäcilia, in Lüttich St. Ägidius (St. Gilles). Van der Straeten, Ménestrels 13.

[185] (S. 37.) Del Harpur a Roucestre s. Fr. Michel, Roman d'Eustache le Moine p. 108 ff.

[186] (S. 37.) Gautier de Coincy, Les Miracles de la Sainte Vierge, p. p. Poquet, Paris 1857, p. 310 ff. Ward, Catalogue of Romances, London 1893, II, 725, N. 46. Hist. litt. XXIII, 108 f.

[187] (S. 37.) Die beiden Spielleute, Itier aus Brabant und Peter Norman aus St. Pol, waren bis dahin Todfeinde gewesen. Die heilige Kerze, die sich nicht verzehrte, hieß das Kleinod von Arras. Von den abrinnenden Tropfen wurde eine zweite Kerze gebildet, die man in Valenciennes in der Kapelle Notre Dame-du-Puy verwahrte und alljährlich in feierlicher Prozession aufführte; der jüngste Spielmann trug sie in der Hand, und die andern alle folgten ihm, auf ihren Instrumenten spielend (Dinaux, Trouvères III, 10. Vergl. Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition. Paris 1829, I, 133. Jubinal, Jongleurs et Trouvères, Paris 1835, p. 167. Jean de Condé III, 250, 32. Hist. litt. XXIV, 749. Gautier, Epopées[2] II, 169 ff.).

[188] (S. 37.) Jubinal, Jongleurs et Trouvères p. 168. Gautier II, 80, N. 1. — Acta Sanctorum, Jul. V, 63. — Es ist die durch J. Kerners Gedicht allbekannte Sage vom Geiger von Gmünd, s. E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852, I, S. 44. Vergl. Grimm, Deutsche Sagen N. 330. — Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., S. 94, Anm. 2. — Witschel, Thüringische Sagen, Wien 1866, S. 203. — Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, II, 420 ff. — Birlinger, Aus Schwaben, Wiesbaden 1874, I, 50. — Menzel, Deutsche Dichtung, Stuttgart 1858, I, 296. — Cahier, Caracteristiques des Saints dans l'art populaire, Paris 1867, I, 121 f. II, 569. — Menzel, Der vorchristliche Unsterblichkeitsglaube, Leipzig 1869, II, 276 ff. — Stockbauer, Kunstgeschichte des Kreuzes, Schaffhausen 1870, 268. — Bächtold, Der Minorit Georg König von Solothurn, Solothurn 1874, S. 26. — Rehorn in Pfeiffers Germania XXXII, 461 ff. — Sepp, Altbayerischer Sagenschatz, München o. J. 175. ff. — Heinzel, Über das Gedicht von König Orendel, Wien 1892, 62. — Nerucci, La Legenda del Volto santo, s. Archivio per lo studio delle tradizioni popolari, Palermo-Torino 1896, XV, 526.

[189] (S. 37.) Chronique rimée de Philippe Mouskes, p. p. le Baron de Reiffenberg, Bruxelles 1836, I, CXIX.

[190] (S. 37.) Cléomades 14063 ff. — Vergl. Freymond Jongl. 54.

[191] (S. 37.) Jean de Condé, Dit des Jacobins 9 ff. (p. p. Scheler III, 249).

[192] (S. 37.) Floriant et Florete, ed. by Fr. Michel, Edinburgh 1873, v. 6227 ff.

[193] (S. 38.) Der Mîsnaere XV, 4, s. Hagen, Minnesinger III, 103b.

[194] (S. 38.) Vergl. Burdach, Reinmar der Alte und Walter von der Vogelweide, Leipzig 1880, 131 ff. Über die Stellung der ritterlichen Sänger von Beruf zu den Spielleuten s. Wilmanns, Leben und Dichten Walters, 41 ff.

[195] (S. 38.) Gustav Roethe, Die Gedichte Reinmars von Zweter, Leipzig 1887, 180.

[196] (S. 38.) Gautier, Epopées² II, 46.

[197] (S. 38.) Hagen a. a. O. II, 353b.

[198] (S. 38.) De la Rue, Bardes, I, 154. III, 227.

[199] (S. 38.) Gröbers Grundriß der roman. Philologie II, 1, 461.

[200] (S. 39.) Lecoy de la Marche, Anecdotes historiques, légendes et apologues tirés du recueil inédit d'Etienne de Bourbon, Paris 1877, 186, N. 214. S. die interessante Anekdote von dem Joglar, der die Albigenser in ihrer Abstinenz verhöhnte, ebenda 148, N. 169.

[201] (S. 39.) Gautier, Epopées² II, 15, N. 1. — Die Selbstbekehrung des Spielmanns Foulque von Marseille, des späteren Bischofs von Toulouse, s. Lecoy de la Marche. La chaire française au moyen-âge, Paris 1868, 50. Vergl. Magnum Speculum Exemplorum, Infernus 11. Duaci 1611, 432. S. unten Anm. 204.

[202] (S. 39.) Vitae Sanctorum Patrum veteris catholicae atque apostolicae Ecclesiae, Coloniae 1548, L. I, Pars I, Alphabetum VII, S. — Mit anderen Worten erzählt bei Migne (Patres lat. LXXIII, 1170), Vitae Patrum, L. VIII, c. 63. — Cahier, Caractéristiques de Saints 38. 569.

[203] (S. 39.) Percy, Reliques, p. XVIb.

[204] (S. 39.) Über die Legende vom h. Genesius, St. Genest,

altfranz. Genis, s. Mostert und Stengel, L'ystoyre et la vie de Saint Genis, Marburg 1895, 1, Anm. 4.—38 ff. [Berta v. der Lage, Studien zur Genesiuslegende, zwei Teile, Berlin 1896, 1899. s. Romania XXVIII, 158. 646.] — Eine ähnliche Legende von St. Philemon von Ägypten, einem Spielmann unter Diokletian, s. Acta Sanctor. Mart. I, 751 ff. Cahier, Caractéristiques des Saints 569.

[205] (S. 40.) Bernhard in der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes, I. Série, III, 388 ff. A. Vidal, La Chapelle Saint-Juliens-des-Ménestriers et les Ménestrels à Paris, Paris 1878. Schletterer, Spielmannszunft 25 ff.

[206] (S. 40.) Im Fürstentum Öttingen-Wallerstein gab es einen Bauernkönig, der mit der Besitzübertragung, der sogenannten Investitur, betraut war (G. L. v. Maurer, Gesch. der Fronhöfe III, 17). [Noch heute wird in Pommern am ersten Pfingsttag von den Kuhhirten ein Hirtenkönig gewählt. Rexilius in den Blättern für pommersche Volkskunde, Labes 1898, VI, 37. — vgl. ferner F. Mach, der Gurkenkönig in Saaz, Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, XXXVII, 91—97.] Noch ist zu nennen der Heroldskönig, Wappenkönig, Turnierkönig, der Bubenkönig oder Hurenkönig im Heer, roi des ribauds, king of harlottes. Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts stand die Basoche (von basilica), die Brüderschaft der Schreiber des Pariser Gerichtshofs, unter einem selbstgewählten König, dem roi de la Basoche, der sogar Münzen mit seinem Bilde prägen ließ (Petit de Juleville, Les Comédiens en France au moyen âge, Paris 1885, 88 ff.). Ähnliche Königreiche entstanden an den obersten Gerichtssitzen in der Provinz, in Avignon, Lyon, Toulouse, Marseille, Bordeaux, Poitiers, Tours, Orleans, Reims u. a. (ebenda 128 ff.). Außerdem gab es in Paris das Empire de Galilée unter einem anderen Schreiberkönig (ebenda 91 f.). Gegen Ende des 14. Jahrhunderts bildete sich als eine Vorläuferin unserer Karnevalgesellschaften die Verbrüderung der Enfants-sans-souci unter dem Prince des sots (ebenda 143 ff.). Daneben hatten die französischen Städte le roi des merciers, le roi des bouchers (Crapelet, Proverbes et dictons populaires de la Picardie, Paris 1831, 59), le roi Petaud, den Bettlerkönig (Leroux de Lincy. Le livre des proverbes français, Paris 1859, II, 50). Die

Dirnen von Genf standen unter einer selbstgewählten Königin, wie die Frauenhäuser von Avignon und wahrscheinlich auch von Toulouse unter Äbtissinnen (Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Bonn 1826, IV, 267. G. L. v. Maurer, Geschichte der Städteverfassung in Deutschland, Erlangen 1870, II, 471. III, 110. Gierke, Der Humor im deutschen Recht, Berlin 1871, 21). Ebenso war im Orient ein König der Tafur, der Strolche [über die Tafur, Suchier Birch-Hirschfeld, 49—50] (Nyrop, Oldfranske Heltedigtning 226, N. 1), ein König der Kaufleute in Delhi (Ibn Batoutah, Voyages, p. Defrémery et Sanguinetti, Paris 1853, III, 312) und in Cambaja (IV, 54), ein König der Vertrauten, der Geheimeräte (III, 392. 425), ein König der Ärzte in Cambaja (IV, 54). [Karnevalskönig in Ägypten, A. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients II, 79.]

207 (S. 40.) Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl. von Bartsch, Leipzig 1882, S. 322.

208 (S. 40.) Dinaux, Trouvères I, 188. — Hist. litt. XXIII, 115.

209 (S. 40.) Freymond a. a. O. 30. Über la royauté ménestrandière im 13. Jahrhundert s. Lavoix bei Raynaud, Recueil de Motets français, Paris 1882, II, 377.

210 (S. 40.) Der Meistertitel als Auszeichnung tüchtiger Spielleute wird schon in Hartmanns Erec bezeugt (v. 2159). Auch der kymrische Barde, der vor König Marke die Harfe spielt, wird von dem jungen Tristan Meister angeredet (Gottfrieds Tristan 3520. 3534).

211 (S. 40.) Bernhard a. a. O. III, 381, N. 1.

212 (S. 40.) Ebenda III, 394.

213 (S. 40.) Schletterer, Spielmannszunft 20, Anm.

214 (S. 41.) Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818, S. 37. 415.

215 (S. 41.) Ibn Batoutah, Voyages IV, 50. Die älteste Würde dieser Art finden wir in Ägypten im 2. Jahrtausend v. Chr., wo Neferronpet, der „Vorsteher der Sänger des Pharao", zugleich „Vorsteher der Sänger aller Götter", d. h. Chef aller Musiker Ägyptens war (Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, Tübingen 1885, 341).

216 (S. 41.) Ambros, Geschichte der Musik, Breslau 1864, II, 271.

217 (S. 41.) Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Ausg. von Frommann, München 1872, I, Sp. 987. — Beneke, Von unehrlichen Leuten, Stuttgart 1889, S. 41.

218 (S. 41.) Die Urkunde ist abgedruckt bei Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les XII[e] et XIII[e] siècles, Paris 1815, p. 284, und bei Bernhard a. a. O. III, 400.

219 (S. 41.) Bernhard a. a. O. III, 396. IV, 546. Über die Entwicklung dieser Korporation handelt Bernhard ausführlich III, 377 ff. IV, 525 ff. V, 254 ff. 339 ff. Vergl. Gautier, Epopées[2] II, 165 ff. — Im Jahre 1330 versammelten sich in Tournai 31 Gesellschaften, jede mit einem König an der Spitze, zu einem Feste, das davon den Namen la fête des 31 rois erhielt (Dinaux, Trouvères II, 367).

220 (S. 41.) Auriac, La Corporation des ménétriers et le Roi des violons, Paris 1880.

221 (S. 42.) Schletterer, Spielmannszunft 21, Anm.

222 (S. 42.) Gautier, Epopées[2] II, 173 ff. 180 ff. Lavoix bei Raynaud, Recueil de Motets II, 198 ff. Schletterer 80. 96 f.

223 (S. 42.) Lavoix ebenda II, 355 ff.

224 (S. 42.) Percy, Reliques p. XVIb f.

225 (S. 42.) Halliwell, Thornton Romances, London 1844, p. 270.

226 (S. 42.) Percy a. a. O. p. XIXa. — Hawkins, General history of the science and practice of music, London 1776, II, 64. — Ambros, Geschichte der Musik II, 273. — Th. Wright, History of domestic manners, 192.

227 (S. 42.) Edward IV. verlieh am 19. Januar 1464 einen Ruhegehalt von 10 Mark Silber dilecto nobis Waltero Haliday, marescallo ministrallorum nostrorum (Jusserand, La vie nomade et les routes d'Angleterre au XIV[e] siècle, Paris 1884, 125). — Von den niederländischen Spielmannszünften handelt Van der Straeten, Les ménestrels au pays bas.

228 (S. 43.) Haltaus, Glossarium germanicum, Lipsiae 1758, s. v. Spiel-leute-könig.

229 (S. 43.) Germania XXIII (1878), S. 193 ff. [Edward Schröder. Die Gedichte des Königs vom Odenwalde. Darmstadt 1900, bes. S. 23 f.]

230 (S. 43.) Haltaus a. a. O. s. v. Farende Leute. — Der Erzbischof hieß nicht Adolf, sondern Adalbert; das richtige

Datum ist 1345, s. die Urkunde abgedruckt von Schenk zu Schweinsberg in den Quartalblättern des histor. Vereins für das Großherzogtum Hessen 1882, S. 26 f.

[231] (S. 43.) Mone, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins IX, 127.

[232] (S. 43.) J. v. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1810, II, 209.

[233] (S. 43.) Osenbrüggen, Deutsche Rechtsaltertümer in der Schweiz, Zürich 1859, 2. Heft, S. 70.

[234] (S. 43.) Scheid, De jure in musicos singulari, Jenae 1738, p. 34. 39.

[235] (S. 44.) Heitz in Stöbers Alsatia, Mülhausen 1856 bis 1857, S. 5 ff. Barre, Die Bruderschaft der Pfeifer im Elsaß, Kolmar 1873. Stöber und Mündel, Sagen des Elsaßes, Straßburg 1892, I, 139 f. G. L. v. Maurer, Geschichte der Fronhöfe II, 406 ff. Gierke, Der Humor im deutschen Recht 59. — Vergl. Schulte, Die Pfeiferbruderschaft zu Riegel im Breisgau (Zeitschr. für Geschichte des Oberrheins, N. F. II, 303). — Graf Ulrich von Württemberg bestätigte den Trompetern, Pfeifern und Lautenschlägern „ihre gemachte gesellschaft" (Monatshefte für Musikgeschichte 1887, 4 ff.). — Über das sogenannte Pfeifergericht in Frankfurt a. M. s. die Abhandlung von Joh. Heinr. Herm. Fries, Frankfurt 1752, und Monatshefte für Musikgeschichte 1888, 150.

---

2. Die ältesten französischen Novellen

Literatur: Axel Ahlström, Studier i den Fornfranska Lais-litteraturen, Upsala 1892. — Barbazan-Méon, Fabliaux et Contes, Paris 1808, I—IV. — Bédier, Les Fabliaux,[2] Paris 1895. — Bédier, Les Lais de Marie de France, s. Revue des deux mondes 1891, CVII, 835 ff. — Birch-Hirschfeld, Lais, in Ersch und Grubers Allgem. Enzyklopädie, 2. Sektion, 41. Teil, 200 ff. Leipzig 1887. — Geoffroy s. Archives des missions scientifiques et littéraires, Paris 1856, IV, p. 185 ff. — Gröbers Grundriß der romanischen Philologie, Straßburg 1898, II, 1, 590 ff. [Suchier Birch-Hirschfeld, 119. 194.] — Histoire littéraire XXIII, 61 ff. — Jubinal, Nouveau Recueil de Con-

tes, Dits, Fabliaux, Paris 1893, I. II. — Méon, Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes inédits, Paris 1823, I. II. — Fr. Michel, Lais inédits des XII[e] et XIII[e] siècles, Paris 1836. — Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaurès en vers, du XII siècle, par Renaut, suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du XIII[e] siècle, Paris 1832. — Montaiglon et Raynaud, Recueil général et complet des Fabliaux des XIII[e] et XIV[e] siècles, Paris 1872 ff. I—VI. — Gaston Paris, Lais inédits s. Romania VII, 1, 407. VIII, 29 ff. Vergl. Mall in der Zeitschrift für romanische Philologie III, 298. — Gaston Paris, Hist. litt. XXX, 7 ff. — Paulin Paris, Les Romans de la Table ronde, Paris 1868, I, 6 ff. — Oskar Pilz, Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Fabliaux, Leipzig 1889. — Villemarqué, Les Romans de la Table ronde, 3. édition, Paris 1860. — Ferd. Wolf, Über die Lais, Sequenzen und Leiche, Heidelberg 1841.

[236] (S. 45.) Villemarqué, Les Romans de la Table ronde, p. 168.

[237] (S. 45.) Gottfrieds Tristan 3675 ff.

[238] (S. 45.) Chaucer, Poetical Works, ed. Nicolas, London 1867, III, 141.

[239] (S. 45.) Wolf, Lais S. 242, N. 78. — Ambros, Geschichte der Musik II, 29. „Den antiken Lyren und Doppelflöten hat die Musik des christlichen Europas gar nichts zu danken; aber von den Rotten und Harfen der Barbaren führt ein, wenn auch weiter, Weg bis zu den Wundern unserer Instrumentalmusik" (ebenda, 27). Abbildungen der Rotte, der wälischen Crwth, s. Julius Rühlmann, Die Geschichte der Bogeninstrumente, herausg. von Rich. Rühlmann, Braunschweig 1882, Tafel VI.

[240] (S. 45.) Descriptio Kambriae I, c. 12. 13 s. Giraldus Kambrensis, Opera, ed. Dimock, London 1868, VI, 186. 189. — Über diese Stelle sind die alten englischen Musikhistoriker nicht wenig in Verlegenheit geraten, s. Hawkins, Hist. of Music I, 408 f. — Burney, General history of Music, London 1782, II, 108 ff.

[241] (S. 45.) Topographia Hibernica III, c. 11 s. Opera V, 153. — In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ließ der Fürst von Nordwales, Gryffydd ap Conan, irische Sänger kommen,

um die kymrischen Barden zu reformieren. Warton, Hist. of English Poetry, London 1840, I, p. XXXVII.

[242] (S. 45.) Dudo, De moribus et actis primorum Normanniae ducum, Praefatio zu L. II, s. Du Chesne, Historiae Normannorum Scriptores antiqui, Lutetiae 1619, p. 68.

[243] (S. 45.) Diez, Poesie der Troubadours, 2. Auflage, S. 232. 233.

[244] (S. 45.) Horn et Rimenhild, p. p. Fr. Michel, Paris 1845, v. 2830 ff. Vergl. Lavoix bei Raynaud, Motets français II, 314. Jeanroy bei Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. française I, 398.

[245] (S. 46.) Wo Crestien de Troyes von den lais spricht, da meint er immer diese Lieder der Spielleute (Wend. Försters Anm. zu seiner großen Ausg. des Erec, Halle 1890, 297). Die Etymologie des Wortes steht noch nicht fest. Die Keltologen wie d'Arbois de Jubainville (Romania VIII, 422 ff.) und Thurneysen (Keltoromanisches, Halle 1884, 103), denen Birch-Hirschfeld (a. a. O. 200 und Gröber, Grundriß der roman. Philologie II, 1, 591) beipflichten, denken an das altirische laid, Lied, neuirisch und gälisch laoidh, Hymne, während Gaston Paris geneigt ist, zu der Ableitung aus dem Germanischen, von angelsächs. lâg, lâc, altdeutsch leich, zurückzukehren (Romania XIV, 606. Litt. franç.[2] p. 91). Altfranz. lais, lai, provenz. lais, wurde im Mittelhochdeutschen, besonders bei Gottfried von Straßburg, mit leich wiedergegeben. Lai wie leich bezeichnet bald ein Stück Instrumentalmusik ohne Gesang, bald die Melodie eines Liedes für sich, bald das gesungene Lied selbst, Wort und Weise zusammen. In den beiden ersten Fällen ist immer die Melodie im ganzen gemeint: die einzelnen Töne derselben heißen notes, diu leichnotelîn bei Gottfried (Trist. 3624). Doch wurde la note auch pars pro toto für die ganze Melodie gebraucht, wie im mhd. reisenote. Außerdem hieß Musikstück und Melodie auch son.

Das Genus von Lai schwankt im Deutschen. Schon Ferdinand Wolf brauchte in einem und demselben Satz das Maskulin und das Neutrum nebeneinander (Lais 128). Die jüngere Generation der Gelehrten gibt dem Maskulin den Vorzug. Ich habe das Neutrum beibehalten, da wir sonst alle aus dem Romanischen entlehnten Gattungsnamen der Poetik, die dort Maskulina

sind, als Neutra behandeln. Wir sagen: das Fableau, das Virelai, das Dit, das Motet, das Rondeau, das Triolet, das Couplet, das Madrigal, das Ritornell, das Sonett. Warum sollte nur mit Lai eine Ausnahme gemacht werden?

[246] (S. 46.) Wohl zuerst in der Verserzählung von Richeut aus dem Jahre 1159 (v. 799. Méon, Nouv. Recueil I, 63).

[247] (S. 46.) H. Zimmer, Göttingische Gelehrte Anzeigen 1890, I, 794 ff. Lot, Romania XXIV, 513 ff. Brugger, Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur XX, 79 ff. Lot, Romania XXVIII, 1 ff. XXX, 1 f.

[248] (S. 47.) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, 2. Ausg., Berlin 1873, N. XIX ff., S. 28 ff.

[249] (S. 47.) Vor den französischen Bearbeitungen sollen keltische Lieder in lateinischer Übersetzung existiert haben (Fredrik Wulff, Le lai du Cor, Lund 8. S. dagegen Brugger in der Zeitschr. für franz. Sprache und Literatur XX, 113 f.).

[250] (S. 48.) Lai de Doon I ff., s. Romania VIII, 61. — D'un lay vos dirai l'aventure. Guingamor, v. 1.

[251] (S. 48.) Revue des deux mondes 1891, CVII, 849 f.

[252] (S. 48.) Zimmer, Göttingische Gelehrte Anzeigen 1890, I, 806 ff.

[253] (S. 49.) Ulrich Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen I, Norden und Leipzig 1891, XIV f. Vergl. unten die Anmerkung zu „Aucassin".

[254] (S. 50.) Cil conte laiz. Galerent de Bretagne 6912. — Die unausgefüllten Notenlinien, welche in der Pariser Handschrift, die auch den Aucassin enthält (B. N. Fr. 7989), über den einzelnen Abschnitten des lai de Graalant angebracht sind, erklären sich am einfachsten aus einem, wohl eben durch den Aucassin veranlaßten, Mißverständnis des Schreibers.

[255] (S. 50.) Heinr. Zimmer, Göttingische Gelehrte Anzeigen 1890, I, 802 ff.

[256] (S. 51.) La Rue, Bardes I, 33. 37 f. 81. Doch werden wir nach Gaston Paris (La littérature normande avant l'annexion, Paris 1899, 15) gut daran tun, den Anteil der Normandie an der Laisdichtung nicht zu überschätzen.

[257] (S. 51.) Die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts verlegen die keltischen Lais in eine ferne Vorzeit: De lur amur et de lur bien Firent un lai les anciën. Marie de France,

Milun 533. — D'un mult anciën lai bretun. Marie, Eliduc 1. — Li anciën Bretun curteis Firent le lai pur remembrer. ib. 1182. — Bretons en firent lais plusors, Si con dient nos ancessors. Tyolet 35 (Romania VIII, 42). — E moult scut des anciens lais. Ypomedon (s. La Rue, Bardes I, 33). — This is on of Brytayne layes, that was used by olde dayes. Emare 1030 (Ritson, Ancient Engleish Metrical Romanceës, London 1802, II, 247).

258 (S. 51.) Wolf, Lais S. 59. 249 ff., N. 82.

259 (S. 51.) S. seine Vorrede, L. I, c. 1 (ed. San-Marte p. 3, 8).

260 (S. 52.) Den Ausspruch von Alfred von Beverley s. bei P. Paris in der Romania I, 468.

261 (S. 52.) Doon de Maience, p. p. Pey, Paris 1859, p. 1. — Aiol, p. p. Normand et Raynaud, Paris 1877, v. 7.

262 (S. 52.) Le lai du Corn s. Wolf, Lais S. 327 ff. Fredrik Wulff, Le Lai du Cor, Lund (1887).

263 (S. 52.) Das Lai du Corn ist verfaßt von Robert Bikez (v. 589, Wolf a. a. O. S. 341, Wulff 26 ff.), das von Ignaure von Renaut (p. p. Monmerqué et Michel p. 28), das Lai d'Aristote von Henri d'Andeli, das Lai de l'Ombre von Jehan Renart (Fr. Michel, Lais inédits p. 80), das Lai du Conseil von einem chevalier (ebenda S. 120). Die Verfasserschaft der alten Volksballaden wurde zuweilen einer darin auftretenden Hauptperson zugeschrieben (Wolf a. a. O. 175. 341, v. 583.)

264 (S. 52.) Marie de France, Poésies, p. p. Roquefort, Paris 1832, 2 Vols. Die Lais der Marie de France, herausg. von Karl Warnke, Halle 1885 (besprochen von Gaston Paris, Romania XVI, 598, ff.). Marie de France, Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen, übersetzt von W. Hertz, Stuttgart 1862. — Über die Handschrift, Harley 978. s. Ward, Catalogue of Romances in the Department of Manuscripts in the British Museum, London 1883, I, 407 ff. Die Überlieferung der Lais s. Warnkes Ausg. S. VII ff. — Daß es ein Irrtum war, Marie ins 13. statt ins 12. Jahrhundert zu versetzen, werden wenige mehr bezweifeln. Vergl. Warnke, Über die Zeit der Marie de France, in der Zeitschrift für roman. Philologie IV, 223 ff. und Gaston Paris in der Romania VIII, 38. X,

299. Warnkes Ausg. S. III ff. — Die Identifizierung mit Marie von Compiegne ist von Mall glücklich abgetan, s. Zeitschrift für roman. Philologie I, 337 ff. — Warnke, Marie de France und die anonymen Lais, Coburger Programm 1892. — Die Fabeln der Marie de France, mit Benutzung des von Ed. Mall hinterlassenen Materials herausg. von Warnke, Halle 1898. — Über Marie de France s. Gröber in seinem Grundriß der roman. Philologie II, 1, 594 ff. und Bedier in der Revue des deux mondes, CVII, 835 ff. [Suchier Birch-Hirschfeld 128.]

265 (S. 53.) Denis Piramus, La vie Saint Edmund le rey, Eingang, in der Handschrift des Britischen Museums, Bibl. Cotton. Domitian A XI, 4.

266 (S. 53.) Keyser og Unger, Strengleikar, Christiania 1850. — [Rudolf Meißner, Die Strengleikar, Halle 1902.] Dänische Übersetzung von Winter-Hjelm, Strenglege eller Sangenes bog, Kristiania 1850. — Es sind uns im ganzen gegen 40 Lais erhalten, darunter 4 zugleich französisch und englisch (Frêne, Haveloc, Lanval, Mantel), 5 bis 6 nur in englischer Bearbeitung (Emare, Frankeleyns Tale in Chaucers Canterbury Tales, Sir Gowther, Sir Orfeo, Earl of Toulouse, wahrscheinlich auch Sir Degarre). Von einigen, die uns verloren sind, gibt die altnordische Prosa den Inhalt. Auf die einzelnen hier näher einzugehen, gestattet mir der Raum nicht. [Eine Gesamtausgabe der Lais mit literarischen Untersuchungen hatte Gaston Paris in Aussicht gestellt.]

267 (S. 53.) Der Schauplatz der keltischen Lais ist vorzugsweise Britannia major und minor, einesteils Wales, England (das den keltischen Namen Logre führt, kymrisch Lloegyr, vergl. Roget de Belloguet, Ethnogénie Gauloise II, 243. 263 ff.) und Schottland, anderenteils die Bretagne. Zuweilen bleibt die Lokalität ungewiß, weil das altfranzösische Bretaigne sowohl Großbritannien als Armorica bezeichnet. Doch wird in der Mehrzahl der Fälle mit Bretaigne schlechthin die heutige Bretagne gemeint sein, das Land der Feen und Wunder, das schon der altnordische Übersetzer für die eigentliche Heimat der Lais erklärt. Er schreibt in der Vorrede: „Von den Sagen, welche dieses Buch enthält, machten die Dichter im südlichen Britenland, das in Frankreich liegt (i sydhra Braetlande er liggr i Frannz), Lieder (liodhsonga, d. h. Lais); die werden

vorgetragen zu Harfe, Geige, Symphonie, Organon (Handorgel), Tympanum (baskische Trommel), Psalterium und Chorus (ein Saiteninstrument s. Lacroix, Arts du moyen-âge p. 217, fig. 183, und Ambros, Gesch. der Musik II, 217) und allerlei anderem Saitenspiel, was die Leute tun, sich und anderen zur Belustigung in diesem Leben" (Strengleikar p. 1).

[268] (S. 54.) Strengleikar 67. 118.

[269] (S. 54.) Warnkes Ausgabe S. 181. — Über die Tristanlais s. meinen Tristan[3] 550, Anm. 133.

[270] (S. 55.) Lai du Lecheor s. Romania VIII, 64 ff. Ein bretonisches St. Pantaleon [wohl kein Ort, sondern der Kalendertag] ist bis jetzt nicht nachzuweisen. Der nordische Übersetzer nennt den Ort Leuns fiall (Leons Fels) in Cornwall (es ist wohl das bretonische Cornouaille gemeint), s. die dunkle Stelle in den Strengleikar p. 68. 119. — Auf die Benennung der Lais haben die Dichter großes Gewicht gelegt. Sie versäumen nicht, wenn ein Gedicht zwei verschiedene Titel führt, beide anzugeben: Das Lai d'Ignaure heißt auch Lai del Prison (p. 30); das Lai d'Eliduc erhielt nach den beiden Hauptheldinnen den bretonischen Titel Guildeluëc ha Guilljadun (v. 21). In einem Lai Maries wird am Schlusse darüber verhandelt, ob es Quatre Dols oder Le Chaitivel zu betiteln sei (Chaitivel 204 ff.).

[271] (S. 55.) Guigemar v. 19. — Espine v. 1 (Roquefort, Marie I, 542). — Guingamor v. 2 (Romania VIII, 51). — Tydorel 489 (Romania VIII, 72). — Melion 597 (Zeitschrift für roman. Philologie VI, 103).

[272] (S. 56.) Bédier, Fabliaux 31.

[273] (S. 56.) G. Paris, La litt. franç. au moyen âge[2], p. 157 f.

[274] (S. 57.) Lambert von Ardre sagt von seinem Zeitgenossen, dem im Jahre 1206 gestorbenen Grafen Balduin II. von Guines: Tot et tantorum ditatus est copia librorum, ut Augustinum in theologia, Areopagitam Dionisium in philosophia, Millesium Talem fabularium in neniis gentilium, in cantilenis gestoriis sive in eventuris nobilium sive etiam in fabellis ignobilium ioculatores quosque nominatissimos equiparare putaretur. Historia comitum Ghisnensium c. 81 (Mon. Germ. XXIV, 598, 38).

[275] (S. 57.) Paul Meyer, Romania I, 192, N. 1. — Noch im 14. Jahrhundert nennt Jean aus Condé sein Gedicht vom weißen Ritter ein Lai, s. Ausg. von Scheler II, 1 ff., seltsamerweise auch sein allegorisches Gedicht de l'ourse, ib. III, 171.

[276] (S. 58.) Bédier, Fabliaux 371 ff.

[277] (S. 58.) Ebenda 41.

[278] (S. 58.) Tristrant und Isalde, herausg. von Pfaff, Tübingen 1881, S. 202, 13.

[279] (S. 58.) Die Stelle ist abgedruckt in der Vorrede zu Huon de Bordeaux p. p. Guessard et Grandmaison p. VI.

[280] (S. 59.) La Rue, Bardes I, 154. 156 ff. III, 227. — Warton, History of English Poetry, London 1840, I, 19.

[281] (S. 59.) Dinaux, Trouvères III, 20.

[282] (S. 59.) La Court de Paradis s. Barbazan-Méon, Fabliaux, III, 128.

---

3. Die bretonischen Feen

Literatur: J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, S. 328 ff., Nachträge S. 112 ff. — Habasque, Notions historiques etc. sur le littoral du Département des Côtes-du-Nord, Saint-Brieuc 1832, I—III. — Luzel, Gwerziou Breiz-Izel, Chants populaires de la Basse-Bretagne, Lorient 1868, I—II. — Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne, Paris 1881, I—II. — A. Maury, Les fées du moyen-âge, Paris 1843. — H. Schreiber, Die Feen in Europa, Freiburg im Breisgau 1842. — Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne, Paris 1880, I. II. — Sébillot, Littérature orale de la Haute Bretagne, Paris 1881. — Sébillot, Traditions et superstitions de la Haute-Bretagne, Paris 1882, I. II. — E. Souvestre, Les derniers Bretons, Paris 1858, I. II. — E. Souvestre, Le Foyer Breton, Paris 1858, I. II.

[283] (S. 59.) Maistre Wace, Roman de Rou et des Ducs de Normandie, herausg. von Hugo Andresen, Heilbronn 1877, II, 283, v. 6395 ff. — Über den sagenberühmten Wald von Broceliande (Brécilien, Brecheliant) siehe Du Taya, Brocéliande, ses chevaliers et quelques légendes, Rennes 1839. — A. Maury, Les forêts de la France dans l'antiquité et au

moyen-âge, Paris 1856, 132 ff. — Félix Bellamy, La Forêt de Bréchéliant, Rennes 1896, 2 Vols. — P. Paris, Romans de la table ronde II, 172 ff. — Souvestre, Foyer Breton II, 73. 78.

284 (S. 60.) Über die den kleinen Feen nächstverwandten, aber häßlichen und unheimlicheren Zwerge der keltischen Bretagne s. Souvestre, Foyer Breton II, 113 ff. — La Villemarqué, Barzas Breiz, 6. édition, Paris 1867, p. LIV.

285 (S. 64.) Im japanischen Märchen ist es eine Warze, welche die Kobolde ihrem Gaste abnehmen als Pfand, damit er wiederkomme, s. Mitford, Geschichten aus Alt-Japan, übersetzt von Kohl, Leipzig 1875, I, 317. Brauns, Japanische Märchen und Sagen, Leipzig 1885, S. 78. — Die verschiedenen bretonischen Fassungen s. Sébillot, Contes populaires II, 84. 308. 311. Traditions I, 280. Souvestre, Foyer Breton II, 113. Die irische Erzählung s. Grimm, Irische Elfenmärchen, Leipzig 1826, S. 12. Joseph Jacobs, More Celtic Fairy Tales, London 1894, 156 ff. — Dieselbe Sage aus der Picardie s. Mélusine, p. p. Gaidoz et Rolland, Paris 1878, Sp. 113. — Zahlreiche Nachweise bei Wolfgang Menzel, Odin, Stuttgart 1855, 255 f. und Jacobs 230 f.

286 (S. 65.) Margot la fée, commère Margot s. Sébillot, Traditions I, 74. 105 ff. — Wie ist der Name zu erklären? Ist es eine volkstümliche Umdeutung von Morgue la fée? In Hartmanns Erec steht Marguel (1933) statt Morgain la fée (Crestiens 1945). Doch heißt Margot auch eine Gottheit der Mohammedaner, s. Bauduin de Sebourc, Chant VI, 14. Blancandin 5363. Rich. Schröder, Glaube und Aberglaube in den altfranz. Dichtungen. Erlangen 1886, 152, Anm. 4. Im Reiche des heidnischen Sultans Margot de Bocidant ist der Eingang zur Hölle (Bataille d'Aleschans 5976 ff. R. Schröder 81). — Feenschlösser bei Tours und in der Normandie s. Maury, Fées p. 32 und Le Grand, Fabliaux ou Contes, 3. édit. I, 153. Die zahlreichen Bauten Melusines s. Couldrette, Livre de Lusignan 1281 ff. 1357 ff. 1375 ff. (p. p. Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854).

287 (S. 65.) Sébillot, Traditions I, 86. II, 202. 203. — [Romania XXIX, 380 f. 416 f.] Le Roman d'Aquin ou la Conqueste de la Bretaigne par le roy Charlemaigne, p. p. Joüon des Longrais, Nantes 1880, p. 35 ff., v. 859 ff., vergl. p. LIV f. und p. 174. [Tristan[3] 548.]

[288] (S. 66.) Aus Lalitavistara c. 14, traduit par Foucaux, Paris 1884, 167 ff. s. H. Kern, Der Buddhismus, übers. von Jacobi, Leipzig 1882, I, 48 ff. Herm. Oldenberg, Buddha², Berlin 1890, 113 ff. — Tibetanisch s. Rgya tch'er rol pa ou Développement des jeux, traduit par Foucaux, Paris 1848, p. 180 ff. — Singhalesisch s. Spence Hardy, Manual of Buddhism, London 1853, 153 ff. — Birmanisch s. Bigandet, The life or legend of Gaudama, Rangoon 1866, p. 49 ff. — Die schönste Schilderung ist die chinesische in Fo-sho-hing-tsan-king, translated by Beal, Oxford 1883 (Max Müller's Sacred Books of the East, Vol. XIX), p. 29 ff. — Vergl. Ernst Kuhn, Barlaam und Joasaph in den Abh. d. philos.-philol. Klasse der k. bayer. Akad. d. Wissensch., München 1893, XX, 33. — Marco Polo erzählt die Legende III, 15 (transl. by Yule II, 299 f.).

[289] (S. 66.) Pluquet, Contes populaires etc. de l'arrondissement de Bayeux, Rouen 1834, p. 1 ff. — Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse, Paris 1845, p. 98.

[290] (S. 66.) Luzel, Chants populaires I, 11. Wer erproben will, wie La Villemarqué seine Volkslieder ausschmückte, der vergleiche damit Le seigneur Nann et la fée (Barzaz Breiz, 6. édit. p. 25). — Über die Sage s. Grundtvig, Elveskud, Kjöbenhavn 1881.

[291] (S. 67.) Die ältesten Stellen, welche die Feen erwähnen, kennen sie nur in dieser Eigenschaft als Schicksalsfrauen, welche gleich den altägyptischen Hathoren (Erman, Ägypten 503) durch ihre Gaben das Leben des Menschen vorherbestimmen. Fatas antiqui in supremo ordine collocabant, pro eo quod fatare praecipuum sit atque divinum inter omnia quae diis attribuuntur: fatare namque non solummodo est praedicere vel cavere, sed etiam praeordinare, et ut veniant quae praedicuntur efficere, sagt der Pariser Bischof Wilhelm von Auvergne in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Reiffenberg, Mouskes II, CXXXIX). Von fatare kommt das provenzalische fadar, das altfranzösische faër, zuerst bei dem Troubadour Guillem IX. von Poitiers († 1127) bezeugt: So wurde ich Nachts auf einem Berge gefeit, d. h. von Feen begabt (Grimm, Mythologie, 4. Aufl., S. 341. Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Ausg., S. 8). Die Feen selbst werden zuerst von Marcabrun um die Mitte des 12. Jahrhunderts genannt:

Mägdlein, sagt er, als ihr geboren wurdet, da begabte euch eine gütige Fee, gentil fada, mit einer reinen Schönheit (Raynouard, Lexique Roman, Paris 1840, III, 282a). Ferner: Den feite eine gütige Fee, dem ihre Liebe geschenkt ward (Diez a. a. O.). — Auch die ursprüngliche Dreizahl blieb unvergessen. So sagt Foulquet von Romans, ein Zeitgenosse Kaiser Friedrichs II.: Mir bestimmten drei Schwestern in der Stunde meiner Geburt, daß ich allezeit verliebt sein solle (Raynouard a. a. O.). — Ein französischer Roman des 14. Jahrhunderts überliefert uns den gewiß uralten Brauch, daß man ein neugeborenes Kind am Rand eines Quells, wo Feen zu erscheinen pflegten, niederlegte, damit sie ihm ihre Gaben verleihen sollten (Brun de la Montaigne, v. 48 ff., p. p. P. Meyer, Paris 1875, p. 3 ff.). Feen begaben den Sohn Maillefers im Romane von Guillaume au court nez (Reiffenberg, Mouskes II, CXXXIX). Nicht immer sind jedoch sämtliche anwesende Feen dem Kinde gleich gnädig gesinnt wie in der jüngsten Bearbeitung des Ogier le Danois aus dem 14. Jahrhundert (s. P. Meyer, Brun de la Montaigne, p. XI), im Roman von Isaye le Triste (Dunlop-Liebrecht, Gesch. der Prosadichtungen S. 86b) und in den Enfances Garin aus dem 15. Jahrhundert (Gautier, Epopées, 2. édit., IV, 111). Häufig ist eine darunter, welche, durch irgend eine Zurücksetzung gekränkt, dem Kinde feindlich gesinnt wird, wie im Huon de Bordeaux (p. p. Guessard et Grandmaison, Paris 1860, p. 105), im Adamsspiel von Adam de la Halle, dem ältesten französischen Lustspiel (um 1262, s. Monmerqué et Michel, Théâtre français au moyen-âge, Paris 1839, p. 76 ff.), im Prosaroman von Perceforest (s. Uhlands Schriften, Stuttgart 1873, VIII, 461. Vergl. Grimm, Mythologie, 4. Aufl., I, 342). Diesen allverbreiteten Märchenzug machen sich die drei Zauberinnen zu nutze, welche von Ydoine gedungen werden, um den ihr zum Manne aufgezwungenen Grafen Nevers von der Vollziehung der Ehe abzuschrecken. Sie erscheinen ihm durch ihre Zauberkunst in seinem Schlafgemach als die drei Parzen (trois destinées) Cloto, Lachesis, Atropos und halten ihr Mahl vor seinem Bett. Lachesis erinnert die anderen daran, wie man ihr bei der Geburt Ydoines keinen Löffel gegeben und sie daher dem Kinde fürs ganze Leben die Freuden der Liebe versagt habe. Mir, fällt Atropos ein, hat bei des Grafen Geburt das Messer gefehlt,

und ich bestimmte ihm dafür, daß er, sobald er sein Weib umarmte, eines jähen Todes sterben solle. Diese Komödie spielen sie in der schönen Gestalt von Feen, em beles figures de fées (Amadas et Ydoine 2007 ff., p. p. Hippeau, Paris 1863, p. 71 ff.). Der klassisch gebildete Dichter dieses Liebesromans im 13. Jahrhundert war sich also der Identität der romanischen Feen und der antiken Parzen deutlich bewußt, wie noch im 16. Jahrhundert der Prinzenerzieher Amyot das griechische Moῖρα mit fée wiedergab (Maury. Les fées p. 36, N. 2).

Häufig werden Feen und Göttinnen zusammen genannt: divesse ou fée (s. Narcisus 454. 586 bei Barbazan-Méon IV, 158. 165. — Floriant 7758. — Roman de la Rose 3438). Hartmann von Aue sagt von der Fee Morgan: sî was ein gotinne (Erec 5160); auch Gottfried von Straßburg braucht gotinne für Fee (Tristan 15813), ebenso Heinrich von dem Türlin (Krône 18722) und der Verfasser des Gauriel von Muntabel.

Die Schicksalsfrauen nehmen zuweilen einzelne Helden in ihren besonderen Schutz: Lanzelot wird von der merfeine erzogen (Ulrichs von Zatzikhoven Lanzelet 180. 192 ff. Ausg. von Hahn, Frankfurt 1845, S. 5. Chrestien de Troies, Le roman de la charrette, p. p. Jonckbloet, La Haye 1850, v. 2345), Floriant von der Fee Morgan im Mongibel (Floriant 567 ff.); den jungen Brun pflegt eine Fee als Amme und Beraterin (Brun de la Montaigne v. 1852 ff.); des jungen Maugis nimmt sich eine Fee an und läßt ihn von ihrem Bruder in der Zauberkunst unterrichten (Dunlop-Liebrecht a. a. O. 143a. Nyrop, Heltedigtning 182 f.); sieben Feen erziehen die Kinder des Helias (Hist. litt. XXII, 348. 391. 419).

[292] (S. 68.) Von der Schönheit der Feen ist allenthalben die Rede, z. B. Lai du Corn 512. Guigemar 706. Partonopeus 10710. Bataille d'Aleschans 3059. Foulque de Candie (p. p. Tarbé, Reims 1860) p. 147. Doon de Maience 3658. Gautier de Coincy (p. p. Poquet) col. 481, v. 450. Durmart li Galois 231. Bauduin de Sebourc, Chant V, 626, X, 337. Roman de la Rose 3438 u. a. An ihrer Schönheit werden badende Jungfrauen als Feen erkannt, s. Barbazan-Méon III, 412, 116. Feenschönheit geschildert im Brun de la

Montaigne 923 ff. „Belle comme une fée,“ ist sprichwörtlich bis auf den heutigen Tag (Sébillot, Traditions de la Haute-Bretagne I, 73), freilich auch „laide comme une vieille fée“ (Du Méril, Etudes sur quelques points d'archéologie, Paris 1862, p. 438). Man denke an die von der Ahnfrau ererbte Feenschönheit Parzivals und Vergulachts bei Wolfram.

In den Vergleichungen werden häufig Feen und Sirenen zusammengestellt, z. B. Bataille d'Aleschans 4725: Et s'est plus bele que fée ne serine. Anséis de Carthage (s. Gautier, Epopées III, 642, N. 2). Amis et Amiles 473 (Ausg. von C. Hofmann, Erlangen 1852, S. 14). Jourdains de Blaivies 2471 (C. Hofmann 179). Gui de Nanteuil (p. p. P. Meyer, Paris 1881) p. 25. Bauduin de Sebourc, Chant III, 512. XIII, 402. Fee von Gestalt, Sirene von Stimme, XII, 731. Vergl. Grimm, Mythologie III, 117.

293 (S. 68.) Werke der Feen sind das Wunderhorn im Lai du Corn 55 (Wolf, Lais S. 328), der Wundermantel in Le Mantel mautaillé 193 (Wolf a. a. O. 346. Montaiglon, Recueil III, 8). Ihre kunstvollen Gewebe werden oft genannt, z. B. in Foulque de Candie (p. 82. 113. 151). Unter einem Pfelle, den eine Fee wirken ließ, wird die Königin Guibourc eingesegnet im Roman d'Aubry de Bourgoing (p. p. Tarbé Reims 1849, p. 37). Hier ist die Decke gemeint, womit bei der Trauung das Brautpaar verhüllt wurde (Du Méril, Etudes p. 39). Erecs Krönungsmantel ist von vier Feen gewirkt (Crestien, Erec 6696), eine Bettdecke in Konstantinopel von der Fee Maseuz (Du Méril, ib. 398). Die beiden streitenden Schönen Florance und Blancheflor tragen Mäntel, die von Feen auf einer Insel gewirkt wurden (Barbazan-Méon IV, 355, 21). Damit ist auf die überseeische Herkunft der orientalischen Kunstgewebe hingewiesen. Im Roman von Floriant ist von einem ähnlichen Mantel (v. 5932) und von einem Gürtel die Rede, woran drei Feen sieben Jahre lang gearbeitet haben (5127; vergl. Fr. Michel, Floriant p. LV, N. 52). Auch den goldenen Stuhl Oberons haben Feen auf einer Meerinsel dereinst für den König Alexander verfertigt (Huon de Bordeaux p. 108). Eine reiche Auswahl ähnlicher Dichterstellen gibt Fr. Michel in seinen Recherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des étoffes de soie, d'or et d'argent, Paris 1854, II, 65 ff.

Noch heute sagt man von kunstvoller Arbeit: travailler comme une fée (Maury, Fées p. 33).

294 (S. 68.) Feen als Wald- und Quellenfrauen erscheinen im Lai de Graalent 225 (Roquefort, Marie de France I, 502) und im Lai de Guingamor 437 (Romania VIII, 56). In der Version der flandrischen Schwansage, welche Johannes von Haute-Seille um 1185 aus dem Volksmund in seine lateinische Bearbeitung der Sieben weisen Meister aufgenommen und nach ihm Herbert in klaren französischen Versen behandelt hat, raubt der Ritter der badenden Fee (nimpha) ihre goldene Kette, wodurch sie widerstandslos in seine Gewalt kommt (Johannis de Alta Silva Dolopathos, herausg. von Oesterley, Straßburg 1873, S. 73, 29 ff. Deutsche Übersetzung aus dem 15. Jahrhundert s. Haupt und Hofmann, Altdeutsche Blätter I, 128. Li romans de Dolopathos, p. p. Brunet et Montaiglon, Paris 1856, p. 319 f. Schofield in Harvard Studies and Notes in Philology and Literature V, 231 ff.). Auch in einem Fableau von Garin kommt der Kleiderraub vor: Ein Ritter und sein Knappe überraschen drei badende Feen; der Knappe bemächtigt sich sofort ihrer prächtigen Gewande; der Ritter aber gibt sie ihnen zurück, wofür sie ihm Zaubergaben verleihen (Barbazan-Méon III, 413 ff.). Über den Kleiderraub s. Cosquin, Contes populaires de Lorraine II, 15 ff.

An einer Quelle findet Desiré seine Fee (Michel, Lais inédits p. 11). Bei der Fontaine de Soif-Jolie, die aus dem Feenlande fließt, begegnet Raimondin die schöne Melusine und ihre Schwestern (Couldrette, Livre de Lusignan 482 ff. s. Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854, p. 24 f.). Bei einer Waldquelle ließ sich die dämonische Ahnfrau der Anjous von dem jagenden Grafen von Poitiers finden (s. meinen Parzival, Anm. 21). Narciß glaubt von seinem Spiegelbild im Wasser, es sei eine Meerfei, die Hüterin des Quells (Narcisus 655 bei Barbazan-Méon IV, 164). Die fliehende Aye, die sich durch einen Fluß arbeitet, wird von Landleuten für eine der Feen gehalten, welche diesen Ort zu besuchen pflegen (Aye d'Avignon, p. p. Guessard et P. Meyer, Paris 1861, p. 32). Die warme Quelle von Domremy am Fuße des Feenbaums, wo Jeanne d'Arc ihre Visionen hatte, war nach der Volkssage unter dem Stabe gütiger Feen entsprungen (Maury, Fées 28).

[295] (S. 68.) Ein weiße Hindin im Lai de Graalent 201 (Roquefort, Marie I, 500), ein weißer Eber im Lai de Guingamor 158 ff. (Romania VII, 54 ff. Anm. zu Guingamor N. 6), ein weißer Zehnender im Dolopathos (Johannes de Alta Silva 73, 32. Herberts Roman p. 318); ein schöner großer Hirsch lockt Friedrich von Zimmern zum Geisterschloß (s. Anm. 3 zu Orfeo). Auch Partonopeus wird durch einen Eber zu dem Seegestade gelockt, wo er das Schiff findet, das ihn zu der unsichtbaren Schönen bringt (Partonopeus 613 ff.). In einem Gedicht vom Ausgang des 13. Jahrhunderts lesen wir vom Grafen Balduin von Flandern, wie er allein einem ungeheuren Eber in den tiefen Wald von Noyon folgte; kaum hatte er ihn nach wütendem Kampfe erlegt, so sah er eine schöne Jungfrau auf schwarzem Zelter vor sich. Er vermählte sich mit ihr, und sie gebar ihm zwei Töchter. Ein heiliger Eremit aber, der zu Gaste kam, entlarvte sie und zwang sie durch Beschwörungen, daß sie sich als gefallener Engel zu erkennen gab und durchs Fenster entwich. Ihre Töchter Jeanne und Marguerite hießen daher les filles du diable (Chronique de Baudouin conte de Flandres qui épousa le diable, s. Dinaux, Trouvères II, 108 ff.). Hier ist eine liebende Fee zum teuflischen Gespenste verdüstert, und auch das weisende Tier, der Eber, gebärdet sich als dämonischer Unhold.

[296] (S. 69.) Wenn Gervasius von Tilbury um 1211 von Männern spricht, die mit Feen im Liebesbunde gestanden hatten und starben, als sie sich eine menschliche Gattin nehmen wollten, und von anderen, die aus dem höchsten irdischen Glück ins tiefste Elend stürzten, weil sie einem solchen Liebesbunde sich zu entziehen suchten oder sein Geheimnis ausplauderten, so denkt er bei jenen an Helden wie unseren Staufenberger, bei diesen an Helden der Lais wie Graalent, Lanval, Desiré u. a. (Otia Imperialia, herausg. von Liebrecht, Hannover 1856, S. 41).

Von allen Wohltaten der Elben soll man schweigen; sonst hören sie auf. Vergl. Grimm, Deutsche Sagen N. 7. Irische Elfenmärchen S. XCVII.

[297] (S. 69.) Über die Sagen vom relativen Werte der Zeit habe ich in meinem Buche „Deutsche Sage im Elsaß“ (Stuttgart 1872, S. 263 ff.) gehandelt. Von den Nachträgen,

die ich mir aufgezeichnet habe, sei hier nur erwähnt, daß schon im Avesta sich ein ähnlicher Ausspruch findet. Der Vendidad (2. Fargard, 133) sagt über die Bewohner von Yimas irdischem Paradies „an dem immerwährend goldfarbenen Ort, dessen Speise nie versiegt: diese halten für einen Tag, was ein Jahr ist" (Spiegels Avesta, Leipzig 1852, I, 77). Umgekehrt erscheint den Verdammten in der Hölle eine Stunde wie 250 Jahre (Abraham a Sancta Clara, Judas der Erzschelm, Lindau 1872, VII, 184 f.). Auch im Fegfeuer ist eine halbe Stunde wie zwanzig Jahre (ebenda VI, 385).

298 (S. 69.) Über diese keltische Insel der Seligen s. San Marte, Gottfried von Monmouth S. 417 ff. Lot, Romania XXIV, 329 f. Ihre von englischen Politikern erfundene Identifizierung mit Glastonbury s. P. Paris, Romania I, 463. Zarncke in Pauls und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Halle 1876, III, 329. Lot, Romania XXVII, 529 ff. — Der Phantasie der Iren waren Fahrten nach den seligen Inseln der Feen so geläufig, daß sie dafür ein eigenes Wort hatten: echtre (Kuno Meyer, Bran 2).

299 (S. 69.) Hier mag der eigentümliche Ausdruck Erwähnung finden, den die Sage in der Oberbretagne (nach (Sébillot, Contes populaires I, 24. 29) männlichen und weiblichen Höhlenfeen in den Mund legt: „Je suis de la race Antifer." Diese Worte, welche Sébillot unerklärt gelassen hat, wollen nichts anderes sagen als: „Ich bin vom Geschlechte der Unterirdischen." Antifer heißt ein Kap an der Westküste von Caux in der Normandie mit einer Höhle, welche im Mittelalter für den Eingang der Unterwelt gegolten hat. Durch dieses „Loch von Antifer" (pertus d'Antifer) fuhr nach dem Volksglauben das normannische wilde Heer, la mesnie Hellequin, aus der Hölle auf die Erdoberfläche (s. Le dit de Luque la maudite von Bourdet, v. 60, in der Romania XII, 225).

300 (S. 70.) Couldrette, Livre de Lusignan v. 496. (Michel, Mellusine p. 25.)

301 (S. 70.) Das schlagendste Beispiel für diese Entgöttlichung der Feen in der höfischen Epik bietet der Roman von Partonopeus de Blois (p. p. Crapelet, Paris 1834, 2 Bde.), in den wir uns mit Entzücken als in eines der reizendsten Feenmärchen hineinlesen, bis wir zu unserer Enttäuschung erfahren,

daß die geheimnisvolle Geliebte des Helden keine Fee, sondern ein ganz natürliches Menschenkind, die Erbtochter von Byzanz, ist, die einen Kursus in der Magie mit Nutzen durchgemacht hat (v. 4557 ff. Vergl. Biaus Desconneus 4848. Die vermenschlichte Fee Morgan s. Anm. zu Guingamor).



Herr Orfeo

Sir Orfeo, ein englisches Feenmärchen aus dem Mittelalter, herausg. von O. Zielke, Breslau 1880. — Über das Gedicht s. die schöne Abhandlung von Kittredge im American Journal of Philology, Baltimore 1886, VII, 176 ff.

Dieses englische Spielmannsgedicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts gibt sich als die Bearbeitung eines französischen Lai zu erkennen, das uns verloren ist. Daß es schon im 12. Jahrhundert eine nach Orpheus benannte Melodie gab, Lai d'Orphey, wird uns im Lai de l'Espine bezeugt: da singt sie ein irischer Spielmann zur Rotte (v. 185, Roquefort, Marie de France I, 556). In einem altfranzösischen Roman von Floire et Blanceflor ist unter den Kunststücken, die ein Zauberer zur Zerstreuung des liebeskranken Floire sehen läßt, ein goldener Automat, der dieses Lai auf der Harfe spielt (Floire et Blanceflor, p. p. Du Méril, Paris 1856, 231). Im Prosaroman von Lancelot spielt es ein Harfner vor dem König Bademagus, der mit solchem Wohlgefallen zuhört, daß niemand ein Wort zu reden wagt (Jonckbloet, Roman van Lancelot, 's Gravenhage 1846, II, CXXXIX. P. Paris, Romans de la table ronde V, 193). Auch ein französisches erzählendes Lai fehlte nicht: ein Dichter des 14. Jahrhunderts, Guillaume de Machault, sagt, daß er es oft gesehen und durchgelesen habe (F. Wolf, Lais 239 f.). Ob dieses das Original unseres englischen Lai war, läßt sich nicht entscheiden. [Im provenzalischen Roman Flamenca aus der Mitte des 13. Jahrhunderts erzählt ein Spielmann von Pluto, wie er dem Orpheus sein Weib raubte. p. p. Paul Meyer, Paris 1865, v. 640.]

Die Vermutung F. Lindners, der Stoff stamme aus einer

italienischen Quelle (Englische Studien, herausg. von Eugen Kölbing, Heilbronn 1882, V, 168 ff.), hat wenig Anklang gefunden (Einenkel in der Anglia V, Halle 1882, Anzeiger 18. Kittredge a. a. O. 177, N. 1).

Auf der Shetlandinsel Unst lebt noch eine kurze Ballade von Sir Orfeo, die offenbar aus dem englischen Gedicht durch mündliche Überlieferung entstanden ist (F. J. Child, The English and Scottish Popular Ballads, Boston I, 215).

Unser Gedicht bietet eines der anmutigsten Beispiele von naiver Anpassung antiker Sagenstoffe an die Vorstellungswelt des Mittelalters. Der klassische Mythus von Orpheus und Eurydike ist im Munde der Spielleute zum romantischen Märchen geworden. Statt in den Hades zieht Orpheus in das unterirdische Feenland, wo er Pluto als den Elbenkönig findet, wie er auch bei Chaucer genannt wird; Pluto, that is the Kyng of fayerye (Marchaundes Tale s. Canterbury Tales v. 10101. 10108; vergl. 9912). Bei dem schottischen Dichter Dunbar in dem allegorischen Gedicht The Goldin Terge aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts erscheint Pluto noch volkstümlicher in Grün, der Leibfarbe der schottischen fairies, als elbischer Incubus:

Thair was Pluto, that elriche incubus,
in cloke of grene.

(The Poems of William Dunbar, ed. by Schipper, Vienna 1894, 107, v. 125.)

Für die mittelalterliche Vorstellung stand natürlich der christliche Teufel noch näher. In dieser Metamorphose, als sire des deables, der schrecklichste und häßlichste von allen, tritt uns Pluto schon bei Crestien de Troyes entgegen (G. Paris, Hist. litt. XXIX, 496) und später bei Renaut de Louvain, einem Dichter des 14. Jahrhunderts, der den Boëtius in anmutigen Versen übersetzt hat. Er erzählt von Orphéus, un tres gracieux menestriers, wie er seine Geliebte in der Hölle suchte:

Tant a violé et chanté
qu'il a le diable enchanté.
Li roys d'enfer tantost s'accorde
qu'on le face miséricorde

(Dinaux, Trouvères IV, 622. Vergl. Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la litt. française, Paris 1896, I, 246,

N. 4. 5). Im Roman des sept sages (v. 30) führt Pluto den Teufelnamen Apolins (herausg. von A. Keller, Tübingen 1836, 2). Noch im Puppenspiel von Dr. Johann Faust wird er als der Höllenfürst genannt, dessen Erlaubnis Mephistophiles erst einholen muß, bevor er den Pakt mit Faust schließt (Engel, Deutsche Puppenkomödien, Oldenburg 1874, I, 14. 19).

Der englische Spielmann ist aller klassischen Bildung ferne geblieben; er nennt den König Pluto und den „König Juno" als die Ahnen des Orfeo (v. 29 f.) und hält Thrakien für eine Stadt (v. 47, von mir weggelassen). Was man zu Anfang des 14. Jahrhunderts dem Publikum bieten durfte, beweist der Schreiber der Edinburger Handschrift, der, um Orfeo zum Engländer zu stempeln, seinen Lesern mit größter Unverfrorenheit einreden will, Thrakien sei der alte Name von Winchester gewesen.

Der Name Orfeo darf nicht mit italienischer Betonung gesprochen werden; er ist aus Orfew entstanden wie Máttheo aus Matthew, Barthólomeo aus Bartholomew (Wülckers Anglia V, Anzeiger 18) und hat also den Ton auf der ersten und der letzten Silbe. Der Name lautet im Altfranzösischen auch Alpheus (Roman des sept sages, v. 28) und Olfeus (Moland, Origines littéraires de la France, Paris 1862, 272), Orfers im Prosa-Lancelot. Beim Namen Heurodis für Eurydike hat die Erinnerung an Herodias mitgewirkt; die Form Herodis ist auch einmal dem Schreiber der Edinburger Handschrift in die Feder gekommen (Zielke S. 134).

Die Einleitung über die Lais findet sich auch vor der englischen Bearbeitung des Lai de Frêne (Varnhagen in der Anglia III, 415) und ist wahrscheinlich daher entlehnt. Nach Zupitza ist sie aus verschiedenen Stellen der Lais von Marie de France zusammengetragen (Englische Studien, Heilbronn 1887, X, 42).

Der Baum, worunter Heurodis einschläft, heißt ympetre (v. 68. 164. 184). Das ist ein „geimpfter", gepfropfter Baum, wie das etymologisch entsprechende franz. ente, vom griech. ἔμφυτον, eingepflanzt (Diez, Etymolog. Wörterb. II, c). Da im Englischen aber imp auch Kobold, Teufelchen bedeutet, so heißt ympetre zugleich Elbenbaum (s. Liebrecht, Gervasius von Tilbury 117). Wirklich scheint der junge Obstbaum mit den Elben in Beziehung zu stehen. Die Königin im Lai de Tydorel schläft, bevor ihr der Herr vom See erscheint, soz une ente, soz une

ente bele (v. 30. 373. Romania VIII, 67. 71). Der norwegische Übersetzer gibt das wieder mit einum nyvoxnum uidhi (Strengleikar 49). Im Lai de l'Espine wacht die Königstochter Nachts im Garten und wünscht sich voll Sehnsucht zu ihrem Geliebten. Gegen Morgen schläft sie ein sos une ente und wird durch ein Wunder zu ihm entrückt (v. 239. Roquefort, Marie de France I, 560). König Elyadus von Sizilien bleibt lange kinderlos, bis er einst im Mai seine Gattin par desouz l'ente d'un pommier umarmt (Floriant et Florete, ed. by Michel, Edinburgh 1873, 3). Tam Lane liegt schlafend unter einem Apfelbaum; da kommt die Elbenkönigin und legt ihre Hand auf ihn (Tam Lin, G. 26 f. Child, The Engl. and Scott. Popular Ballads II, 350. Weitere Beispiele erwähnt Kittredge im Americ. Journ. VII, 190). Auch in einer deutschen Sage aus dem Lüneburgischen öffnet sich der Eingang zu den Unterirdischen am Fuß eines Apfelbaums (A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848, 262). Ein Apfel als Frucht des Feenlandes spielt in einer lieblichen irischen Sage eine wichtige Rolle. Dem Königssohn Condla erschien einst, allen Umstehenden unsichtbar, eine schöne Jungfrau in fremder Tracht und lockte ihn mit schmeichelnden Liebesworten, mit ihr zu kommen in das selige Land, wo es nicht Alter noch Tod gibt. Sein Vater rief einen Druiden zu Hilfe, dessen übermächtige Beschwörungen sie vertrieben. Aber ehe sie entschwand, warf sie dem Königssohn einen Apfel zu. Von Stund an brachte Condla nichts anderes mehr an die Lippen; er lebte einzig von dem Apfel, der sich immer wieder ergänzte. Aber wer von der Speise der Unterirdischen, der Elben und Feen genießt, der ist ihnen verfallen wie die griechische Persephone und die japanische Izanagi (vergl. Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1855, 373 f. 378 f. 380 ff. Liebrecht in der Germania XVI, 218). Condlas Herz verzehrte sich vor Sehnsucht nach der Feenmaid, und als sie nach Monatsfrist wieder kam, sprang er zu ihr in ihr kristallenes Boot und fuhr mit ihr hinaus ins Meer gen Sonnenuntergang auf Nimmerwiedersehen. (Aus der ältesten irischen Sagensammlung Leabhar na h'Uidhre, spätestens vom Anfang des 12. Jahrhunderts, geht wahrscheinlich ins 7. Jahrhundert oder in noch frühere Zeit zurück, wohl die älteste Feensage des Mittelalters. Siehe

H. Zimmer, Zeitschr. für deutsches Altertum XXXIII, 231 ff. Joseph Jacobs, Celtic Fairy Tales, London 1892, 1 ff. 243 f. Joyce, Old Celtic Romances², London 1894, 106 ff. Alfred Nutt bei Kuno Meyer, The Voyage of Bran, London 1895, 144 ff.) In der reizenden irischen Erzählung von Tadg, dem Sohn des Cian, aus dem 13. oder 14. Jahrhundert findet dieser in einem paradiesischen Lande Condla und seine Geliebte; dort steht auch der Apfelbaum, mit dessen Frucht sie ihn hergelockt hat; von seinen Früchten nähren sich die Seligen (Alfred Nutt a. a. O. 204 f.). Auch die Botin aus dem seligen Land jenseits des Meeres, von der Bran zu seiner Seefahrt eingeladen wird, bringt einen silbernen Apfelzweig mit kristallenen Blüten (Kuno Meyer, Voyage of Bran, 4. 16). Ebenso bringt der als grauhaariger Ritter bei Cormac Mac Airt erscheinende Herr des überseeischen Feenlandes, Manannan, einen silbernen Zweig mit goldenen Äpfeln (Echtra Cormaic, s. ebenda 190). Wem fiele nicht bei diesen Äpfeln aus der Feeninsel der Name Avalon ein? Wenn nur die volkstümliche Deutung aus dem keltischen aval Apfel, gallisch abállos (Holder, Alt-Keltischer Sprachschatz, Leipzig 1896, I, 5. Loth, Mabinogion II, 264, N. 7), nicht so unsicher wäre (s. Gaston Paris, Romania XII, 510. Loth, ib. XXV, 329 f. 503)! Auch im Livre d'Artus steht mitten in einem verzauberten Garten ein Apfelbaum voll roter Früchte; wer davon kostet, vergißt die Heimkehr (Freymond in der Zeitschr. für franz. Sprache und Literatur XVII, 81. Romania XXV, 273).

Ich habe in meiner Übersetzung für ympetre und ente einen andern deutschen Elben- und Zauberbaum, die Linde, gesetzt (Perger, Deutsche Pflanzensagen, Stuttgart und Öhringen 1864, 289. 291). Der Schlafzauber einer Linde wird Ortnits Verderben (Wolfdietrich B. 516 ff., s. Deutsches Heldenbuch, Berlin 1871, III, 244).

Wie Heurodis werden Frauen häufig in den Märchen, besonders in den orientalischen, von Geistern entführt. Mit unserem Gedicht berührt sich eine schöne altirische Sage, spätestens aus dem 11. Jahrhundert, Tochmarc Êtâine (das Werben um die Êtâin), worüber D'Arbois de Jubainville (Le cycle mythologique irlandais et la mythologie celtique, Paris 1884, 321 ff.), Kittredge (Americ. Journ. of philol. VII, 191 ff.) und Heinrich Zimmer (Kuhns Zeitschr. f. vergleichende Sprachforschung XXVIII,

585 ff.) gehandelt haben (vergl. Rhys, Studies in the Arthurian Legend, Oxford 1891, 25 ff.). Hier ist die umworbene Frau die frühere Gattin des Feenkönigs Mider, die ihm durch die Eifersucht einer anderen Gattin entrückt, als menschliches Weib Êtâin, d. h. die Tochter des Êtar, wiedergeboren und dem Oberkönig von Irland, Eochaid Airem, vermählt wurde. An einem Sommertag erschien ein Ritter in dessen verschlossener Burg: es war Mider, der dem König erklärte, er sei gekommen, mit ihm Schach zu spielen. Er ließ den König erst gewinnen, um ihn sicher zu machen, und verabredete mit ihm für ein folgendes Spiel, daß der Sieger sich selbst seinen Gewinn solle wählen dürfen. Nun gewann er und verlangte als Siegespreis, seine Hände um Etain zu legen und sie zu küssen. Der König wurde nachdenklich und hieß ihn nach einem Monat wiederkommen. Bis dahin berief Eochaid alle Helden Irlands nach Tara, seinem Königssitz. Das Haus war erfüllt und umringt von Gewaffneten und die Burg verschlossen. Da in der Nacht stand plötzlich Mider unter ihnen, schlang seinen Arm um die Königin und küßte sie. Der König und die Krieger sprangen auf, sahen aber nur, wie zwei Schwäne davon flogen. — Eine ergänzende Erzählung berichtet, daß es dem König nach vielen Nachforschungen gelang, den Aufenthaltsort der Geraubten zu erfahren. Er ließ einen unterirdischen Gang graben und drang bis zur Ringmauer des Feenschlosses ein. Da erschienen fünfzig schöne Frauen, alle in Etains Gestalt und Kleidung, so daß er nicht wußte, welche sein Weib war, bis sie selbst ihm ein Zeichen gab. Darauf führte er sie wieder heim nach Tara. — Kittredge ist der Ansicht, daß diese irische Sage auf die Entstehung des Sir Orfeo eingewirkt habe, und unserem Gedicht sind in der Tat einzelne Anklänge an die keltische Sagenwelt eigentümlich. Allein neben der Ähnlichkeit in den allgemeinsten Umrissen, daß eine Frau von einem Elbenfürsten ihrem Gatten geraubt und später mit diesem wieder vereinigt wird, weichen beide Erzählungen in den Einzelheiten doch allzusehr voneinander ab. Am nächsten kommen sie sich in der Unwiderstehlichkeit, mit welcher der Elbenfürst die Entführung vollbringt; aber dieser Zug kehrt auch in den Sagen anderer Völker wieder. Im russischen Märchen vom goldenen Berge entschwindet die Zarin vor den Augen des Zaren, von einem verliebten Geist im Sturm entführt (Dietrich, Russische

Volksmärchen, Leipzig 1831, 51). Man vergleiche die Entführung Künhilds durch den Zwergkönig Laurin (Laurin v. 737 ff.). [So raubt der Zwerg Billung Wolfdietrichs zweite Frau, Wolfdietrich B. V, Str. 795 f. s. Amelung und Jänicke, Deutsches Heldenbuch, Berlin 1871, III. 1, 283.] Thomas von Cantimpré in Brabant erzählt um die Mitte des 13. Jahrhunderts als ein gleichzeitiges Ereignis, daß ein in einem deutschen Kloster erzogenes Mädchen, die Tochter des Grafen von Schwanburg, allnächtlich von Geistern entrückt worden sei; ihr Bruder, ein Minorit, habe sie einmal fest mit den Armen umschlossen gehalten; aber zur bestimmten Stunde sei sie ihm aus den Händen entschwunden; diesen Fall habe der Predigermönch Magister Albertus (Albertus Magnus, also zwischen 1245 und 1248) in einer Disputation vor dem Bischof von Paris angeführt (Thomas Cantimpratensis, Liber Apum, o. O. und J. II, c. 57, 19). Thomas ist der Ansicht, die Entführer seien die den Frauen so gefährlichen incubi gewesen, identisch mit jenen gallischen Waldelben Dusii, von denen der h. Augustin (De civitate Dei, L. XV, c. 23) und nach ihm Isidor von Sevilla (Origines, L. VIII, c. 11) berichten.

Auch in den Arturromanen läßt sich, wie Gaston Paris gezeigt hat (Romania XII, 511), eine alte Sage erkennen, nach welcher Ginevra beim Blumensuchen im Wald vom Herrn der Toten, dem König der Glasinsel, geraubt und von Artur, der unerschrocken in sein Reich eindrang, wieder zurückgeführt wurde.

Wie die Unterirdischen bei ihren Entführungen vorgehen, erzählt ein neuirisches Märchen. Da fahren Zwerge von Irland nach Frankreich, um die Königstochter bei ihrer Trauung vom Altar weg zu rauben. Einer stellt ihr ein Bein, daß sie zu Boden fällt, wirft mit Zauberworten etwas über sie (offenbar eine Tarnkappe), wodurch sie unsichtbar wird, und trägt sie davon (Joseph Jacobs, Celtic Fairy Tales, London 1892, 10).

Ganz wie Orfeo verkommt auch der schöne Partonopeus in seinem Leid um die verlorene Geliebte zum Bärenhäuter, so daß die getreue Urraque, die ihn im Ardennerwald aufsucht, Mühe hat, ihn als Menschen zu erkennen, und vor Schmutz und Haaren kaum sein Gesicht findet (Partonopeus v. 5917 ff.). Auch Jean d'Avesnes lebt nach dem Verlust der Geliebten als homme sauvage in seiner Waldeinsiedelei (Roman de Jean d'Avesnes s. Dinaux, Trouvères IV, 422. 425). Man denke an Iwein.

Ähnlich wie Orfeo zwingt in der dänischen Ballade der Bräutigam den Wassermann (throld) durch die Macht des Harfenklangs, ihm seine versunkene Braut zurückzugeben (Grundtvig, Danmarks gamle Folkeviser, Kjöbenhavn 1853, II, 63 ff.).

Zur Geschichte der Sage sei beiläufig erwähnt, daß auch die Japaner ihren Orpheus haben. Es ist der Gott Izanagi, der Erfinder der Musik, aus dessen Liebesbund mit der Göttin Izanami das japanische Volk hervorging. Als Izanami bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, des Feuergottes, starb, stieg Izanagi in das Yomi, die Unterwelt, hinab, um sie zu suchen. Er sollte sie unter der Bedingung wieder haben, daß er sie nicht während ihres Schlafes ansehe. Er blickte doch nach ihr hin und erschaute zu seinem Entsetzen eine verwesende Leiche, worauf ihn wütende weibliche Dämonen von hinnen trieben (Junker von Langegg, Midzuho-gusa, Segenbringende Reisähren, Leipzig 1880. III, 303, vergl. II, 228. Anders bei Brauns, Japanische Märchen und Sagen, Leipzig 1885, 101).

Die indische Eurydike ist die schöne Pramadvarâ, die Tochter einer Apsarase, dem jungen Rurus verlobt; beim Spiel mit Freundinnen tritt sie im Wald auf eine Giftschlange und sinkt sofort, von ihrem Bisse getroffen, tot zu Boden. Rurus befreit sie aus der Unterwelt, ähnlich wie Alkestis den Admet, indem er ihr die Hälfte seines eigenen Lebens abtritt (Journal Asiatique, Paris 1855, V, 488. Nève, Des portraits de femme dans la poésie épique de l'Inde, Bruxelles 1858, 37. Eichhoff, Poésie héroïque des Indiens, Paris 1860, 198. Kuhns Zeitschrift IV, 120. E. H. Meyer, Gandharven-Kentauren, Berlin 1883, 29).

Über Orpheus im Mittelalter s. G. Paris, Hist. litt. XXIX, 500 ff. Dernedde, Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum, Erlangen 1887, 104 f.

[1] (S. 79.) Diese kriegerischen Elben stammen aus keltischer Sage (s. Kittredge im Americ. Journ. of philol. VII, 189). Gleichen Ursprungs ist wohl auch der elphin knight, elf-knight der schottischen Balladen (Child, The Engl. and Scott. Pop. Ballads I, 15. 55, A 3) und der fairy knight in englischen Dichtungen, z. B. im Sir Degarre. Die entthronten Götter des altirischen Pantheons, die Tuatha Dé Danann (die Stämme der Göttin Danu, der chthonischen Göttermutter), die als halbgöttliche,

elbische Wesen in den Sagen fortleben, sind wie die Iren selbst in Kriegsscharen gegliedert und heißen das Elbenheer (John Rhys, Hibbert Lectures 1886, 89 ff. 579 ff. Joyce, Old Celtic Romances[2] 38. 43. Alfred Nutt a. a. O. 181. 184). Labraid mit der schnellen Hand, der, wie es scheint, als der Gemahl einer Fee eine nach ihm benannte selige Insel, Inis Labrada, beherrscht, ist wie ein irdischer König von Kriegerscharen umgeben (Aus dem Leabhar na h'Uidhre, s. John Gilbert, Facsimiles of National Manuscripts of Ireland, II, London 1878, Appendix IV, A ff., IV, F. Über Labraid siehe Rhys, Hibbert Lectures 1886, 242 ff.).

[2] (S. 81.) Wie noch heute bei unseren Bauern war im Mittelalter das Ideal einer schönen Landschaft die weite fruchtbare Ebene: Dô kômens in ein schœne lant; daz was sleht (eben) als ein hant. Ulrichs von Zatzikhoven Lanzelet 3533. — Ze Korntîn in daz lant; daz was eben als ein hant. Wirnts von Gravenberg Wigalois 118, 30. — Ez ist daz allerschœnist lant, eben sleht als ein hant. Heinrichs von Neustadt Apollonius 4191 (Ausg. von Strobl, Wien 1875, XXXIV). Bei den alten Iren hieß das Land der Seligen Mag-Mell, Ebene der Wonnen (Beauvois, L'élysée transatlantique et l'éden occidental, s. Revue de l'hist. des religions, Paris 1883, VII, 291 f.), und der Elbenfürst sagt von seiner Heimat: So schön auch die Gefilde von Irland sein mögen, sie sind nichts im Vergleich mit unseren unermeßlichen Ebenen (ebenda 294). Der schon genannte Labraid mit der schnellen Hand hat seinen Hofsitz in einer blumigen Ebene (John Gilbert, Facsimiles II, Appendix IV F). Vergl. Mag Mor, Die große Ebene in der Unterwelt (J. Rhys, Hibbert Lectures 1886, 275). Schon die Insel der Seligen bei den Alten wurde als weit und niedrig gedacht (πλατεία καὶ ταπεινή), wie sie Lukian in der Vera historia (II, 5) schildert. In dem lateinischen Gedicht vom Phönix, das dem Lactantius (4. Jahrh.) zugeschrieben wird, heißt es von dem paradiesischen Land im Osten, wo der Wundervogel haust:

Illic planities tractus diffundit apertos,
nec tumulus crescit, nec cava vallis hiat

(v. 5. Al. Riese, Anthologia latina, N. 731. Vergl. Kynewulfs angelsächsische Bearbeitung aus dem 8. Jahrhundert, v. 21 ff.



Karl Körner, Angelsächsische Texte, Heilbronn 1880, 142). Auch in der Apokalypse des Einsiedlers Zosimas wird das irdische Paradies folgendermaßen geschildert: da waren keine Berge, nicht auf dieser Seite noch auf der andern, sondern eine Ebene voller Blumengehänge, und das ganze Land war schön (James, The Revelation of Peter, Cambridge 1892, 69. Alfred Nutt a. a. O. 251). Nach der Lehre des Parsismus war die Erde von Ormazd ganz eben geschaffen; die Berge sind das Werk des Ahriman und werden mit ihm vergehen. So im Bundehesh 8, 1 (Sacred Books of the East V, 29) und im Dâdistân-î Dînîk 72, 2 (ebenda XVIII, 213). Nach dem jüngsten Gericht wird die neue selige Welt ganz eben ohne Abhänge sein (Bundehesh 30, 33. Sacred Books V, 129) und so an Schönheit dem Paradiese gleichen (Sadder Bundehesh, s. Spiegel, Die traditionelle Literatur der Parsen, Wien 1860, 180. Vergl. Yâskâr-î Zarîrân in den Sitzungsberichten der Münchner Akademie, philos.-hist. Kl. 1890, II, 50).

[3] (S. 82.) Diese Schilderung kann durch Erinnerungen an den griechischen Hades beeinflußt sein. Aber auch das germanische und keltische Elbenland ist das Land der Toten. Das spricht sich besonders deutlich in den irischen Elbensagen aus: „Die Toten gehören den Elfen an, und sie feiern daher das Absterben eines Menschen wie ein Fest mit Tanz und Musik" (Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen, Leipzig 1826, CVI). Wie die oben (S. 364) erwähnten Halbgötter heißen auch die bei Nacht umziehenden Toten das Elbenheer (K. v. K[illinger], Erin, Stuttgart und Tübingen 1849, VI, 271). Der altkymrische Gott Gwyn ist zugleich König der Elben und der Toten (Rhys, Hibbert Lectures 1886, 146. 559 f.).

Darauf deutet auch das Schweigen der Heurodis bei der Begegnung mit ihrem Gatten. Denn die Geister der Abgeschiedenen reden und lachen nicht (Schambach-Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1855, 380). Im Buch des Wirtembergers aus dem 14. Jahrhundert, das A. Keller in mehreren Bearbeitungen abgedruckt hat (Des von Wirtemberck Pueh, Tübingen 1845. Vergl. A. v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, Stuttgart 1855, 80 ff.), begegnet Ulrich, ein Ritter des Grafen Hartmann von Wirtemberg, im Walde einem langen Zug paarweise reitender Herren und Frauen, welche alle, ohne seinen Gruß zu erwidern, stumm an ihm vor-

überziehen, und erfährt, daß es lauter Verstorbene seien (Brüder Grimm, Deutsche Sagen[2] Nr. 533). Von einer ähnlichen schwäbischen Sage berichtet Martin Crusius (Schwäbische Chronik, 2. Teil, 9. Buch, 17. Kapitel, übersetzt von J. J. Moser, Frankfurt 1733, 1, 553 f.): Auf der Verfolgung eines ungemein großen und schönen Hirsches, den kein Jäger bisher hatte erjagen können, kam der Freiherr Albrecht von Zimmern an ein prächtiges Schloß, vor dem er von schweigenden Dienern empfangen und in einen weiten Saal geführt wurde, wo ein Fürst mit seinen Hofleuten im tiefsten Schweigen beim Mahle saß. Als er bei der Rückkehr nach dem Schlosse zurückblickte, sah er alles in Feuer und Schwefelqualm und hörte lautes Jammergeschrei. Es waren Geister, die hier ihr Fegfeuer abbüßten. Das soll sich im Jahre 1134 zugetragen haben (Deutsche Sagen[2] Nr. 534). Im kymrischen Mabinogi von Branwen ist von einem Zauberkessel die Rede, der tote Krieger, die man hineinlegt, wieder zum Leben erweckt; aber die aus dem Reiche des Todes zurückgekehrten bleiben stumm (Rhys, a. a. O. 256). Auch das aus dem Himmelreich auf die Erde verwiesene Marienkind des deutschen und norwegischen Märchens, die wunderschöne Jungfrau, die, einzig von ihren langen Goldhaaren umhüllt, vom König im Walde gefunden wird, auch sie ist stumm (Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 3. Asbjörnsen und Moe, Norwegische Volksmärchen, deutsch von Bresemann, Berlin 1847, I, 54 ff., Nr. 8). Sie war zweifellos ursprünglich ein elbisches Wesen, und manches von den Mädchen, die nicht reden oder nicht lachen wollen, gehört zu ihrer Sippe. Vielleicht heißen deshalb die Zwerge, die Unterirdischen, in Hessen das stille Volk (Deutsche Sagen[2] Nr. 30. Schambach-Müller a. a. O. 380, Anm. 1). Ebenso schweigt die gefangene Wasserfrau, die eines irdischen Mannes Weib wird, in der griechischen und sizilianischen Sage (Bernhard Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum, Leipzig 1871, I, 116. Bourgain, La chaire française au XIIe siècle, Paris 1879, 321). Kommt sie doch aus dem Totenland unter dem Wasser. Dasselbe meinte Sophokles im Troilus, wenn er die Ehe des Peleus mit der Meerfrau Thetis eine stumme nannte (ἀφθόγγους γάμους. S. Bernh. Schmidt, ebenda. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, Berlin 1877, II, 52). Die von dem angelsächsischen Helden Edric dem

Wilden gefangene Waldfrau spricht wenigstens in den ersten Tagen kein Wort (Gualteri Mapes, De Nugis Curialium distinctiones quinque, ed. Th. Wright, London 1850, 80. Distinct. II, c. 12). Schon bei den alten Ägyptern war Osiris als Totengott der „Herr des Schweigens" (Maspéro, Contes populaires de l'Egypte ancienne, Paris 1882, 180), und in dem noch ins alte Reich zurückgehenden Maneroslied, dem altägyptischen Gaudeamus, heißt es:

Laß vor dir singen und musizieren,
wirf hinter dich alle Sorgen und denke an die Freude,
bis daß kommt jener Tag, an dem man fährt zu dem Lande,
das das Schweigen liebt

(Erman, Ägypten 346. 517. W. Max Müller, Liebespoesie der alten Ägypter 31). [Der Scheol ist ein Reich des Schweigens, s. Psalm 94, 17, 115, 17.]

Lanval

Lai de Lanval s. Roquefort, Marie de France I, 202 ff. — Li lais de Lanval, neu herausgegeben von Erling, Programm, Kempten 1883. — Warnkes Ausgabe der Lais, S. 86 ff. — Januals Liodh s. Strengleikar p. 69. Dänische Übers. von Winter-Hjelm, Strenglege eller Sangenes bog, Kristiania 1850, 121 ff. — Englische Übers. des Lais s. L. Way, Fabliaux or Tales, London 1815, II. 51 ff. — Über das Gedicht s. Ahlström, Studier 52 ff. 68 ff. — [Schofield, The Lays of Graelent and Lanval and the story of Wayland, Publications of the Modern Language Association Vol XV, Nr. 2, p. 121/180.] Meine Übersetzungen aus Marie de France sind nicht nach der mangelhaften Ausgabe Roqueforts, sondern nach den von mir kollationierten Handschriften hergestellt. Die Ausgabe Warnkes kam eben noch rechtzeitig, um vor dem Drucke (der ersten Auflage) verglichen zu werden.

Eine altertümlichere Gestaltung der Lanvalsage, die noch nicht mit der Artursage in Verbindung gebracht ist, heftet sich an den halbmythischen Bretonenhelden Graalent-Mor aus dem fünften Jahrhundert, erhalten im Lai de Graalent (Roquefort, Marie I, 486 ff.). Hier wird der Held durch eine weiße Hindin zu einem Bach im Walde gelockt, worin eine schöne Jungfrau

badet; er raubt ihr die Gewande und erobert ihre Minne im Sturm. Nun gesteht sie, daß sie um seinetwillen zu der Quelle gekommen sei und stellt ihm dieselbe Bedingung wie Lanvals Fee. Eines Tages läßt der König der Bretagne seine Frau vor den versammelten Gästen erscheinen und fragt, ob es ein schöneres Weib auf Erden gebe. Da Graalent in die allgemeine Bewunderung nicht einstimmt, wird er vom König zur Rede gestellt und verrät im Wortwechsel sein Geheimnis. Seine Fee ist nicht so leicht versöhnt wie Lanvals Freundin. Zweimal springt er ihr ins Wasser nach und wird schon von den Wellen fortgerissen, bis sie sich erbarmt und ihn in ihr Land entführt. Nach dem Glauben der Bretonen, so schließt das Gedicht, ist Graalent noch immer am Leben. Lange noch hörte man alljährlich um die Zeit, wo er entschwunden war, sein treues Streitroß, das mit Wiehern und Scharren nach ihm suchte.

Die gemeinsame Quelle der beiden Lais von Graalent und Lanval ist nicht eine mündliche Volkssage, sondern eine schriftliche Aufzeichnung (Varnhagen s. Deutsche Literaturzeitung vom 21. Juli 1886).

Vom Lai de Lanval gibt es eine mittelenglische Übersetzung, die uns mehr oder weniger vollständig in drei Versionen erhalten ist: 1. Landavall in der Handschrift Rawlinson (Kittrege s. American Journal of Philology, Baltimore 1889, X, 1 ff.); 2. Sir Lambewell in Bischof Percys Handschrift (Bishop Percys Folio Manuscript, ed. by Hales and Furnivall, London 1867, I, 142 ff. Krolls, Zur Lanvalsage, Berlin 1886, 6 ff.); 3. Sir Lamwell, das Halliwell-Fragment in der Bodleianischen Bibliothek in Oxford, 8 Blätter eines Drucks (Percy's Folio I, 521); außerdem noch zwei Bruchstücke, eines in Oxford (Percy's Folio I, 533) und eines in Cambridge (Furnivall, Captain Cox, his Ballads and Books, London 1871, XXXI).

Auf Grund dieser Übersetzung verfaßte Thomas Chestre in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine freie Bearbeitung, Sir Launfal, für welche er auch das Lai de Graalent benützte (Riston, Ancient Engleish Metrical Romanceës, London, 1802, I, 179 ff. Way, Fabliaux or Tales, Lond. 1815, III, 233 ff. Erling, Li lais de Lanval 17 ff. Andere Ausgaben s. American Journ. of Philol. X, 2). Die bei Marie unbenannte Fee heißt hier dame Tryamour; ihr Vater ist

der Feenkönig auf der Insel Olyroun (Oléron). Der Name dieser französischen Insel war dem Engländer jener Zeit geläufig durch das Oleronische Recht, la leye Olyroun, eine Privatsammlung von Rechtsgewohnheiten und Urteilssprüchen über Schiffahrt und Seehandel, welche in Frankreich gegen Ende des 11. Jahrhunderts und durch Richard Löwenherz auch in England eingeführt wurde (Karl Münster, Untersuchungen zu Th. Chestres Launfal, Kiel 1886, 9). Die Fee verleiht ihrem Helden, Sir Launfal, einen Wunschseckel, worin er, wenn er hineingreift, eine Mark Goldes findet, ihr Roß Blanchard, ein Lanzenfähnlein mit ihrem Wappen, drei Hermelinen, und ihren Knappen Gyfre. Nachdem er das Geheimnis verraten hat, bleibt der Wunschseckel leer, Gyfre reitet auf Blanchard davon, und alle Herrlichkeit Launfals zerschmilzt wie Schnee. Beim Gerichtstag handelt es sich um seinen Tod. Ein echter alter Märchenzug ist in der Bestrafung der Königin erhalten: sie verwettet ihre Augen, daß Launfal keine schönere beibringe, und die siegreich auftretende Fee bläst ihr wirklich das Augenlicht aus. Altertümlich und an den Schluß des Lai de Graalent, sowie an die Sage vom Roß Bajart (Pfeiffers Germania XXXI, 357) anklingend ist auch die Erzählung, daß man alljährlich an einem bestimmten Tage auf der Insel Oleron Launfals Roß wiehern höre und ihn selbst erscheinen sehe, zum Kampfe bereit. Den Stammbaum der verschiedenen englischen Bearbeitungen s. Kittredge im Americ. Journal X, 16.

Jakob van Maerlant weist (um 1283) im Eingang seines Spieghel Historiael mit Geringschätzung neben den Lügen von Perceval auf die Possen von Lanval (Die truffen van Lenvale. Partie I, Boek I, c. 1, v. 55. Ausg. von De Vries en Verwijs, Leiden 1863, I, 15). Er meint hiermit offenbar eine mittelniederländische Bearbeitung, die uns aber verloren ist.

Lanvals Name, der noch nicht erklärt ist (Loth, Revue celtique XIII, 481. Lot, Romania XXIV, 520, N. 1), wird unter denen der Tafelrunde häufig erwähnt: Lanfal in Hartmanns Erec (1677, fehlt bei Crestien), Lanval im französ. Prosaroman von Tristan unter den Gralsuchern (Löseth, Le roman en prose de Tristan 283, § 395 a), Lenvalles im französischen Lanzelotroman (P. Paris, Romans de la table ronde V, 320), her Lenval in Heinrichs Krône (2292), Linval in Strickers Daniel (248), Limual

im Gauriel v. Muntabel (1240), Lamuas in Arthour and Merlin (herausg. von Kölbing, Leipzig 1890, v. 5439), Lamwell in einem englischen Gedicht des 15. Jahrh. (Fr. Michel, Tristan I, XXV. XCVIII, N. 52. Diese und die anderen englischen Formen des Namens s. Americ. Journ. X, 10 f.) Unter denen, die höchstes Liebesglück in Weibesarm genossen, wird im Guillaume de Dole (5497) Lanvax neben Tristan genannt.

Auf eine ähnliche Sage scheint der Troubadour Rambaut de Vaqueiras († 1207) anzuspielen (s. G. Paris, Romania VII, 459). Der Ritter Désiré lebt im Liebesbund mit einer Waldfee; sobald er dies einem Einsiedler beichtet, verschwindet ihr Ring von seinem Finger (Lai de Désiré s. Francisque Michel, Lais inédits, Paris 1836, 5 ff.). Auch Gauriel von Muntabel, der mit einer Fee vermählt ist, wird von ihr verstoßen und mit entstellendem Siechtum bestraft, weil er sich gegen ihr Verbot ihrer Schönheit gerühmt hat (Gauriel von Muntabel, herausg. von Khull, Graz 1885, v. 43 ff.). Im Seifrid de Ardemont von Albrecht v. Scharfenberg kommt der Held durch einen Dornhag über einen hohen Berg auf eine blühende Heide, auf der eben ein reiches Fest gefeiert wird. Mundirosa, die jungfräuliche Königin dieses Landes — es ist offenbar das Elbenland — reitet ihm mit einem Zug von Rittern und Frauen entgegen und umfängt ihn mit weißen Armen. Als er nach drei Tagen wieder scheiden muß, schärft sie ihm ein, daß er sich niemals ihrer Schönheit rühme. Er übertritt dieses Gebot bei einem Turnier, wo die Königstochter Dulcisamor als die schönste gepriesen wird. Er wird in Fesseln gelegt und soll sterben, wenn er nicht binnen fünf Tagen den Beweis bringe, daß seine Geliebte wirklich schöner sei. Da zieht Mundirosa mit einer schwarzgekleideten Schar weinend daher. Alle sprechen ihr den Preis der Schönheit zu; sie aber nimmt schmerzlichen Abschied von ihm auf immer. Später läßt er sich in eine Pferdehaut genäht von einem Greifen in ihr Land tragen und gewinnt sie durch Heldentaten wieder (Zeitschr. für deutsches Altertum XXVII, 147 ff.). Das Hauptmotiv der Lais von Graalent und Lanval kehrt auch in zwei deutschen Märchen aus dem Odenwalde wieder, welche J. W. Wolf aufgezeichnet hat. In dem einen lebt ein Prinz mit einer himmlischen Prinzessin im Paradies, bis er sich Urlaub erbittet, um seine Eltern zu besuchen. Sie erklärt ihm, er

brauche, wenn er in Not gerate, nur ihren Namen zu rufen, so werde sie alsbald bei ihm sein; rufe er ihr aber ohne Not, so werde das ihr beider Unheil. Zu Hause findet er seinen Vater mit einer zweiten Frau, die noch sehr jung und schön ist. Beim Willkommsfest fragt ihn der Vater: „Du bist nun weit in der Welt umhergekommen und hast manche schöne Frau gesehen; gib aber einmal der Wahrheit die Ehre und sage mir, ob du je ein so schönes Weib gesehen hast, wie meine Gemahlin ist.“ Der Prinz erwidert: „Deren gibt es wohl wenige; aber ich weiß doch eine, die noch tausendmal schöner ist.“ Hierüber gerät er mit seinem beleidigten Vater in Streit und erhitzt sich so, daß er, ihrer Warnung vergessend, sie herbeiruft. Sie erscheint zum Entzücken der Gäste, ist aber blaß und traurig; denn nun sind sie geschieden, und erst nachdem er ein Paar eiserne Stiefel in ruhelosem Wandern durchgetreten hat, wird er wieder mit ihr vereint (Wolf, Deutsche Hausmärchen, Göttingen und Leipzig 1851, S. 211 ff.). Im anderen Märchen soll ein Jägerbursch in Frankreich eine schöne Schwanjungfrau dadurch erlösen, daß er ein Jahr lang alle Sonntage ein Vaterunser für sie bete und nie von ihrer Schönheit spreche. Bei einem großen Vogelschießen wird er Schützenkönig und soll als Preis die Tochter des Königs von Frankreich erhalten. Er schlägt sie aber aus und rühmt sich gegen den König, er habe eine Braut, die noch tausendmal schöner sei. Im selben Augenblick steht die Schwanjungfrau vor ihm und blickt ihn traurig an; denn nun ist ihre Erlösung zu nichte geworden. Erst nach großen Mühen und Qualen vollbringt er das Werk, und der König von Frankreich, an dessen Hof er die Schwanprinzessin bringt, muß nun selber gestehen, daß sie schöner sei, als seine Tochter (ebenda 217 ff.). Mit diesen beiden deutschen Märchen und den beiden altfranzösischen Lais berührt sich das italienische Gedicht von Liombruno [benutzt vor Julius Mosen, Reinhold Köhler, Kleinere Schriften II. 433, 3]. Dieser, der eine Fee zur Gemahlin erworben hat, erbittet sich wie der Prinz Urlaub, um seine Eltern zu besuchen; sie schenkt ihm einen Wunschring, verbietet ihm aber, ihr Verhältnis zu verraten. Wie der Jägerbursch soll er als Sieger im Turnier eine Königstochter heiraten und rühmt sich im Wortwechsel, daß er bereits die schönste Frau sein eigen nenne. Wie Graalent, Lanval und Seifrid soll er das binnen einer festgesetzten Frist beweisen. Ins

Gefängnis geworfen wünscht er durch den Ring seine Gemahlin herbei, und sie erscheint, nachdem sie sich zuvor wie Graalents und Lanvals Fee durch ihre Zofen hat anmelden lassen. (Über dieses Gedicht, die damit verwandten italienischen, östreichischen, südslavischen und dänischen Märchen s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais p. LXXXIV f. [ders. Kleinere Schriften I, 308 f.]). Einen ähnlichen Stoff behandelt das italienische Gedicht Pulzella Gaia (abgedruckt von Rajna in einem per nozze 1893, s. Romania XXII, 621).

Als unser Gedicht entstand, galt in der ritterlichen Welt Verschwiegenheit als des Liebenden erste Pflicht. Aber ganz unabhängig vom Minnekodex einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Gesellschaftsklasse pflegen die Göttinnen, Feen und Elbenfrauen den sterblichen Männern, welchen sie sich in Liebe verbinden, die strengste Wahrung ihres Geheimnisses zur Bedingung zu machen. Das älteste Beispiel bietet der homerische Hymnus, wo Aphrodite zu ihrem Geliebten, dem schönen Hirten Anchises, die drohenden Worte spricht:

Plauderst du's aber aus und berühmst dich törichten Sinnes,
Daß du in Liebe genaht der schönbekränzten Kythere,
Schleudert im Zorne Zeus nach dir den lodernden Blitzstrahl!

(Εἰς Ἀφροδίτην 286. Hymni Homerici, ex recensione Baumeister, Lipsiae 1894, 48.) Wie in allen diesen Sagen übertritt der glückbetörte Mann das Verbot. Anchises rühmt sich beim Becher unter seinen Genossen der Umarmung der Göttin und wird nach den einen vom Blitze des Zeus erschlagen (Hygini Fabulae N. 94). Nach den anderen lenkt Aphrodite aus Erbarmen das Geschoß an ihm vorüber; aber vom Anhauch des himmlischen Feuers wird er für immer gelähmt (Servius ad Aeneid. II, 649).

[1] (S. 88.) Carduel, Cardoel, Cardueil, bei deutschen Dichtern Karidôl und Karidoel, ein vielgenannter Hoffitz König Arturs, ist das heutige Carlisle in Cumberland, Carduilla in der Chronik von Mailros (E. Martin, Fergus, Roman von Guillaume le Clerc, Halle 1872, S. XIX), Kaerleil bei Wace (Brut 1637), auch Caer Luel (Lappenberg, Geschichte von England, Hamburg 1834, I, 17), das kymrische Caer Lliwellydd im Buch Taliesins (Stuart Glennie, Arthurian Localities p. LXXXVIII, Beigabe zu Wheatleys Merlin, London 1869, Band III), Cair Ligualid

bei Nennius (herausg. von San-Marte, Berlin 1844, 80), das alte Luguballia, Luguvallium (H. Zimmer in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1890, I, 525 f.). Nach Gaucher liegt Carduel, la maistres sales, auf der Grenze zwischen Wales und England (Conte del Graal 12598); auch sonst wird es nach Wales verlegt (Carduel en Gales s. Crestiens Chevalier au lyon v. 7. Fergus 9. 13. Hucher, Le Saint Graal, Le Mans 1874, I, 438. 456. Prosaroman von Tristan, Paris 1533, I, Blatt 37, Sp. 2). Das ist eine dunkle Erinnerung an jene Zeit, in der die Kymren das nach ihnen benannte Cumberland und fast die ganze Westhälfte Britanniens bis zum Firth of Clyde nordwärts inne hatten (Glennie, Arthurian Localities, p. XXXVII). Auch in den späteren Balladen ist Carlisle der Lieblingssitz König Arturs, z. B. Kinge Arthur liues in merry Carleile. Marriage of Sir Gawaine 1 (Percy's Folio, Ballads and Romances I, 105). Vergl. Boy and Mantle 2 (ib. II, 304.)

² (S. 88.) Die Kämpfe Arturs mit den Pikten und Schotten erzählt Gottfried von Monmouth, IX, 1 ff. (Ausg. von San Marte S. 122 ff. 126). H. Zimmer weist auf die politische Lage des Jahres 1092 hin (Zeitschr. für franz. Sprache und Literatur XIII, 94).

³ (S. 90.) Mit Kaiser Octavian, der gelegentlich des Luftgezeltes neben Semiramis genannt wird, ist Augustus gemeint. Eine Aufzählung von Dichterstellen, an denen von seinem Reichtum die Rede ist, s. Michel, Floriant et Florete p. XXXIX. Dernedde, Epische Stoffe aus dem Altertum 148. — Im altfranzösischen Roman von den sieben weisen Meistern ist aus dem Schatzhause des Rhampsinit der Schatzturm des Kaisers Octavian (Octeuijen) geworden (Roman des sept sages, v. 2850, Ausg. von A. Keller, Tübingen 1836, S. 111), in der englischen Bearbeitung näher bezeichnet als die Engelsburg, Cressent, that riche tour (Process of the seven sages 1229 ff. bei Weber, Metrical Romances, Edinburgh 1810, III, 59. Cressent ist entstellt aus Crescentius: castrum Crescentii hieß die Engelsburg im Mittelalter, s. Müllenhoff in Haupts Zeitschrift XII, 322). Octavian endet wie Crassus, indem ihm die Römer, damit seine Habgier sich satt trinke, geschmolzenes Gold in den Mund gießen (Friedr. Wilh. Val. Schmidt, Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie, Berlin 1818, 124). Sonst waren

wegen ihres Reichtums auch Alexander und Cäsar sprichwörtlich (s. z. B. Crestien, Erec 6629. 6636), ebenso Kaiser Konstantin, Pipin von Laon und König Artur.

[4] (S. 93.) Ebenso heißt es im Doon de Mayence: De beisier savereus un entremès i a (Jahrbuch f. rom. und engl. Lit. I, 333).

[5] (S. 93.) Wie Lanval braucht Gauriel von Muntabel seine gotinne (Fee) nur herbeizuwünschen, so ist sie da (Ausg. von Khull v. 199 ff. 2969 ff.); ebenso der Ritter von Staufenberg:

„Ach, herzeliebe frouwe mîn,
mîn herze daz begeret dîn."
und dô er des gedankes pflac,
sîn liep an sînem arme lac

(v. 731, s. Altdeutsche Studien von Jänicke, Steinmeyer und Wilmanns, Berlin 1871, S. 26). [Edward Schröder, Zwei altdeutsche Rittermären, Berlin 1894, s. 86.]

[6] (S. 94.) Einer Dame den Arm anzubieten, war im Mittelalter nicht üblich. Man ging paarweise Hand in Hand. Der Führende faßte die Dame an der Linken (Lai de Graalent 264, s. Roquefort, Marie I, 506. Tydorel 56, s. Romania VIII, 67) und zwar nur an den Fingern (Court de paradis 464, s. Barbazan-Méon III, 143, vergl. v. 325. 336). Vornehme Frauen ergriffen selbst ihres Ritters Hand. So faßt Kriemhild bei der ersten Begegnung die Hand Siegfrieds (Nib. B 292. C 295); die junge Markgräfin von Bechelaren nimmt Giselher bei der Hand, ihre Mutter den König Gunther (A 1606. B 1667. C 1706). Ebenso „gesellen sich" die Herren (s. Germania X, 130. Henrici, Zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik, Berlin 1876, S. 41). Die von Frau Bride durch die Glocke zusammengerufenen Tempelherren ziehen Hand in Hand nach dem Palas (Orendel, h. von Berger, Bonn 1888, v. 1920 und Anm. S. 172). Rivalin tritt in der nordischen Tristrams Saga c. 2 mit seinen Begleitern vor König Marke tveir ok tveir saman gangandi, haldandist i hendr (Ausg. von Kölbing, Heilbronn 1878, S. 6, 26). So nähern sich Gawain und seine Brüder und Genossen dem König Artur, um sich den Ritterschlag zu erbitten (P. Paris, Romans de la table ronde II, 201). Auch die Damen gehen im Zuge Hand in Hand:

toutes les puceles i viennent
et main à main totes s'i tiennent

(Crestien, Graal 5419). Die heutige Sitte scheint erst im 16. Jahrh. aufgekommen zu sein. Wilhelm Wernher von Zimmern führt seine Schwägerin underm arm (Zimmerische Chronik, herausg. von Barack, Tübingen 1869, III, 30, 23; vergl. III, 31, 14. 265, 14). Zwar wird schon der Knabe Tristan von dem jungen Hofgesinde under armen vor Marke geführt (Gottfrieds Tristan 3328). Doch ist damit gemeint (wie v. 17527 beweist), daß die zunächst Gehenden ihm die Arme um den Hals legen.

[7] (S. 95.) Über den Vorwurf, den die Königin im Original deutlicher ausspricht, s. Alwin Schultz, Das höfische Leben[2] I, 587 f. — Von den antiken Schriftstellern werden besonders die Kelten solcher Laster bezichtigt (Aristoteles, De republica II, 9. Strabo ed. Casaubonus, Paris 1620, L. IV, p. 197. Diodorus V, 32. Athenaeus XIII, 8. ed. Casaubonus 603 A. Eusebius, Praeparatio Evangelica VI, 10. Vergl. Roget de Belloguet, Ethnogénie Gauloise, Paris 1858, III, 9 f., der den Makel wenigstens von den eigentlichen Galliern abzuwehren sucht). Galfrid von Monmouth sagt dasselbe dem schönen und tapferen Britenkönig Malgo nach (Hist. Regum Britanniae XI, 7. Ausg. von San-Marte 159. 436). Im altfranzösischen Eneas sucht die Mutter der Lavinia dieser ihre Liebe zu entleiden, indem sie gegen Aeneas die gleiche Beschuldigung ausspricht p. p. Salverda de Grave, Halle 1891, v. 8567 ff.), und da er liebeskrank daniederliegend sich nicht sehen läßt, klagt das sehnsüchtige Mädchen über ihn mit einer befremdend roh sich äußernden Sachkenntnis (9130 ff., ebenso in Heinrichs von Veldeke Eneide, herausg. von Behaghel, Heilbronn 1882, v. 10634 ff. 11442 ff.). Wie Lanval müssen auch andere Männer, die den Liebesantrag eines Weibes zurückweisen, ähnliche Vorwürfe über sich ergehen lassen, so in einem Gedicht des Quenes de Bethune (Romancero français, Paris 1833, 109), im Gilles de Chin von Gautier de Tournay im 14. Jahrh. (p. p. le baron de Reiffenberg, Bruxelles 1847, v. 3527 ff.), und nicht bloß in der Dichtung. Man sehe folgendes Pariser Sittenbild vom Ausgang des 12. Jahrhunderts: Meretrices publicae ubique per vicos et plateas civitatis passim ad lupanaria sua clericos transeuntes quasi

per violentiam pertrahebant. Quod si forte ingredi recusarent, confestim eos Sodomitas post ipsos conclamantes dicebant. Illud enim foedum et abominabile vitium adeo civitatem quasi lepra incurabilis et venenum insanabile occupaverat, quod honorificum reputabant, si quis publice teneret unam vel plures concubinas (Jacobus de Vitriaco, Historia occidentalis c. 7. Duaci 1597, 278).

[8] (S. 103.) Daß es wirklich bei den Damen Mode war, durch das Schnürwerk an den Seiten des Hemdes die bloße Haut scheinen zu lassen, bezeugt uns Robert von Blois, der in seiner Anstandslehre für Damen diese Sitte als anstößig brandmarkt (Chastiement des Dames 193, s. Barbazan-Méon II, 190). Darauf geht wohl auch die Stelle im Wigalois 269, 6: nâch der Franzoiser siten mit offener næte. Nach anderen Dichtern sah man die Haut, weil der Stoff der Hemden durchsichtig war. So schildert ihn der Roman von Guillaume de Dole (4368) und Konrad von Würzburg im Engelhard (3034 ff. 3078 ff.). So verstand auch der Verfasser des englischen Romaunt of the Rose sein französisches Original, indem er übersetzt:

For thorough hir smokke wrought with silk
the flesh was seen as white as mylk

(The Romaunt of the Rose, ed. Kaluza, London 1891, I, 71, v. 1195). Auch dies ist der Wirklichkeit entnommen, wie wir aus Hadloub (um 1300) ersehen, der in einem Winterlied beklagt, daß nun die schönen Frauen ihren zarten Leib vor dem kalten Winde verhüllen und nicht mehr durch das feine Linnengewand die weißen Beine und Arme schimmern (Bartsch, Schweizer Minnesänger, Frauenfeld 1886, 343, N. 44, 34).

[9] (S. 104.) Die brünette Hautfarbe galt im Mittelalter für unschön wie die schwarzen Haare (G. Paris, Romania XIX, 316, N. 3). Ganz ähnlich wie in unserer Stelle heißt es im Roman de la Rose (v. 1184) von einer Schönen: qui ne fu ne brune ne bise. In den mannigfachen Fassungen der schottisch-englischen Ballade von Lord Thomas and fair Annet ist die braune Braut (the brown bride, the nut-browne bride) der häßliche Gegensatz zu der weißen Geliebten des Lords (Child, The Engl. and Scott. Pop. Ballads III, 179 ff.). Im altfranzösischen Liede beklagt sich auch die Brünette über Zurücksetzung:

Cleire brunette sui, enmi!
Laisette, et si n'ai point d'amin

(Jeanroy, Les Origines de la Poésie lyrique en France, Paris 1889, 183), und das ungeliebte Mädchen, das nicht hübsch ist, meint, ein besseres Los zu verdienen, da es doch blond sei: Jolie ne suix je pas, mais je sui blondete, d'amin soulete (ebenda 182). Noch Clement Marot sagt im Jahre 1537 von Madeleine, der Tochter des Königs Franz I., sie sei schön, obgleich sie brünett sei:

Maint dyamant sur sa teste reluyt
de la brunette: et ainsy attournée,
son tainct pour vray semble une clere nuict,
quand elle est bien d'estoilles couronnée.
Brunette elle est: mais pourtant elle est belle

(Chant XI. Oeuvres, p. p. Auguis, Paris 1823, II, 35). Zur Schilderung weiblicher Häßlichkeit gehören schwarze Haare (z. B. in dem ironischen Frauenlob im Bulletin de la Société des anciens textes français XXIV, 97). Von den Sarazenen sagt Joinville, sie seien garstig anzusehen: car les cheveus des testes et des barbes sont touz noirs (Histoire de St. Louis, p. p. Fr. Michel, Paris 1830, 180). Das Mittelalter empfing sein menschliches Schönheitsideal von der herrschenden germanischen Rasse. Ihr Abzeichen war neben dem blonden Haar die weiße Haut, durch welche die blauen Adern scheinen. Daher nannten die Spanier ihren von den Goten stammenden Adel sangre azul, blaues Blut. Nach dem kulturhistorisch hochbedeutsamen Eddalied von Rig, das die Entstehung der Stände erzählt, hat der Edle, Jarl, hellblondes Haar und lichte Haut (bleikt var hár, biartir vangar. Rigspula 34), der Gemeinfreie, Karl, rotblondes Haar und rötliche Haut (raudan ok riódan 21) und der einer unterworfenen Rasse angehörige Knecht, Thræl, schwarzes Haar und fahle Haut (hosvan ok svartan 7).

[10] (S. 105.) Steine mit Stufen zum Auf- und Absteigen für die Reiter standen an den Haustüren, auch an Wegen und in Wäldern. Sie hießen perrons (z. B. Renaus de Montauban 78, 15. Berte aus grans piés 267. 1993. 3278. 3349. Blonde d'Oxford 5842. Blancandin et L'Orgueilleuse d'Amour 1323.

Mabinogion, trad. par Loth I, 199. P. Meyer, Girart de Roussillon p. LXXVIII), in einer Ordonnanz Philipps von Valois vom Jahre 1328 pierres avaloires, von avaler absteigen (Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, I, 193). Den perron real bei Crestien (Erec 1169) erklärt Hartmann von Aue als einen breiten Stein, von der Palasttreppe etwas abstehend, der in der Burg angebracht war, damit König Artur da auf das Roß oder von dem Rosse steige (Erec 1198 ff.).

Wie Lanval sitzt in der jüngeren irischen Sage Oisin (Ossian) hinter der ihn abholenden Fee Niam auf dem Roß und reitet mit ihr über Land und Meer nach Tirnanoge, ins Land der Jugend (Joyce, Old Celtic Romances[2] 389). Über Avalon s. S. 356, Anm. 298.

Iwonek

Lai d'Ywenec, s. Roquefort, Marie de France I, 272 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais S. 123 ff.: Yonec. — Jonets liodh s. Strengleikar 74. Dänisch bei Winter-Hjelm, Strenglege 132.

Das Lai sollte eigentlich nach Iwoneks dämonischem Vater benannt sein, der in den Handschriften Muldumarec, Murdimalet, Nusdumaret und Eudemarec heißt. Eine Pariser Handschrift (Bibl. nat. franç. 2168) schließt das Gedicht auch mit den Worten: Ci faut li lais de Eudemarec. Die nordische Prosa nennt diesen Namen nicht.

Iwonec, Ywenec, Yonec ist das bretonische, Jonet das französische Deminutiv des Namens Iwon, Yvon, der bei den Bretonen besonders beliebt war; daher heißt so in dem Gedicht Le privilège aux Bretons der Vertreter des bretonischen Volks (Jubinal, Jongleurs et Trouvères, Paris 1835, p. 52). Das ist der berühmte Name Iwan, Iwein (s. die verschiedenen Träger desselben bei Crestien, Erec 1694 ff.), kymrisch Owein, Owen. Yonet heißt Gawains Knappe im Conte del Graal von Crestien 2359, in der Fortsetzung Gauchers bald der Sohn, bald der Neffe des Königs Ider (Graal 11291. 15904). Es ist der Iwanet Wolframs, bei ihm Frau Ginovers Knappe und Vetter (Parzival

156, 3). Die weibliche Form ist Ivona, Yvonne. — Der Name geht zurück auf das altkeltische Esugenos, Abkömmling des Donnergottes Esus (J. Rhys, Hibbert Lectures 1886, 63).

Über den Schauplatz der Handlung kommen wir nicht ganz ins reine. Die Stadt wird in den Handschriften übereinstimmend Caerwent genannt; der Fluß, woran sie liegt, heißt bald Duëlas, Dualas, bald Ditalas. Diese Namen von Stadt und Fluß sind aber nicht zusammenzubringen. Bei Caerwent haben wir die Wahl zwischen dem heute noch so heißenden Dorf in der Nähe von Chepstow in Monmouthshire, dem alten Venta Silurum, und der heutigen Stadt Winchester, dem alten Venta Belgarum, Kaërgwent im Münchner Brut (v. 2667, herausg. von K. Hofmann und Vollmöller, Halle 1877, S. 69). Für das letztere spräche der Umstand, daß die Wallfahrer von ihrem Caerwent bis Caerleon durch fremde Gegenden kommen, wo sie einen Führer brauchen und unterwegs übernachten, was auf Caerwent in Monmouthshire nicht paßt, das nur einige Stunden von Caerleon entfernt ist. Aber weder hier noch dort findet sich ein Fluß Duelas oder Dualas. Der Fluß- und Bachname Dulas, Duglas, Dubglas (dub dunkel, schwarz; glas grün, grau) kommt übrigens auf keltischem Gebiet nicht selten vor (s. H. Zimmer in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1891, 705), auch in der Bretagne (s. Brugger, Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur XX, 125. Lot, Romania XXVIII, 25). Der nordische Übersetzer verlegt die Stadt, die bei ihm Caroen borg heißt, nach Cornwall (Strengleikar p. 74. 81).

Ebensowenig wie diese Ortsnamen wollen die Angaben Maries über den geheimnisvollen Geliebten der Frau zusammenstimmen. Im ersten Teil ihrer Erzählung ist er der Fürst eines unterirdischen Reichs, in das man durch einen hohlen Berg nahe bei Caerwent gelangt; im zweiten liegt sein Land im hellen Tageslicht weitab von Caerwent auf dem Wege nach Caerleon. Es ist, als ob sich hier zwei verschiedene Fassungen derselben Sage ineinander verschoben hätten: nach der einen war Iwoneks Vater ein Elbenfürst im hohlen Berge, nach der andern ein zauberkundiger Mensch, der Vogelgestalt anzunehmen wußte. Im ersteren Falle gleicht er dem reizenden Göttersohn des indisch-kalmückischen Märchens, der in Vogelgestalt die Gemahlin des Chans zu besuchen pflegt, bis er sich in einem auf Rat des

Ministers angefachten Feuer versengt (Jülg, Die Märchen des Siddhi-kür, Leipzig 1866, S. 63 f.), im letzteren Fall dem goldhaarigen Prinzen des südtirolischen Märchens, der durch Zauber gezwungen in Taubengestalt zur jüngsten Tochter des Kaufmanns geflogen kommt (Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol, Innsbruck 1867, S. 47 ff.). Unser Lai erinnert ferner an ein Märchen der Gräfin d'Aulnoy von dem in einen blauen Vogel verwandelten Königssohn, der die schöne gefangene Florine nächtlicherweise besucht, jedoch ohne sein Vogelkleid ablegen zu können, und der durch Messer verwundet wird, die in den Zweigen des Baumes, wo er sein Nest hat, angebracht werden (Cabinet des fées, Amsterdam 1785, II, 62 ff.). Noch näher stehen unserer Erzählung zahlreiche durch ganz Europa verbreitete Volksmärchen, worüber Reinhold Köhler in Warnkes Ausgabe (LXXXVIII f.) die Nachweise gibt, denen ich nur ein neugriechisches Märchen hinzuzufügen habe (Folk Lore Journal II, 241, N. 10). Ein heiteres Gegenstück haben wir in dem Rittermärchen vom Junker und dem treuen Heinrich aus dem 14. Jahrhundert. Da verwandelt sich der Held mit Hilfe eines Zaubersteins in ein kleines Vögelein und fliegt ins Gemach der Königstochter. Sie schlägt sofort das Fenster zu und jagt den Vogel, bis er sich auf ihr Bett setzt. Rasch wirft sie einen schönen Mantel über ihn und faßt ihn mit der Hand: aber zu ihrem Schrecken wird daraus ein junger Mann. Er kehrt öfter im Liebesverlangen wieder und gewinnt sie im Turnier zur Gattin (Von der Hagens Gesamtabenteuer III, 217 ff. Separatausgabe von Kinzel, Berlin 1880, 58 ff.). Auch das albanesische Märchen „Taubenliebe", in dem zur Königstochter eine Taube fliegt, die sich durch ein Milchbad in einen schönen jungen Mann verwandelt, kommt nach der Trennung der Liebenden zu einem guten Ende (J. G. von Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, II, 130, N. 102). Ähnliches in Irland und England s. Nutt, Folk-Lore II, 87. Joseph Jacobs, English Fairy Tales[3], London 1898, 159 ff.

[1] (S. 108.) A forte corde trai e tir. Eine ähnliche sprichwörtliche Redensart lebt noch heute in Anjou: A longue corde tire, Qui d'autrui mort désire (Soland, Proverbes et dictons rimés de l'Anjou, Angers 1858, 64).

[2] (S. 110.) Das dämonische Wesen, um sich als Christen

zu erweisen, das Abendmahl nehmen, kommt auch sonst vor, z. B. im Lai de Désiré (Fr. Michel, Lais inédits p. 21 f.).

[8] (S. 119.) Die Stadtheiligen von Caerleon waren die beiden einheimischen Märtyrer Aron und Julius, welche bald nach dem englischen Protomartyr Albanus in der Diokletianischen Verfolgung ihren Tod fanden. Von ihnen handelt Gildas (Historia § 10. 11. Ausg. von San-Marte, Berlin 1844, S. 140), Beda (Historia ecclesiastica gentis Anglorum, I, c. 7, ed. Holder, Freiburg und Tübingen 1882, S. 15) und nach ihm Galfrid von Monmouth (V, 5, 19, Ausg. von San-Marte S. 63. 283). Vergl. Acta Sanctorum, Juli I, p. 17.

Jeder dieser beiden hatte in Caerleon seine eigene Kirche. Die Kirche des h. Julius gehörte zu einem Nonnenkloster, in welchem nach Galfrid Ginevra den Schleier nahm (XI, 1, 38, San-Marte 156). Die Kirche des h. Aaron, mit einem Chorherrenstift verbunden, war zugleich die erzbischöfliche Kathedrale, die Metropolitankirche von Wales (Giraldus, Itinerarium Kambriae I, c. 5; Opera ed. Dimock, London 1868, VI, 55 ff. — Darnach Galfrid IX, 12, 15; San-Marte 132. — Vergl. Usserius, Britannicarum Ecclesiarum Antiquitates, Londini 1687, 2. editio, p. 85). Auf Historien, welche im Stift des h. Aaron aufbewahrt werden, beruft sich der Dichter des Lai de l'Espine als seine Quelle (v. 6; Roquefort, Marie de France I, 542). Über die Stadt Caerleon s. die Anmerkungen zu meinem Tristan 3. Aufl. 535.

Der h. Aaron von Caerleon ist von einem anderen keltischen Heiligen gleiches Namens, dem bretonischen Inseleinsiedler, wohl zu unterscheiden (s. Acta Sanctorum, Juni IV, 247).

Guingamor

Le lay de Guingamor, herausg. von Gaston Paris, Romania VIII, 50 ff. Es fehlt in der nordischen Übersetzung.

Möglicherweise von Marie de France (s. Zenker, Literaturblatt für germ. und rom. Philologie XIII, 419 ff.)

Ahlström, Studier 56 ff. Eine sorgsame Vergleichung der Einzelheiten unseres Lai mit den verwandten Zügen in Graalent,

Désiré, Lanval, Dolopathos u. a. gab William Henry Schofield in den Studies and Notes in Philology and Literature, V. Child Memorial Volume, Boston 1896, 221 ff. Vergl. G. Paris, Romania XXVII, 323.

Von den verschiedenen Formen des Namens Guingamor, Guingamuer, Guingamars, Guigamor, Guigemar u. s. w. handelt Heinrich Zimmer (Zeitschr. für franz. Sprache und Literatur XIII, 7 ff.). Nach ihm ist die älteste Form Winhomarch in den Redoner Urkunden von 854 an, später Guihomarcus, Guihomar, Guigomar, daher das deutsche Wigamûr im Gedicht des bayrischen Spielmanns, der übrigens von unserem Helden nichts als den Namen gewußt hat. Gengemor in des Strickers Daniel (v. 248), Goiomar und Goionar in Arthur and Merlin (v. 9713, 9213. 9670), Gryngamore bei Malory (Morte Darthur, ed. Sommer I, 242 ff. Index II, 166).

Was die Datierung der Sage betrifft, so hat unser Lai, das sie in die Zeit eines ungenannten alten Bretonenkönigs verlegt, sicher das Ursprüngliche. Ihre früheste Erwähnung in der Literatur jedoch, in Crestiens Erec um 1165, zeigt sie bereits der Artursage angegliedert. Da ist Guingomars einer der von Artur entbotenen lehnspflichtigen Könige; er beherrscht die Insel Avalon, und seine Geliebte ist die bekannteste Fee des Artursagenkreises, Morgan (Christian von Troyes, Erec, herausg. von Wendelin Förster, Halle 1896, v. 1954 ff. Vergl. die entstellten Namen im Erec des Hartmann von Aue 1927 ff.). Er hat einen Bruder Graislemiers de Fine Posterne, der mit ihm aus Crestiens Gedicht in den Bel Desconëu des Renaud de Beaujeu übergegangen ist (v. 5427). Die euhemeristischen Prosaromane, welche die Fee Morgan zu einem wollüstigen menschlichen Weib, zur Tochter des Herzogs von Cornwall und der Igerne, also zu einer Stiefschwester Arturs, gemacht haben, nennen Guiomar (Livre d'Artus, s. Freymond, Zeitschr. für franz. Sprache und Literatur XVII, 13 ff. 38) oder Guiamors de Camelide (Jonckbloet, Roman van Lancelot, 's Gravenhage 1849, II, LXXI) als Arturs Neffen, welcher mit der unter den Jungfrauen der neuvermählten Königin Guenievre am Hofe weilenden Morgain in heimlichem Liebesbunde lebte, bis die Königin das Paar trennte. Da suchte Morgain den Zauberer Merlin auf, der sich in sie verliebte und sie in seinen geheimen Künsten unterwies.

Mit deren Hilfe schuf sie den Zauber des Val sanz retor, der die dort Ankommenden nicht mehr heimkehren ließ; sie tat es in der Hoffnung, sich so des Geliebten wieder bemächtigen und zugleich an der Königin Rache nehmen zu können, indem sie die Ritter, die in deren Gunst waren, dort einschloß. Hier schimmert die ursprüngliche mythische Sage noch deutlich durch: das „Tal ohne Rückkehr", wo die Fee ihre Gefangenen festhält, ist das elbische Totenland. Schon im altbabylonischen Epos heißt die Unterwelt mat-la-tayarti, das Land ohne Heimkehr (Eberh. Schrader, Die Höllenfahrt der Istar, Gießen 1874, S. 23), wie auch Hiob (16, 22) den Weg in den Scheol „einen Pfad ohne Rückkehr" nennt. Dieses Tal entspricht genau der nur durch ein fließendes Wasser vom Wohnsitz der Sterblichen getrennten lande aventureuse unseres Lai (v. 357), von wo keiner der Ritter, die der dämonische weiße Eber dahin gelockt hat, wieder heimkehrt.

Gaucher von Dourdan, der Fortsetzer von Crestiens Conte del graal im Ausgang des 12. Jahrhunderts, hat unser Lai gekannt und die Erzählung aus eigener Erfindung weitergesponnen (v. 21859 ff. Vergl. Schofield a. a. O. 240 f.). Er gab der Fee den Namen Brangepart. Eines Tages bringt ein Schwan einen toten Ritter in einem prächtigen Bot an Arturs Hof, und eine ihn begleitende Jungfrau erklärt dem König, der Tote sei ein Sohn des Guingamuer, den dieser mit der Fee, der Sterbliche mit der Unsterblichen, gezeugt habe:

Bien avés oï aconter
coment il caça le sangler
et com ma dame le retint;
bien avés oï qu'il devint.

Wenn man der Mutter den toten Sohn zurückbrächte, würde ein großes Wunder geschehen. Aber das weitere fehlt. Den Namen des Sohnes hat Gaucher aus den Namen der Eltern zusammengesetzt: Brangemuer (ähnliches s. meinen Parzival[3] 535). Daß die Fee von Guingamor ein Kind empfing, weiß auch der Verfasser des Lancelotromans, der ausdrücklich sagt, Morgain sei, als Guiamor sie verlassen mußte, von ihm schwanger gewesen (Jonckbloet a. a. O.).

[1] (S. 125.) Da es in den altfranzösischen Dichtungen, besonders in den Nationalepen, durchaus nichts Ungewöhnliches ist, daß die Liebeswerbung von den heißblütigen Frauen ausgeht (Schiött, L'amour et les amoureux dans les lais de Marie de France, Lund 1889, 59, N. 1), so konnten Anklänge an die Sage von Joseph und der Frau des Potiphar nicht ausbleiben. Auch im Gedicht von Garin de Montglane zerreißt die Kaiserin Galiene den Mantel des widerstrebenden Helden (Gautier, Epopées françaises[2] IV, 139). Über die verwandten Züge im Graalent und Lanval s. Schofield a. a. O. 228.

[2] (S. 129.) Daß einzelne auf der Fährte jagende Hunde vom Weidmann wie Jagdleoparden auf dem Pferd mitgeführt wurden, ersehen wir auch aus der Sage vom König Herla (s. unten Anm. 10).

[3] (S. 131.) Ein solches ödes Wunderschloß, domus regia, findet sich schon im Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius (Lucii Apulei Metamorphoseon Libri XI, rec. Van de Vliet, Lipsiae 1897, L. V, 1 ff., p. 95 ff.) und häufig in den ritterlichen Dichtungen, z. B. Partonopeus (v. 781 ff. ed. Crapelet, Paris, 1834, I, 28 ff.), Conte del Graal (Schofield a. a. O. 225), Claris et Laris (v. 24 104 ff.), Heinrichs von dem Türlin Krone (v. 28 741 ff.), Friedrich von Schwaben (Maßmann, Partonopeus und Melior, Berlin 1847, 131), auch in Pulcis Morgante Maggiore (Canto II. Venezia 1784, I, 32 ff.). In der aus indischen Quellen stammenden Märchensammlung Bahar Danusch, von dem Perser Inâja tullah um 1650 in Delhi geschrieben, liegt eine ganze Wunderstadt mit dem Königspalast lautlos, ohne Bewohner (Bahar-Danush or Garden of Knowledge, transl. from the Persic of Einaiut Oulah by Jonathan Scott, Shrewsbury 1799, II, 316 ff., c. 28). Vergl. das öde Schloß des Satans im litauischen Märchen (Leskien und Brugmann, Litauische Volkslieder und Märchen, Straßburg 1882 S. 379).

[4] (S. 132.) Für olivier (v. 423) habe ich, Paulin Paris folgend (Romans de la table ronde II, 306), einen Weidenbaum genannt. Doch könnte der Ölbaum durch dieselbe poetische Lizenz in die Landschaftsbilder der nordfranzösischen Dichter gekommen sein wie der Feigenbaum ins deutsche Volkslied. Selbst die Litauer singen vom Ölbaum (Nesselmann, Dainos, Berlin 1853, Nr. 78).

[5] (S. 132.) Über den Kleiderraub s. Anmerkung zur Einleitung N. 207.

[6] (S. 133.) Meist wird der Held durch ein auffallend schönes und großes Wild in die Feen- und Geistersphäre gelockt (s. Anmerkung zur Einleitung N. 208). Li blans pors, blans senglers unseres Lai erinnert an das dämonische Wildschwein, dem Artur und seine Gefährten durch ganz Britannien und bis gegen Irland nachjagen, und an das Schwein Henwen (das „alte weiße") in den kymrischen Triaden (Lot, Romania XXV, 590. XXVIII, 23).

[7] (S. 134.) Hier berührt sich unser Gedicht mit uralten irischen Überlieferungen, nach welchen das Land der Seligen ein Mädchenland ist, wo jedem Ankömmling seine Bettgenossin zugeteilt wird, so schon in „Brans Meerfahrt" aus dem 7. Jahrhundert (Kuno Meyer, Voyage of Bran, London 1895, 30. Vergl. H. Zimmer, Zeitschr. für deutsch. Altertum XXXIII, 260 f. 281). Dem entspricht die irische Sage von der Seefahrt des Maelduin aus dem 8. oder 9. Jahrhundert (Zimmer, ebenda 166 f.; vergl. 328 f.). Maelduin liegt bei der Inselkönigin, und jeder seiner Genossen erhält eine ihrer Töchter (A. Nutt bei Kuno Meyer, Bran 164). Loëgaire, der als Kampfgenosse dem Feenkönig Fiachna ins Gefilde der Seligen unter dem Wasser gefolgt ist (s. Anm. zu Tydorel N. 6), wird mit dessen Tochter Sonnenträne belohnt, und jeder seiner fünfzig Krieger erhält ein Weib (D'Arbois de Jubainville, Le cycle mythologique 359. A. Nutt a. a. O. 182). Auch die Feenjungfrau, welche den Königssohn Condla entführt, spricht ihm von einem Land, wo sie vor Nacht noch sein könnten: dort wohne niemand als Frauen und Mädchen (Zimmer a. a. O. 264. Joseph Jacobs, Celtic Fairy Tales 3). Vergl. das Land der unsterblichen Frauen im Buch von Leinster aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh. (A. Nutt a. a. O. 198) und das im Westen liegende Mädchenland des ossianischen Zyklus aus dem 13. oder 14. Jahrh. (ebenda 200). Nach der wahrscheinlich richtigen Erklärung Wilhelms von Malmesbury (um 1140) kommt der Name Avalon von einem Gott Avalloc, der allein mit seinen Töchtern die Insel bewohnte (Lot, Romania XXIV, 330). Daher die Mädcheninsel, das Mädchenland in den Romanen: l'Isle as puceles bei Crestien (Chevalier au lyon 5257) der Juncvrouwen wert bei Hartmann von Aue

(Iwein 6326), Maydenland im englischen Ywain and Gawain (3010), der meide lant bei Ulrich von Zatzikhoven (Lanzelot 4685) und Heinrich von dem Türlin (Krone 17469), the Maydenelande im Sir Perceval of Gales 956. 1128 u. a.

[8] (S. 134.) Ich lese v. 516: O biaus ostors sors et muiers. Vergl. Roman de l'Escoufle v. 6684. 6693. — sor, rötlich, heißen die jungen Habichte im ersten Jahr; muier ist der ältere Vogel, der schon ein oder mehrere Male gemausert hat. Ostors sors et muiers stand offenbar auch im Tristan des Thomas, von Gottfried von Straßburg in den Versen 2204 f. wiedergegeben: habeche (mûzære und ouch in rôten vederen). S. meinen Tristan[4] 498. Du Cange s. v. saurus. Lohengrin 3394.

[9] (S. 135.) Über das Hinschwinden der Zeit im Elbenland s. Anm. zur Einleitung N. 210.

[10] (S. 138.) Fast immer, wenn in den Sagen davon die Rede ist, daß ein Gast des Elbenlandes in seine irdische Heimat zurückkehren will, wird ihm eine Warnung, ein Verbot mit auf den Weg gegeben (s. Einleitung S. 69): er soll, wenn er zu Schiff ist, nicht das Land betreten; er soll, wenn er reitet, nicht vom Rosse steigen; er soll keine irdische Nahrung zu sich nehmen. [Reinhold Köhler Kleinere Schriften II, 428 ff.] Als Bran von der seligen Insel scheidet und sich der irischen Küste nähert, da springt einer seiner Genossen trotz des Verbotes ans Land und zerfällt sofort in Asche (Kuno Meyer, Voyage of Bran 30 ff.). Dem König Herla, der mit seinem Gefolge auf der Hochzeit eines Zwergs über zweihundert Jahre verbracht hat, gibt dieser sein Wirt einen Schweißhund mit, der einem vom Gefolge aufs Pferd gesetzt wird und schärft ihnen ein, daß keiner vom Pferde steige, bis der Hund herabspringe. Einige übertreten dieses Gebot und zerfallen, sobald sie die Erde berühren, zu Staub (Gualteri Mapes, De nugis curialium, ed. Th. Wright, London 1850, 14 f.). In der Regel übertritt der Heimkehrende das Verbot. Nur Loëgaire und seine fünfzig Helden, als sie wieder zu den Ihrigen kommen, um Abschied zu nehmen, bleiben auf den Rossen sitzen und kehren ins selige Land zurück (D'Arbois de Jubainville, Cycle mythologique 360 f. A. Nutt a. a. O. 182 f.). Nach einer jüngeren ossianischen Sage hat Oisin im Lande der Jugend mit der Königstochter über dreihundert Jahre gelebt, als ihn unwiderstehliche Sehnsucht er-

greift, Irland wiederzusehen. Auch er soll nicht vom Rosse steigen. Als er aber eines Tags Männern helfen will, die eine übermäßige Last tragen, bricht der Sattelgurt und er fällt zur Erde. Sofort wird er alt und blind und gebrechlich und muß als hilfloser Greis in Irland bleiben (ebenda 362 f. Windisch in den Verhandlungen der 33. Versammlung deutscher Philologen in Gera, Leipzig 1879, 26. Liebrecht, Zeitschr. für roman. Philologie VII, 606, Joyce, Old Celtic Romances[2] 395 ff. A. Nutt bei Kuno Meyer, Bran 149 ff.). Ein anderer irischer Held, Crimthann, findet, wie es scheint, unter gleichen Umständen den Tod (D'Arbois 364 f.). Ebenso stirbt im italienischen Volkslied der aus dem Lande der Unsterblichkeit kommende Ritter Senno, sobald sein Fuß die Erde der Sterblichen berührt (G. Paris, Romania VIII, 50. [Ähnliches in den italienischen Märchen bei R. Köhler, Kleinere Schriften II, 406. 407. 410. 411. 417.]) Vergl. Child, The Engl. and Scott. Popular Ballads I, 322. Joseph Jacobs, English Fairy Tales[3] 119.

Wie derjenige, der zu den Unterirdischen kommt, ihnen durch Annahme von Speisen verfallen ist, so geht umgekehrt, wer bei den Seligen verweilt hat, durch irdische Nahrung ihres herrlichsten Vorrechtes, der ewigen Jugend, verlustig. Eine Andeutung gibt uns schon der altindische Mythus von der Nymphe Urvaçî, die in ihrem Liebesleben mit dem sterblichen Helden Purûravas einmal einen Tropfen Butter über die Lippen gebracht hat und dadurch auch nach ihrer Rückkehr zu den Göttern nicht ganz von ihren Beziehungen zum Menschendasein losgelöst ist, sondern die Erinnerung an die genossene Erdenluft behält (A. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks, Berlin 1859, 83, Anm.). Zu vollster Schönheit entfaltete sich diese Vorstellung in einer polynesischen Stammsage. Kurze Zeit nachdem der Gott Tangaloa die Tongainseln mit dem Angelhaken aus dem Meer emporgehoben hatte, kamen männliche und weibliche Bewohner der Götterinsel Bolotu aus Neugier übers Meer herangefahren, und die neue Welt gefiel ihnen so, daß sie dazubleiben beschlossen und ihren Kahn zerschlugen. Aber nach wenigen Tagen starben einige von ihnen. Die anderen in Aufregung versuchten, mit einem neugebauten Fahrzeug heimzukehren, aber umsonst, und die Götter offenbarten ihnen, da sie irdische Lüfte geatmet und irdische Früchte gegessen hätten, sollten sie

fortan sterblich sein und die Welt mit sterblichen Wesen bevölkern (Mariner, An Account of the Natives of the Tonga Islands, ed. by J. Martin, London 1818, II, 119 f.). Langi, der Gott der Luft, hatte zwei Töchter, die vor Begierde brannten, die Inseln zu sehen. Trotz seines strengsten Verbotes stiegen sie in seiner Abwesenheit hinunter. Sobald aber Tongas fürstliche Jünglinge ihre göttliche Schönheit erblickten, gerieten sie in leidenschaftlichen Kampf um ihren Besitz, und die Götter überhäuften Langi mit Vorwürfen. Eilig flog er nach Tonga, seine Töchter zu züchtigen; aber eine war schon tot, weil sie irdische Speise genossen hatte (ebenda 122 ff. Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee, Magdeburg 1869, 24). Ganz wie Guingamor schwindet der aus dem Paradies zurückgekehrte junge Graf Loringus im Siechtum des Alters dahin, sobald er einen Bissen über die Lippen bringt (Germania IX, 270. Vergl. Zeitschr. für deutsche Philologie XIII, 349, A. 32. Über die Sage s. Reinhold Köhler, ebenda XIV, 96 ff.). Auch der Königssohn, den die Meerfrau lange Jahre unter dem Wasser in Dienstbarkeit gehalten und den die Liebe ihrer Tochter von sicherem Verderben gerettet hat, wird, als er zu den Seinigen heimkehrt, von ihr gewarnt, irgend eine Speise anzunehmen. Er kostet nur ein Pfefferkorn und bleibt zwar am Leben unversehrt; aber seine Verbindung mit der Elbenwelt bricht ab, und er vergißt die auf ihn harrende Geliebte (Hylten Cavallius und Stephens, Schwedische Volkssagen und Märchen, deutsch von Oberleitner, Wien 1848, 271).

Tydorel

Le lay de Tydorel, herausg. von G. Paris in der Romania VIII, 66 ff. — Von der nordischen Übersetzung ist nur der Anfang erhalten, s. Strengleikar p. 48.

Schwerlich von Marie de France. S. Warnke, Marie de France und die anonymen Lais, Koburg 1892, 13 ff. Zenker, Literaturblatt XIII, 420.

Tydorel ist die Urform des deutschen Titurel, das zuerst in Hartmanns Erec (v. 1650) vorkommt; ob hier der Held

unseres Lai oder der erste Gralkönig gemeint sei, läßt sich nicht entscheiden.

An die schöne und eigenartige Elbensage knüpft sich im Original eine bretonische Stammsage an, indem die Königin außer dem Sohne, der nie schläft, eine Tochter zur Welt bringt, deren Söhne Alan und Conan mehr schlafen als andere Menschen; das sind historische Personen des 11. oder 12. Jahrhunderts (s. G. Paris a. a, O. 66. Ahlström 76). Ich habe diese Zutat in meiner Übersetzung weggelassen.

[1] (S. 140.) Die ente, worunter die Königin einschläft, entspricht dem ympetre im Sir Orfeo. So naht sich der kinderlosen Herzogin von Österreich im Garten der böse Feind in Gestalt ihres Gemahls und zeugt mit ihr unter einem Kastanienbaum einen Sohn, Sir Gowther, der in der englischen Dichtung Robert dem Teufel entspricht (Sir Gowther, herausg. von Breul, Oppeln 1886, V. 67 ff. 230 ff.). Während der König von Ulster in Großbritannien zu Felde liegt, erscheint plötzlich daheim bei seiner Frau ein Unbekannter, der um ihre Minne wirbt und erklärt, der König sei dem Tode verfallen, wenn er ihm nicht beistehe. Es ist Manannân, der Sohn des Meers, der Beherrscher der Insel der Seligen. Sie willfahrt ihm, um das Leben ihres Gatten zu retten, und empfängt von ihm den geschichtlichen Helden Mongân (D'Arbois de Jubainville, Cycle mythologique 334 Kuno Meyer, Bran 44 f.).

[2] (S. 140) Wie hier die Begleiterinnen sich im Walde verlieren, so verfallen die der Königstochter im englischen Sir Degarre in tiefen Schlaf, so daß diese dem Elbenritter (fairy knight), der ihr in der Waldeinsamkeit entgegentritt, schutzlos preisgegeben ist (s. Ellis, Specimens of Early English Metrical Romances, ed. Halliwell, London 1848, p. 569).

[3] (S. 140.) Im Original wird der Stoff seines Kleides näher bezeichnet: de raineborc estoit vestuz (v. 45). Damit ist ohne Zweifel der Regensburger Zindal gemeint (s. meinen Parzival, Anm. 144).

[4] (S. 141.) Wie der Ritter der Königin droht, wenn sie ihn zurückweise, werde sie nie mehr froh werden, so spricht in der russischen Sage die Russalka zu dem Mann, der sich vor ihr bekreuzt: „Hättest du dich nicht bekreuzigt, Menschenkind, so hättest du bis ans Ende deiner Tage mit mir in Freuden gelebt; ich

weine, weil du dich bekreuzigt hast; aber nicht allein werde ich mich grämen: auch du sollst dich grämen bis ans Ende deiner Tage" (Turgenjew, Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers, Mitau 1875, I, 172).

[5] (S. 141.) Die Vorliebe der Elben für weiße Rosse s. Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen S. XXII. Child, The Engl. and Scott. Pop. Ballads II, 339 f. Vergl. das Elbenheer in „Herr Orfeo" (oben S. 75), Lanvals Fee (S. 103); das Elbenheer von Luga Langarm (Joyce, Old Celtic Romances[2] 38), Ossians Fee (ebenda 385), der Zug des O Donoghue (s. folgende Anmerkung).

[6] (S. 141.) Der See ist höchst wahrscheinlich der südwestlich von Nantes gelegene Lac de Grandlieu (G. Paris a. a. O. S. 37). Auf seinem Grunde liegt die versunkene Stadt Herbauges (Roman d'Aquin p. LVI). Ein anderer Wundersee, la mare St. Coulman, in dem die Stadt Neodunum versunken ist, befindet sich im Norden der Bretagne (ebenda). Von dem See heißt es im Original (v. 94 ff.), daß viele versucht hätten, ihn zu durchschwimmen; denn wem dies gelänge, der würde alles haben, was er sich wünschte. Ich habe diese durch ihre Kürze dunkle Stelle weggelassen. Ähnliche Sagen von Wunschseen sind mir nicht bekannt.

Der dämonische Herr vom See erinnert an den irischen Helden O Donoghue, der in der Tiefe des Sees von Killarney haust. Alljährlich am 1. Mai vor Sonnenaufgang steigt er mit seinen strahlenden Elben empor und hält im hellsten Glanz auf milchweißem Rosse reitend seinen Zug über das Wasser (Grimm, Irische Elfenmärchen S. LXXXIII, 191 ff. 233). Dort unter dem Wasser liegt Tirnanoge, das Land der Jugend, voll Blüten und Sonnenschein, wo niemand altert und die Jahre wie Augenblicke entschwinden (a. a. O. XVIII). Über das selige Land Tir-fa-tonn, d. h. Land unter dem Wasser, s. Joyce, Old Celtic Romances[2] 253. 434. J. Jacobs, More Celtic Fairy Tales, London 1894, 58 ff. — Lochlann, kymrisch Llychlyn, der spätere Name Skandinaviens, bezeichnete ursprünglich ein geheimnisvolles Land auf dem Grunde der Seen oder des Meeres (Rhys, Hibbert Lectures 1886, 355). Dort hauste ein menschen- und götterfeindliches Riesengeschlecht, Fomori, d. h. die Unterseeischen, genannt (ebenda 465. 591).

Aus dem Vogelsee (En-loch) in Connaught tauchte einst der Elbenfürst Fiachna und suchte bei einem irdischen Königssohn, Loëgaire Liban, Hilfe gegen einen anderen Elbenfürsten, der ihm sein Weib geraubt hatte. Loëgaire sprang ihm mit fünfzig Begleitern in den See nach und kämpfte für ihn siegreich in den Gefilden unter dem Wasser (D'Arbois de Jubainville, Cycle mythologique 356 ff. S. Anmerkung zu Guingamor N. 7. A. Nutt bei Kuno Meyer, Bran 180 ff.). Über das keltische Elbenland auf dem Meeresgrund s. Joyce, Old Celtic Romances[2] 434. H. Zimmer, Zeitschr. für deutsches Altertum XXXIII, 325. Rhys, Studies in the Arthurian legend, Oxford 1891, 359 ff.

[7] (S. 142.) Höchst merkwürdig ist die Schlaflosigkeit als Kennzeichen der dämonischen Abkunft Tydorels. Die griechischen Götter bekanntlich legen sich allnächtlich zum Schlafe wie die Menschen, ebenso die nordischen bis auf den einen Heimdall, von dem in der Prosa-Edda K. 27 gesagt wird, daß er weniger Schlaf bedürfe als ein Vogel. Auch die Elben und Feen haben ihre Betten. Nur bei den Ostariern schlafen die höchsten Wesen nicht. [Die Âdityas, die Götter des himmlischen Lichts heißen im Rigveda asvapnaj, die Schlaflosen, Macdonell. Vedic Mythology, 45.] Die indischen Götter führen daher den Beinamen asvapna: frei von Schlaf (O. Böhtlingk und R. Roth, Sanskrit-Wörterbuch, St. Petersburg 1855, I, Sp. 566), und von Ormazd heißt es ausdrücklich: Ohne Schlaf (aqafnô) bist du, ohne Trunkenheit bist du, der du Ahura-mazda bist (Vendidad 19, 68. Spiegel, Avesta I, 247, 68), ganz wie im Koran von Allah gesagt wird: Ihn fasset nicht Schlaf noch Schlummer (2. Sure, 258. Übersetzt von Friedr. Rückert, Frankfurt 1888, 36). In einer arabischen Legende, worin erzählt wird, wie eine Jungfrau des Paradieses, eine Eselin und eine Hündin die Gestalt von Noahs Tochter erhielten, so daß Noah nicht unterscheiden konnte, welche von den vier seine Tochter sei, wird die Paradiesesjungfrau daran erkannt, daß sie nicht ißt und nicht schläft (Goldziher in der Zeitschr. der deutschen morgenländ. Gesellsch. XXIV, 211). Unser Lai bietet eines der wenigen Zeugnisse dafür, daß ähnliche Anschauungen auch im europäischen Volksglauben nicht fehlten. Die Lais wie die Fableaux lieben es, volkstümliche Sprichwörter anzuführen. Das altfranzösische Sprichwort, das

Tydorels Schicksal entscheidet, lautet nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts:

Il n'est pas homme,
qui ne prend somme.

s. Leroux de Lincy, Le Livre des proverbes français, Paris 1842, I, 167. Ein anderes Sprichwort, das sich auf die ruhelose nächtliche Tätigkeit der Hausgeister bezieht, ist gleichfalls zu nennen: Il ne dort non plus qu'vn lutin. Oudin, Curiositez françoises, Paris 1656, p. 133.

Auch die ersten acht Söhne, welche die schöne Melusine dem Raimondin gebiert, haben alle irgend ein ungeheuerliches Abzeichen, das sie von gewöhnlichen Menschenkindern unterscheidet: Urien hat ein rotes und ein grünes Auge und übergroße Ohren; Ödes glüht im Gesicht rot wie Feuer; dem Guiot steht ein Auge tiefer als das andere; Anthoine zeigt auf der Wange das Mal einer Löwentatze; Regnault hat nur ein Auge auf der Stirne; dem Gieuffroy steht ein großer Zahn aus dem Munde hervor; Fromont trägt auf der Nase einen wie ein Wolfsfell behaarten Fleck, und Orrible erhält seinen Namen von seinem schrecklichen Anblick: er hat drei Augen (Couldrette, Livre de Lusignan, v. 1313 ff. bei Fr. Michel, Mellusine, Niort 1854, p. 61 ff.). Die von einem tierischen Meermann stammenden Merowinger hatten am Rückgrat einen Borstenstreif (Grimm, Deutsche Sagen N. 424). Alle die monströsen Wundermenschen der mittelalterlichen Reiseberichte sind nach Mandeville Mischlinge von Teufeln und menschlichen Weibern (Voiage, ed. Halliwell p. 233).

Wie Tydorel pflegte sich Alexander der Große Nachts Geschichten erzählen zu lassen, und zwar soll er nach einer Angabe Mohammeds ben Ishak in seiner Enzyklopädie Fihrist al-'ulûm (im J. 987) der erste gewesen sein, der diesen Brauch einführte. Diese nächtlichen Erzählungen sollen in dem Buch Hazâr-afsân vereinigt worden sein: so erklärte man die Entstehung von „Tausend und eine Nacht" (Zeitschr. der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Leipzig 1859, XIII, 637 [vgl. Erwin Rohde, der griechische Roman² 593]). Auch Augustus ließ, wenn er Nachts nicht schlafen konnte, Vorleser oder Erzähler (fabulatores) herbeiholen (Sueton, Octavius 78).

Auffallend und für den vergleichenden Sagenforscher von Wichtigkeit ist die Übereinstimmung unseres bretonischen Lais mit der buddhistischen Erzählung von Pradjotas Schlaflosigkeit und dem gescheiten Gandharer: Zur Zeit Buddhas herrschte in Udschdschajini der König Pradjota. Er erkrankte an Schlaflosigkeit, hatte aber einen solchen Widerwillen gegen die von den Ärzten als Schlafmittel verordneten Öle, daß er drohte, jeden, der nur das Wort Öl aussprechen würde, enthaupten zu lassen. In der ersten Nachtwache vergnügte er sich mit seinen Frauen im Liebesspiel, in der zweiten besichtigte er seine Elefanten und Pferde, in der dritten machte er die Runde bei den Schildwachen. Wer beim ersten Anruf nicht Antwort gab, dem verzieh er, ebenso beim zweiten Anruf; wer aber beim dritten keine Antwort gab, dem ließ er den Kopf abschlagen. Deshalb pflegte man ihn den jähzornigen Pradjota, Tshanda-Pradjota, zu nennen. In seinen ersten Regierungsjahren mußten seine Frauen die Nacht durch mit ihm wachen, später die Prinzen, dann die Minister, dann die Krieger; aber alle erklärten nach einiger Zeit, sie könnten das nicht leisten, auch sei es nicht ihre Obliegenheit. So blieb diese Pflicht schließlich bei den Stadt- und Landbewohnern. Für sie übernahm ein Gândhâra (ein Mann aus Kandahar) gegen reiche Bezahlung den Wachdienst. Jede Nacht unterhielt sich der König mit ihm und lobte ihn wegen seiner gescheiten Antworten. Zuletzt stellte er ihm die Frage: Da du alles weißt, so sage mir, warum ich nicht schlafe. Der Gandharer ließ sich erst Straflosigkeit zusichern und erwiderte dann, er sei aus einer Sünde entstanden. Sofort ging der König ins Frauengemach, forderte Aufklärung von seiner Mutter, und diese gestand, daß sie ihn in Abwesenheit ihres königlichen Gatten von einem anderen Mann empfangen habe. Darauf gab der König dem gescheiten Gandharer Geld und schickte ihn aus dem Lande (Mahâkâtjâjana und König Tshanda-Pradjota, mitgeteilt von A. Schiefner in den Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg 1875, VII. Série, Tome XXII, No. 7. 1 ff.).

[8] (S. 147.) Auch der junge Robert der Teufel, sobald er über das allgemeine Entsetzen, das er durch seine Greueltaten erregt, zur Besinnung kommt, zwingt seiner Mutter mit gezogenem Schwert das Geständnis ab, daß sie in ihrer Kinderlosigkeit an Gott verzweifelnd den Beistand des Teufels angerufen

habe (Le Roman de Robert le Diable, p. p. Trebutien, Paris 1837, A. VII). Ebenso der englische Sir Gowther, dem ein alter Graf, über sein Wüten empört, zuruft, er müsse vom Teufel stammen; sofort sprengt er zu seiner Mutter und setzt ihr seinen Säbel aufs Herz (Sir Gowther v. 199 ff.).

[9] (S. 148.) So zieht es den Sohn der Meerfrau mit unwiderstehlicher Gewalt in die Wellen des Meers, wo ihn die Mutter erfaßt und mit ihm hinabtaucht (Sizilianische Sage aus der Mitte des 12. Jahrhunderts bei Gottfried von Auxerre, s. Bourgain, La chaire française au XII[e] siècle, Paris 1879, 323. Vergl. Anm. zu Orfeo N. 3).

Die beiden Liebenden

Lai des deus amanz s. Roquefort, Marie de France, I, 252 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais 113 ff.: Les dous Amanz. — Tveggja elskanda liodh s. Strengleikar 54 ff. 112. Dänisch bei Winter-Hjelm, Strenglege 94. [R. Meißner, Strengleikar, 272.]

Ein Harfenlied mit diesem Titel (lais de dos amanus) wird im provenzalischen Roman von Jaufre (s. Bartsch in der Zeitschrift für romanische Philologie I, 58 f.) und im französischen Roman von Giron le Courtois erwähnt (s. Wolf, Lais S. 56). Wir wissen aber nicht, ob damit unser Lai gemeint ist. Denn es gab noch ein Lai gleichen Namens, das sich auf eine ganz andere Erzählung bezog. Hier heißen die Liebenden Absalon und Tessala. Absalon zeigte die Geliebte seinem Waffenbruder, dem Neffen des Königs von Schottland. Dieser verliebte sich sofort, warb um sie bei ihrem Vater und erhielt das Jawort. Absalon rief ihn zum Kampf, wurde aber erschlagen. Das Mädchen, das Guiron der Adlige aus des Siegers Händen befreite, warf sich über die Leiche des Geliebten und starb vor Leid. Da veranlaßte Guiron den König Meliadus, die Liebenden in einem prächtigen Grabmal zu bestatten, und dichtete ihnen zu Ehren das Lai des deux amants (aus dem Roman von Palamede s. Löseth, Le roman en prose de Tristan, Paris 1891, 455 ff. § 635).

Unsere Sage gehört nicht zu den verbreiteten. Liebrecht hat auf eine in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (XVI, 527) übersetzte persische Sage hingewiesen, wonach Schach Abbas einem Läufer seine Tochter versprochen habe, wenn er in einem Tage von Asterabad bis Sari in Rasen=deran vor ihm herlaufe; zwei Parasangen vor dem Ziele sei der Arme tot zusammengebrochen (Zur Volkskunde, Heilbronn 1879, S. 108). Schon früher hat Jakob Grimm unsere Sage mit der vom Grenzstreit zwischen Uri und Glarus zusammengehalten. Nach dieser hatten die beiden Kantone vereinbart, daß von jedem Teil frühmorgens beim ersten Hahnkrat ein Felsgänger sich aufmachen sollte, und wo die beiden zusammenträfen, da sollte die Grenze sein. Die Urner ließen ihren Hahn hungern und dürsten, während die Glarner den ihren mit reichlicher Nahrung mästeten. Am festgesetzten Tage des Herbst=Äquinoktiums krähte der ausgehungerte Hahn der Urner beim ersten Anbruch der Dämmerung, der fette Hahn der Glarner aber schlief bis zum vollen Morgenrot; so kam es, daß der Urner, als der Glarner mit ihm zusammentraf, ein großes Stück Weideland für die Seinen gewonnen hatte. Auf die inständigen Bitten des Glarners ließ er sich dazu herbei, diesem so viel davon abzutreten, als er ihn auf dem Hals bergan tragen würde. Da klomm der Glarner mit ihm ein gut Stück Feldes hinan, bis ihm der Atem verging und er tot zu Boden sank (Deutsche Grenzaltertümer s. Kleinere Schriften, Berlin 1865, II, 71). Mit diesen beiden Sagen berührt sich unser Lai jedoch nur ganz äußerlich. Daß dem Freier zur Bedingung gemacht wird, die Geliebte auf seinen Armen über zwölf Berge zu tragen, hat ein kalabrisches Liebeslied (s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe S. LXXXVII). Aber die Hauptsache, daß er unter seiner süßen Last am Ziele tot zusammenbricht, begegnet uns sonst nur noch in einer deutschen Sage. Über dem Städtchen Friedrichroda im Thüringerwald erhebt sich der Gottlob, ein steil ansteigender Bergkegel, von einem dichten Mantel von Fichtenwipfeln umhüllt. Auf der nahen Schauenburg, wo die Ahnherrn der Landgrafen vor Erbauung der Wartburg ihren Sitz hatten, veranstaltete einst Ludwig der Bärtige ein großes Fest. Unter den Gästen befanden sich ein Edelmann mit seiner Tochter und ein junger Ritter, der um das Fräulein gefreit hatte, aber vom Vater abgewiesen worden war.

Ludwig, der wohl die gewaltige Kraft des Jünglings kannte, überredete den Vater, daß er sich bereit erklärte, dem Ritter seine Tochter nicht länger zu verweigern, wenn er sie in einem Lauf bis zum Gipfel des gegenüberliegenden Berges auf den Armen trage. Wirklich klomm der Jüngling mit ihr zu der steilen Höhe. Gottlob! sprach er, als er oben war, sank aber von der ungeheuern Anstrengung tot zu Boden (Richard Roth, Friedrichroda und seine Umgebung, 14. Aufl., Gotha o. J., 52. [G. Wagner, Die Berg- und Badestadt Friedrichroda, 5. Aufl. 133] Abgeschwächt bei Karl König, Thüringer Sagenschatz, Leipzig o. J., I, 1, 5.). In den Fremdenzimmern des Schlosses Reinhartsbrunn ist ein kleines Ölbild von dem französischen Romantiker Eugène Devéria († 1865), das den Jungherrn darstellt, wie er mit dem Fräulein auf dem Rücken den Gipfel des Berges erreicht. Offenbar hat sich die Sage hier angesiedelt, um den seltsamen Namen des Berges zu erklären.

Ganz ebenso verhält es sich mit dem Munt des Dous Amanz bei Marie de France. Dieser 350 Fuß hohe Berg, von dem man eine der anmutigsten Aussichten in Frankreich haben soll, erhebt sich steil aus dem Seinetal in der Nähe von Pont-de-l'Arche südlich von Rouen. Auf dem Gipfel stand noch im vorigen Jahrhundert die Priorei der beiden Liebenden (le prieuré des deux Amants), welche von den Herrn von Mallemains im 12. Jahrhundert gegründet worden sein soll. Im Jahr 1206 war dort ein Chorherrnstift. Abbildungen von Berg und Kloster finden sich bei Millin in seinen Antiquités nationales (Paris 1791, II, N. XVII). Da es auch anderwärts, z. B. in Lyon, ein Kloster „der beiden Liebenden" gab (Roquefort, Marie de France I, 253), so muß dieser Beiname mit einer kirchlichen Tradition zusammenhängen. Wirklich kennen wir ein heiliges Ehepaar, das vom Volke „die beiden Liebenden" schlechthin genannt wurde. Sie hießen Injuriosus und Scholastika und gehörten zur hohen Aristokratie der Auvergne. Auf den Wunsch ihrer Familien vermählt, lebten sie in asketischer Josephsehe und starben schließlich als Mönch und Nonne. Nach der frommen Sage wurden sie in einer Basilika beigesetzt, das eine an der Nordwand, das andere an der Südwand; am Morgen darauf fand man aber die Gräber zusammengerückt, eines an des andern Seite. So erzählt die auvergnatische Legende, welche schon Gregor von Tours († 594)

in seinem Liber de gloria confessorum (c. 32, s. Migne, Patrologia Latina LXXI, 852) und später in seiner Historia Francorum (L. I, c. 42 s. Migne ib. 183) als von alters her überliefert mit rhetorischer Ausschmückung behandelt hat. Die beiden Liebenden gehören also unter die Zahl jener conjuges virgines wie Valerius und Cäcilia, Eadward der Bekenner und Eadgythe, Kaiser Heinrich II. und Kunigunde, Emmerich von Ungarn und seine Gattin. In einem Traktat über die Kirchen und Klöster von Clermont von einem unbekannten Verfasser um 1450 werden unter den heiligen Leibern auch die von Injuriosus et Scholastica, quos vulgus Duos Amantes vocat, aufgezählt. Ihr Tag ist der 25. Mai (s. Acta Sanctorum Maii VI, 38). In neuerer Zeit lagen die Reliquien der jungfräulichen Gatten auf dem Marienaltar der Kirche des heiligen Illidius zu Clermont.

Das Heiligtum auf dem normannischen Berge war offenbar diesem asketischen Liebespaar geweiht. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Legende vergessen; aber der Name blieb. Man hielt die Kirche für die Begräbnisstätte zweier Liebenden, und auf die Frage, warum diese gerade auf dem Gipfel des Berges begraben seien, antwortete wie bei dem Thüringer Berg unsere Sage, gewiß die anmutigste unter den gewöhnlich so albernen Ortsnamendeutungen im Volksmund.

Die Erzählung hat sich unabhängig von Maries Lai bei den Normannen erhalten und ist im vorigen Jahrhundert mehrfach poetisch behandelt worden (s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais p. LXXXVI). Eine novellistische Bearbeitung brachte das Journal de Paris in seiner Nummer vom 8. März 1779 (abgedruckt bei Millin a. a. O. S. 2 ff.). Danach hieß der Jüngling Baudoin und das Mädchen Genevieve; ihr Vater war ein stolzer Bannerherr auf dem Schlosse Cante-Loup am Fuße des Berges. Eine andere neufranzösische Bearbeitung der Sage hat J. W. Wolf in seiner Zeitschrift für deutsche Mythologie (Göttingen 1856, IV, 89) mitgeteilt. Danach war der alte Ritter ein Freiherr von Pont-Saint-Pierre. Noch zu Millins Zeit bezeichneten zwei flache Grabsteine am Boden der Klosterkirche nach dem Glauben der Landleute die Ruhestätte der beiden Liebenden. Auf dem einen sah man die Figur eines Ritters im kurzen, schellenbesetzten Lendner mit Schwert und Dolch; Wappen und Inschrift waren verwischt. Ein dritter Grabstein zeigte das

Bild eines bejahrten Mannes in geistlichem Gewand; das war, wie die noch teilweise erhaltene Inschrift bezeugte, der Prior Michel Langlois aus dem 15. Jahrhundert. Nach der Deutung des Volkes aber war es der Vater des Mädchens, der sich aus Reue über seine Grausamkeit im Klosterkleide hier habe bestatten lassen. Unter dem Altar befand sich eine moderne Henkelurne von bemaltem Holz mit einigen Knochen vergessener Heiligen, welche für die Asche der beiden Liebenden erklärt wurden. Auch heute ist die Sage noch nicht erloschen. Von der Kirche sind einige auf dem Gipfel des Berges zerstreute Steine übrig, welche vom Volk für die Trümmer jenes Grabdenkmals gehalten werden, und noch immer kommen die Mädchen der Umgegend, um grüne Zweige und Blumenkränze für die beiden Liebenden dort niederzulegen (Amélie Bosquet, La Normandie romanesque et merveilleuse, Paris 1845, p. 459). Wahrscheinlich hat der französische Maler Deveria den Gegenstand seines obengenannten, in Reinhartsbrunn befindlichen Bildes der normannischen und nicht der thüringischen Sage entnommen.

Den hochpoetischen Zug des Lai, daß der Jungherr in der fernen Medizinerstadt Salern einen Wundertrank holt, den er aber im trotzigen Selbstvertrauen jugendlicher Liebe ungenutzt läßt, hat die moderne Volkssage vergessen. Einen ähnlichen Wundertrank, aus Enzian bereitet, trinkt ein Held des Mahabharata, Fimasena, wodurch sich seine Kraft verdoppelt (Holtzmann, Indische Sagen, 2. Aufl., Stuttgart 1854, I, 125). Aus einem Horn, das ihm elbische Wesen darreichen, trinkt der Dänenheld Svend Felding oder Fälling Zwölfmännerstärke (Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., S. 308, N. 3). Vom wunderbar kräftigenden Wasser eines Moors in der Grafschaft Stafford erzählt Gervasius von Tilbury. Zugleich nennt er die Kräuter, wodurch das im Kampfe mit der Schlange ermüdete Wiesel seine Kräfte erneut (Gervasius-Liebrecht S. 23). Noch heute gibt es in China und Japan ein hochberühmtes Stärkungsmittel, ginseng genannt; die beste Art kommt aus Korea (Mitford, Geschichten aus Alt-Japan, übersetzt von Kohl, Leipzig 1875, II, 101). Diese fünfblättrige Kraftwurz heißt gin-seng, Menschenbild, weil sie wie der Alraun menschenähnlich gegabelt ist; die Chinesen nennen sie die Königin der Pflanzen (Frau von Genlis, Die Botanik der Geschichte und Literatur, übers. v. Stang, Bamberg

und Würzburg 1813, II, 166. Vergl. De Chesnel, Dictionnaire des Merveilles et Curiosités, Paris 1853, 460 f. Fred. Porter Smith, Contributions towards the Materia medica and Natural history of China, Shangai and London 1871, 103 f.).

Das Aufsprießen von Pflanzen kehrt wieder in einer mongolischen Sage: Der Lhama, der die Erde aus dem Ozean gequirlt und die Lebewesen erschaffen hatte, gab der Krähe Wasser in einem Becher und befahl ihr, damit die Häupter der Menschen zu besprengen, damit sie unsterblich würden. Die Krähe aber flog auf eine Zeder und krächzte; da entfiel ihr der Becher, und aus dem verspritzten Wasser sproßten die drei immergrünen, nie sterbenden Bäume pinus cembra, ephedra und juniperus (Folklore Journal IV, 27).

Eine unserer normannischen ähnliche Namensage haftet an dem Liebenbach in Hessen: Ein reicher Bürger von Spangenberg hatte eine Tochter, die einen braven armen Burschen liebte. Er versprach endlich, die Liebenden zu verbinden, wenn sie einen Quell, der eine halbe Stunde ostwärts hervorsprudelte, in die wasserarme Stadt leiteten. Sie gruben mit Hacke und Spaten, bis die harte Arbeit fertig war. Im Triumph geleitete sie die Bürgerschaft zur Kirche, wo der Priester zur Trauung bereit stand. Da fielen sie sich in die Arme und sanken vor Erschöpfung tot am Altare nieder. Zur dankbaren Erinnerung nannte man den Quell fortan „Liebenbach" (Lyncker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen, Kassel 1854, N. 244, S. 170).

Einen „Fels der Liebenden" gibt es auch in Spanien zwischen Archidona und Antequera. Ein in Granada gefangener christlicher Jüngling entfloh mit der Tochter seines maurischen Herrn. Vom Vater verfolgt, flüchteten sie sich auf die Höhe jenes Felsens, und als der Vater Pfeilschützen herbeiholen ließ, stürzten sie sich engumschlungen in die Tiefe. Man begrub sie an der Stelle und nannte fortan nach ihnen den Felsen la peña dos enamorados (Joannis Marianae Historiae de rebus Hispaniae Libri triginta, Hagae-Comitum 1733, I, 346. L. XIX. c. 22).

[1] (S. 149.) Pistre ist das heutige Dorf Pître an der Seine, drei Meilen oberhalb Rouen, gegenüber der Stadt Pont-de-l'Arche. Es war dort ein altes königliches Schloß.

[2] (S. 152.) Die Muhme des Königskindes ist also eine jener medizinkundigen Frauen, woran es der Schule von Salerno seit

den Tagen der berühmten Trotula nie gemangelt hat. Unter dem Namen der mulieres Salernitanae sind uns zahlreiche Rezepte erhalten, welche sich vorzugsweise auf Kosmetik und Therapie von Frauenkrankheiten beziehen (s. Renzi, Storia documentata della scuola medica di Salerno, Napoli 1857, p. 205 f.).

Frene

Lai del Freisne s. Roquefort, Marie de France I, 138 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais S. 54 ff.: Le Fraisne. — Eskiu liodh s. Strengleikar p. 15 ff. 99 ff. Dänisch bei Winter-Hjelm, Strenglege 26. Eine deutsche Übersetzung in Prosa von O. L. B. Wolff (Schriften, Jena 1841, I, 103). — Ahlström, Studier 98 ff.

Eine schöne, leider unvollständige englische Übersetzung aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, Lay le Freine, s. Weber, Ancient metrical Romances, Edinburgh 1810, I, 357 ff. — Varnhagen in Wülckers Anglia III, 415 ff. Zupitza in Kölbings Englischen Studien X, 41 ff. — Die Einleitung ist dieselbe wie im Sir Orfeo (vergl. Wolf, Lais S. 11 und oben S. 358 f.).

Das Lai von Frene bietet uns ein Seitenstück zu dem Märchen von der wahren und der falschen Braut. Hier sind die beiden Bräute Schwestern, von denen die eine, frühe dem Elternhaus entrissen, die Geliebte eines Mannes wird, der später die andere als ebenbürtige Gemahlin heimführt. Die Getreue wartet bei der Hochzeit auf, wird aber noch rechtzeitig erkannt und dem Geliebten vermählt. Dieses Märchen, das Marie einer bretonischen Volksballade nacherzählt, lebt noch heute im niederländisch-deutschen Volkslied von Schön Adelheid (Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae, Hannover 1857, II, 164. — Mittler, Deutsche Volkslieder, Marburg und Leipzig 1856, S. 272, N. 333), im schottischen Volkslied von Lord Thomas and fair Annie (W. Scott, Minstrelsy of the Scottish Border, 3. ed., Edinburgh 1806, III, 38. — F. J. Child, The English and Scottish Popular Ballads, Boston 1885, III, 63 ff.) und im dänischen und schwedischen Lied von der schönen Anna (Die ver-

schiedenen Fassungen s. Svend Grundtvig, Danmarks Gamle Folkeviser, Kjöbenhavn 1877, V, 13 ff. — Arwidsson, Svenska Fornsånger, Stockholm 1834, I, 291. Rosa Warrens, Schwedische Volkslieder der Vorzeit, Leipzig 1857, S. 65). Alle diese Lieder unterscheiden sich von unserem Lai dadurch, daß die Heldin als Kind von Räubern gestohlen wird, ihrem Geliebten sieben Söhne gebiert und schließlich von der vornehmen Braut als ihre Schwester erkannt wird. Ähnlich, nur daß das Geschwisterverhältnis der beiden Bräute vergessen ist, lautet das schöne isländische Volkslied Kvædi af herra Birni og Ingigerdi: Björn, der lange mit seiner Geliebten Ingigerd zusammengelebt hat, reitet aus, um die Königstochter Engilborg zur rechtmäßigen Gemahlin zu nehmen. Er schärft der Geliebten ein, daß sie im goldverbrämten Pelz vor die Braut trete und sich Margret, seine Schwester, nenne. Die Braut reitet ins Gehöft, und Ingigerd schenkt ihr den Wein. „Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?" fragt die Braut. „Sie schmachtet nach ihrem Bräutigam," sagt Björn. Nachts zieht Ingigerd ihrem Herrn die goldgeschmückten Schuhe aus und breitet über das Brautpaar das weiße Linnen: „Schlafet ihr beide in süßer Ruh, und niemals treffe euch Pein!" „Warum fallen ihr die Tränen auf die Wange?" fragt wieder die Braut, „wie wenn sie deine Liebste gewesen wäre?" „Ich vermag es vor deiner Weisheit nicht zu verhehlen: es ist Frau Ingigerd, die mir verlobt war." Da steht Engilborg auf und heißt Ingigerd sich zu Björn legen. Sie schenkt ihr all das rote Gold, das sie mitgebracht hat, und reitet als Jungfrau von dannen (Firmenich-Richartz, Volksdichtungen nord- und südeuropäischer Völker alter und neuer Zeit, Berlin 1867, S. 38).

Das reizendste Beispiel von der Erweiterung eines Lai zum Roman haben wir in dem Werk des altfranzösischen Dichters Renaut (gegen 1230), das die Kindheits- und Liebesgeschichte von Fresne ausführlich behandelt (Le roman de Galerent, comte de Bretagne, par le trouvère Renaut, p. p. Boucherie, Paris 1888. Vergl. Mussafia in der Romania XVII, 439 ff. und im Literaturblatt für germ. und rom. Philologie IX, 217 ff. Gröber in seinem Grundriß der roman. Philologie II, 1, 527. Wendelin Förster, Ille und Galleron XXXIV ff.), in Farbenglanz und Lebensfrische, Seelenkunde und Anmut der Darstellung

eines der allerschönsten Gedichte der ritterlichen Welt, den Werken Crestiens mindestens ebenbürtig.

[1] (S. 158.) Zwillings- und Drillingsgeburten haben von jeher die Phantasie der Menschen aufgeregt. Bei einzelnen Völkern, wie bei den Hottentotten (Friedr. Müller, Allgemeine Ethnographie, Wien 1873, 86. Vergl. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 2. Aufl., Leipzig 1884, II, 268 ff.), werden sie als Wunder bestaunt und mit Entzücken begrüßt; bei der großen Mehrzahl aber gelten sie als Unglück und Schande. Der Wahn, der darin einen Beweis ehelicher Untreue sieht, ist weit verbreitet. Schon das Altertum kannte ihn (Ploß, II, 265). Aristoteles erklärt die Zwillingsgeburten aus Superfötation und zählt Fälle auf, in denen das eine Kind dem Ehemann, das andere dem Ehebrecher ähnlich sah (Hist. animalium VII, 5, 3. Danach Plinius, Nat. hist. VII, 48, nach Silligs Zählung). Unter den modernen Naturvölkern herrscht der Glaube ganz besonders bei den Negern von Guinea (s. Demeuniers Esprit des Usages, Londres 1785, I, 269. Lubbock, Die Entstehung der Zivilisation, deutsch von Passow, Jena 1875, S. 27) und in Amerika bei den Indianern von Guyana (Ploß a. a. O. 274. Sacombe, La Luciniade, Poëme en dix chants sur l'Art des accouchements. Paris, An VII, 69), bei den Salivas zwischen Orinocco und Amazonenstrom (Jos. Gumilla, Histoire naturelle, civile et géographique de l'Orenoque, trad. de l'Espagnol par Eidous, Avignon 1758, I, 298 f. Peschel, Völkerkunde, 6. Aufl. von Kirchhoff, Leipzig 1885, S. 244, N. 5) und bei den Chibchas in Neu-Granada (Ploß a. a. O.). In der Regel fällt diesem Wahn eines oder die ganze Zahl der Kinder, zuweilen, wie an der Küste von Guinea, auch die Mutter zum Opfer (Ploß 267, 2. W. Schneider, die Naturvölker, Paderborn und Münster 1885, I, 308, 5). Vergl. Karl Haberland, Der Kindermord als Volkssitte, im Globus, Braunschweig 1880, XXXVII, 25 ff. 55 ff. 72 ff.

Daß dieser Glaube auch dem mittelalterlichen Europa nicht fremd war, aber hier von der öffentlichen Meinung verworfen wurde, das beweist uns außer unserem Lai jene große Anzahl fast gleichlautender Sagen, wornach eine Frau, die einer andern wegen Zwillingsgeburt den Vorwurf ehelicher Untreue macht, dadurch bestraft wird, daß sie selber zwei oder mehr Kinder zu-

gleich gebiert, worauf sie aus Scham vor dem Gespötte der Welt oder aus Furcht, jener Vorwurf möchte von ihrem Manne nun gegen sie selbst erhoben werden, die Kinder bis auf eins unter dem Vorgeben, es seien junge Hunde, ertränken lassen will, was jedesmal durch das Dazwischentreten ihres Mannes oder einer dritten Person verhindert wird (Ausführliches hierüber s. R. Köhler in Warnkes Ausgabe der Lais S. LXIV ff.). Wo es sich darum handelt, auffallende Familiennamen wie Welfen, Hunde, Hondelingen, Rüden, Trazegnies (als Treize nés gedeutet) oder ein Wappenzeichen mit Hundsköpfen u. dergl. zu erklären, da tritt unfehlbar diese Sage ins Mittel. Ihre bekannteste Anwendung fand sie bei den Welfen. So hieß die berühmte schwäbische Familie nach dem in ihr beliebtesten Mannsnamen, entsprechend den „Ratpotonen" und „Bertholden" von Andechs, den „Ekkeharten" von Meißen u. a. Der Mannesname Hwelfo war die Koseform eines mit hwelf zusammengesetzten Vollnamens wie Welfhart, Bernwelf, Dagwelp, Hrothwelf (Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Nordhausen 1856, I, 765). Diese Ableitung wurde aber vergessen; das Sprachgefühl empfand nur noch die appellative Bedeutung von hwelf, junges Tier (wie das altfranzösische faon), und rief nun die erklärende Sage zu Hilfe.

[2] (S. 163.) Frêne, altfranz. freisne, fraisne, vom lat. fraxinus, Esche. Der nordische Übersetzer fügt hinzu, man habe das Kind Eskia getauft, weil das der schönste Name in französischer Sprache sei (Strengleikar p. 18). Frenes Schwester heißt La Coldre, neufranzös. coudre, vom lat. corylus Hasel, altnordisch Hasla. Diese beiden Schwesternamen Le Freisne und La Coldre sind auf altem Märchengrund gewachsen. Vergl. J. Grimm, Frauennamen aus Blumen (Kleinere Schriften II, 366 ff. 397).

Auch sonst werden Findlinge nach dem Fundort benannt: Der sizilische Hirte Daphnis, bekannt durch seinen Liebesbund mit einer Nymphe, hatte seinen Namen davon, daß er gleich nach der Geburt auf einem Lorbeerbaum (ἐν δάφνῃ) ausgesetzt wurde (Aelian, Varia Historia X, 18. éd. Hercher, Parisiis 1858, 378, 20). Amuda, den eine Prinzessin der kaiserlichen Familie von Trapezunt von einem schönen Mönch empfangen hatte, erhielt seinen Namen von der Säule (arab. amuda), auf

welcher er ausgesetzt wurde (Mohammed ben Omar el Wakedi, † 823, Geschichte der Eroberung von Mesopotamien und Armenien, aus dem Arabischen von Niebuhr, herausg. von Mordtmann, Hamburg 1847, 37). In einer spanischen Romanze erläßt die Königin von Frankreich ein Gesetz, daß jedes Weib, das Zwillinge gebäre, als Ehebrecherin verbrannt oder ins Meer geworfen werden solle. Darauf bringt sie selbst zwei Knaben zur Welt und läßt einen davon auf dem Meer aussetzen. Dieser wird ans Land geschwemmt, von Schiffern unter einem Weißdornbusch (espino) gefunden und daher Espinelo genannt (Wolf y Hofmann, Primavera y flor de Romances, Berlin 1856, II, 77 ff. Übersetzt von Geibel im Romanzero der Spanier und Portugiesen, Stuttgart 1860, 385 ff.). Im Suggental bei Waldkirch war vor etlichen Jahrhunderten eine schreckliche Überschwemmung. Mitten in der Flut kam eine Wiege mit einem Kind geschwommen, blieb aber in dem Dold oder Wipfel eines hohen Baumes hängen. Nachdem die Wasser sich verlaufen hatten, holte man die Wiege herunter und, da niemand wußte, wer des Kindes Eltern gewesen, so benannte man es Dold, welcher Name von den Nachkommen des Knäbleins noch heute geführt wird (Bernh. Baader in Mones Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, Karlsruhe 1837, VI, 69. Vergl. VIII, 535. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, Karlsruhe 1851, 63. J. Grimms Deutsche Mythologie[4] 821).

[3] (S. 163.) Dol ist eine Stadt in der Oberbretagne. Da unter Guruns Lehensleuten auch der Erzbischof dieser Stadt ohne weitere Bemerkung genannt ist, so kann das Gedicht nicht später als 1199 fallen: denn am 1. Juni dieses Jahrs wurde das Erzbistum Dol von Innocenz III. aufgehoben und dem Erzbistum Tours einverleibt (Gautier, Epopées III, 2. édition, 358, N. 3). Im Roman von Aquin spielt ein Erzbischof von Dol, Ysoré, die Rolle Turpins.

[4] (S. 167.) Die Einweihung des Brautbettes war in Frankreich allgemeiner Brauch. Der Bischof legte die Stola um und segnete das Bett nach dem Abendessen, in der Regel, bevor das Paar sich niederlegte (s. Aye d'Avignon, p. p. Guessard et P. Meyer, Paris 1861, p. 127. — Crestien de Troyes, Cligés 3330. — Zwei Erzbischöfe bei der Hochzeit Karls des Großen s. Girard de Viane, p. p. Tarbé, p. 40. — Berte aus grans

piés 326. 380 ff. — Blonde d'Oxford 4771). Zuweilen geschah die Einweihung erst, nachdem das Brautpaar schon zu Bette gegangen war (z. B. Durmart li Galois 15 155. — Floriant et Florete 6264. — Couldrette, Livre de Lusignan 1198, bei Fr. Michel, Mellusine p. 56). Das kam auch in Deutschland vor, nach einem Gedicht aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo es von Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin heißt: Man brachte sie zu Bette; die Bischöfe bedeckten sie mit dem Brautsegen (Ebernand von Erfurt, Heinrich und Kunigunde 877, herausg. von Reinh. Bechstein, Quedlinburg und Leipzig 1860, S. 39). Die Einsegnung des Bettes vor dem Beilager war auch im mittelalterlichen England Brauch (Chaucer, Canterbury Tales 9695) und geschieht noch heute mit großer Feierlichkeit im katholischen Oberschwaben (Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch, Leipzig 1871, S. 243. 138. — Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861, II, 334. 336. 362. 401). Segensformeln aus mittelalterlichen Ritualen s. Du Méril, Etudes p. 25. Näheres s. Karl Schmidt, Jus primae noctis, Freiburg 1881, 146 ff.

[5] (S. 168.) Daß Frene, bevor sie mit der vornehmen Dame spricht, den Mantel ablegt, verlangt die höfische Sitte. Als Hartmanns Erec den ehrwürdigen alten Edelmann in seinem halbzerfallenen Hause sitzen sieht, bindet er sein Pferd an, legt sein Gewand, d. h. seinen Mantel, darauf und naht sich ihm mit auf der Brust gekreuzten Händen (v. 295 ff. Vergl. Wigalois 223, 32. Escoufle 7362. 7366. Mantel mautaillez bei Montaiglon, Recueil III, 5). Wer dieses desafubler versäumt hätte, der hätte nach den höfischen Dichtern geradezu für einen Narren gegolten: Ostent les mantiaus de lor cos, que l'an ne les tenist por fos (Crestien, Cligés 315, Ausg. von W. Förster, Halle 1884, S. 13; ebenso Joufrois de Poitiers 275. Guillaume de Dole 970, vergl. 4702. 5250. p. XI, N. 1). Stand man in der Mitte des Saales, so ließ man den Mantel einfach zu Boden fallen (s. Joufrois 2219. Floriant et Florete 5151). Stolze Gäste ließen dann die Mäntel unbeachtet am Boden liegen, wie die Normannen im Kaisersaal von Byzanz im J. 1035 (Wace, Roman de Rou II, 154, 3081 ff. Fr. Michel, Floriant p. LVII. Hugo Gering, Islendzk Aeventyri, Halle 1884, II, 45. 50), die Abgesandten des Aimeri von Narbonne im Saale des Lombarden-

königs (G. Paris, Romania IX, 515 ff. Nyrop, Oldfranske Heltedigtning 136), der junge Olivier vor Kaiser Karl (Girard de Viane p. 103).

Eliduc

Lai d'Eliduc, s. Roquefort, Marie de France I, 400 ff. — Warnkes Ausgabe der Lais, S. 186 ff. Emendationen gab Fr. Wulff in den Mélanges de Philologie Romane, dédiés à Carl Wahlund, Macon 1896, 305 ff. — Das Gedicht entstand wohl gegen 1175—80. Ahlström, Studier 85 ff. — Es fehlt in der nordischen Übersetzung.

Der neuere Titel des Harfenliedes war nach der Handschrift (v. 22) Guildeluëc ha Guilljadun. Das ist bretonisch: ha oder hag, cornisch ha, kymrisch ha, hac, a, ag, irisch acus, agus, gälisch agus, heißt „und", = lat. ac.

Über den Gegenstand des Gedichtes s. Gaston Paris, La Légende du mari aux deux femmes (La Poésie du moyen âge, 2. Série, Paris 1895, 109 ff.). Alfred Nutt, The Lai of Eliduc and the Märchen of Little Snow-White (Folk-Lore III, London 1892, 26 ff.).

Was die Herkunft unserer Erzählung betrifft, so hat Alfred Nutt auf ein gälisches Schneewittchenmärchen aus den schottischen Hochlanden hingewiesen. Da wird die Königstochter Goldbaum, der die auf ihre Schönheit eifersüchtige Stiefmutter Silberbaum nach dem Leben trachtet, heimlich aus dem Lande geschafft und mit einem fremden König vermählt. Die Stiefmutter erfährt aber ihren Aufenthalt und tötet sie durch einen vergifteten Splitter im Finger. Da sie im Tode noch so schön ist, kann es ihr Gemahl nicht übers Herz bringen, sie zu begraben, sondern verschließt sie in ein Gemach, in das niemand Zutritt erhält. Nach einiger Zeit nimmt er eine andere Frau, die er über alle Zimmer des Schlosses schalten läßt bis auf das eine, dessen Schlüssel er für sich behält. Aber eines Tages vergißt er ihn; die zweite Frau kommt in das Gemach und findet dort das schönste Weib, das sie je gesehen. Sie zieht ihr den Giftsplitter aus dem Finger, und sofort erwacht Goldbaum zu neuem Leben. Darauf führt ihr die zweite Frau den heimkehrenden König zu

und sagt ihm, als er die Wiedergewonnene mit Küssen überhäuft, sie wolle hinweggehen. Er aber läßt sie nicht fort und lebt fortan mit den beiden Frauen in Glück und Frieden (a. a. O. 32. Joseph Jacobs, Celtic Fairy Tales, London 1892, 88 ff. 252). In der Tat mag ein ähnliches keltisches Märchen Maries Novelle zu Grunde liegen.

Der zweite Teil unseres Lai hat eine in die Augen fallende Ähnlichkeit mit dem zweiten Teil des Versromans Ille et Galeron von Gautier d'Arras, gegen 1167 verfaßt und der Gemahlin Barbarossas, Beatrix von Burgund, gewidmet (Ausgaben von Löseth, Oeuvres de Gautier d'Arras II, Paris 1890, und von Wendelin Förster, Ille und Galeron von Walter von Arras, Halle 1891). Beide Dichtungen scheinen aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft zu haben.

Der Name Eliduc ist noch nicht erklärt (Loth, Revue celtique XIII, 481. Lot, Romania XXIV, 527). Bei Galfrid von Monmouth erscheint ein Aliduc de Tintagol (X, 5, 32. Ausg. von San-Marte 146. 407), bei Wace Aliduc, Elidur, Elliduc (Brut 12 592. Ausg. von Leroux de Lincy, Paris 1836, I, 184. 317), und daneben ein Elidurus (III, 17, 10. San-Marte 42. 247), bei Wace Elidur (Brut 3523. 10 552). Ein Elidus, Elideus in Gauchers Conte del graal (Rochats Percheval 24. Ausg. von Potvin IV, v. 24668). Im Cartulaire de Landévennec aus dem 11. Jahrh. findet sich im Jahre 1047 ein Abt Elisuc (s steht hier für keltisches d. Zimmer, Zeitschr. für franz. Sprache und Literatur XIII, 12. Ahlström, Studier 89). Vergl. Brugger, Zeitschr. für franz. Sprache XX, 144, N. 89.

[1] (S. 172.) Toteneis, wo Elidüc landet, ist das heutige Totneß in Devonshire, am Dart oberhalb Dartmouth gelegen, als Landungsplatz oft genannt. Dort soll auch der fabelhafte Brutus den britischen Boden betreten haben, s. Galfrid von Monmouth I, 15, 58; vergl. IV, 16, 13 (Ausg. von San-Marte S. 17. 57 und 201).

[2] (S. 174.) Das Teppichzimmer, la chambre encurtinée, worin Elidüc bei dem Bürger einquartiert wird (v. 135), ist das schönste Zimmer des Hauses, dessen Wände mit aufgehangenen Teppichen geschmückt sind: cortines, mhd. umbehenge, sperlachen, s. Alwin Schultz, Das höfische Leben[2] I, 76 f.

[3] (S. 191.) Über den alten Glauben, daß die Anwesenheit eines Schuldbeladenen im Schiffe Verderben bringe, s. R. Köhler in Warnkes Ausg. S. C ff. Child, The English and Scottish Popular Ballads III, 13 ff.

[4] (S. 197.) Die Geschichte vom Wiesel und dem wiederbelebenden Kraut ist ein uralter Märchenzug. Nach Apollodor (Bibliotheca III, 3, 1) wurde Polyidos als ein antiker „Arzt wider Willen" bei dem toten Glaukos, dem Söhnlein des Minos, eingeschlossen mit dem Befehl, ihn wieder lebendig zu machen. Er sah eine Schlange auf den Leichnam zukriechen und tötete sie durch einen Steinwurf; bald kam eine zweite Schlange und holte ein Kraut, womit sie jene wieder auferweckte. Polyidos legte das Kraut auf den toten Knaben, und alsbald kehrte ihm das Leben zurück (rationalistisch gedeutet bei Palaephatus, Incredibilia c. 27, erwähnt von Agatharchides I, 7, bei C. Müller, Geographi Graeci minores, Parisiis 1855, I, 115, 17 ff.) Sophokles und Euripides haben diesen Stoff dramatisch behandelt (Rohde, Der griechische Roman, Leipzig 1876, S. 125, Anm.). Zuweilen tritt an die Stelle des Polyidos Asklepios, dessen Attribut, die an seinem Stabe sich emporwindende Schlange, auf diese Sage zurückgeführt wurde (Hygini Poeticon Astronomicon II, 14). Das Kraut des Polyidos sollte dasselbe sein wie das Gras der seligen Inseln, das die Rosse des Helios fressen (Lobeck, Aglaophamus, Regiomontii Pruss. 1829, 866, Anm. — Roscher, Nektar und Ambrosia, Leipzig 1883, 31 ff.). Nach lydischer Überlieferung wurde auf dieselbe Weise die Wunderkraft des Krautes balis oder ballis erkannt, wodurch der König Tylon, der an einem Schlangenbiß gestorben war, vom Tode auferweckt wurde (Plinius, Nat. hist. XXV, 2, 5, nach dem lydischen Geschichtschreiber Xanthos; vergl. Rohde a. a. O. 126, Anm.). Daran schließt sich, was Quintus Curtius von Alexander dem Großen erzählt: als er einst bei dem schwerverwundeten Ptolemäus einschlief, sei ihm im Traume eine Schlange erschienen, die ihm ein Kraut, das sie im Maule trug, als Heilmittel angeboten habe; das Kraut sei nach der Beschreibung des Königs wirklich gefunden worden und habe Ptolemäus in kurzer Zeit hergestellt (De gestis Alexandri Magni IX, 8, 26. Diodor XVII, 103). Das altgriechische Märchen kehrt wieder in einem byzantinischen Roman des 12. Jahrhunderts,

Rhodante und Dosikles von Theodorus Prodromus: da wird Rhodante, die durch einen Zaubertrank ihrer Nebenbuhlerin Myrilla wie Elidücs Geliebte in todesähnlicher Erstarrung liegt, durch Auflegen eines Krautes wieder zu sich gebracht, womit sich eine Bärin ein erstarrtes Glied geheilt hat (Rohde a. a. O. 529, Anm. 2). Im Talmud ist es ein Edelstein, mit dem eine Schlange ihre tote Gefährtin ins Leben zurückruft (Eisenmenger, Entdecktes Judentum, Königsberg 1711, I, 408). Das den Schlangen oder Eidechsen abgewonnene Wunderkraut kehrt in zahlreichen Märchen wieder, z. B. im Novellino N. 12 (D'Ancona in der Romania III, 190), in Basiles Pentamerone I, 7 (übers. von Liebrecht, Breslau 1846, I, 99. 109), im deutschen Märchen von den drei Schlangenblättern, wo der junge König ganz wie Polyidos mit der Leiche seiner Gattin im Grabgewölbe eingeschlossen wird (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 16), auch in Brentanos Märchen vom Schulmeister Klopfstock (Die Märchen von Klemens Brentano, herausg. von Guido Görres, 2. Aufl., Stuttgart 1879, II, 38). Im neugriechischen Märchen aus Syra schlägt eine Schlange die andere so gewaltig mit dem Schweife, daß diese in zwei Stücke zerspringt. Die Stücke aber laufen nach einem in der Nähe stehenden Kraut, wickeln sich darein und wachsen so wieder zusammen. Mit dem Kraute wird sodann ein enthaupteter Jüngling wiederbelebt (Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, II, 274). Mit Hilfe eines einer Schlange abgenommenen Wunderkrautes setzen auch die hilfreichen Tiere im walachischen Märchen von Petru Firitschell, einer Variante des deutschen Märchens von den zwei Brüdern (Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 60), ihrem Schützling den abgehauenen Kopf wieder an (Schott, Walachische Märchen, Stuttgart und Tübingen 1845, S. 142), ähnlich in der litauischen Variante dieses Märchens bei A. Schleicher (Litauische Märchen u. s. w. Weimar 1857, S. 57. 59). In Chaucers Dream bringt ein Vogel das Kraut, um seinen Gefährten, der sich an einer Fensterscheibe den Kopf eingerannt hat, wieder zu beleben (Poetical Works, ed. Nicolas, London 1867, III, 295 ff.). Wie in unserem Lai spielt das Wiesel diese Rolle in der Geschichte von Sigmund und Sinfiötli in der Völsungasaga c. 8 (Hagens Altdeutsche und altnordische Heldensagen, Band III, umgearbeitet von Edzardi, Stuttgart 1880,

S. 32 f.). Daß das Wiesel seine getöteten Jungen durch ein aufgelegtes Kraut — crocei cujusdam floris beneficio — wieder lebendig mache, bemerkt auch Giraldus von Barri (Topographia Hibernica I, 27; Opera ed. Dimock V, 60), ebenso sein Zeitgenosse Alexander Neckam (De naturis rerum L. II, c. 123, ed. Wright, London 1865, 201), noch früher der Dichter der Fecunda ratis im 11. Jahrhundert (s. Voigt in der Zeitschr. für deutsches Altertum XXIII, 310). Vergl. die Nachweise, welche Reinhold Köhler aus den Schätzen seiner Belesenheit beisteuert, Warnkes Ausg. S. CIV ff.

Die Wiesel gelten für wundersame, zauberhafte Tiere und heißen daher in Cornwall fairies (Jahrbuch für roman. und engl. Literatur, Berlin 1861, III, 156, Anm. 1). Vergl. Bochart, Hierozoicon, Francofurti 1675, I, 1033. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, II, 189. 338 ff. 359 f. 370 ff. Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853, N. 98. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, 2. Aufl., Bonn 1864, S. 487. 550. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., S. 254. De Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, übersetzt von Hartmann, Leipzig 1874, S. 379. E. Rolland, Faune populaire de la France, Paris 1877, I, 50 ff. Liebrecht, Gervasius S. 23. 113. Zur Volkskunde, Heilbronn 1879, S. 329, N. 146. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 4. Aufl., Berlin 1883, S. 376 ff. Lauchert, Geschichte des Physiologus, Straßburg 1889, 22. 253. Guillaume Le Clerc, Bestiaire, herausg. von Reinsch, Leipzig 1890, 126 ff. Goldstaub-Wendriner, Ein tosco-venezianischer Bestiarius, Halle 1892, 291 ff.

Entgegen dem alten Sprichwort glaubte die Vorzeit, daß für den Tod wirklich ein Kraut gewachsen sei. Es war das Kraut Vischalya, das der Affenkönig Hanuman vom Drusinagebirge holte, um den tödlich verwundeten Lakschmana, den Bruder Ramas, zu retten (Wilson, Theater der Hindus, deutsch von O. L. B. Wolff, Weimar 1828, II, 744). Daher sandte nach Firdausis Erzählung der große Sasanide Khosru Anuschirwan (531—79) seinen gelehrten Arzt Barzujeh nach Indien, um dort im Gebirgsland jenes „wie eine Schwertklinge strahlende Kraut" zu suchen (die Stelle des Schahname über Barzui, mitgeteilt von Silvestre de Sacy, s. Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du roi, Paris 1818, X, 147 ff.

Lassen, Indische Altertumskunde, Bonn 1847, IV, 899. Guidi, Studii sul testo arabo del Libro di Calila e Dimna, Roma 1873, 10). Nach glaubwürdigen chinesischen Geschichtsquellen sandte schon der Gewaltherrscher Ts'in Schi-Huang-ti gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. Seefahrer aus, den wundersamen Pilz tsche, der Unsterblichkeit verleihen sollte, für ihn zu suchen (Chavannes, Les Mémoires historiques de Se-ma Ts'ien, Paris 1897, II, 176. Vergl. 152. 190). Über ähnliche Vorstellungen der Griechen und Römer s. Rohde a. a. O. S. 126, Anm.

Der bunte Zelter

Lai du vair palefroi s. Barbazan-Méon, Fabliaux I, 164 ff. — Montaiglon, Recueil I, 24. II, 276.

Als Verfasser nennt sich Huon le Roy, ein nordfranzösischer Spielmannskönig des 13. Jahrhunderts, von dem wir nichts weiter wissen (s. Hist. litt. XXIII, 115. Bédier, Fabliaux 482).

Eine ähnliche Erzählung findet sich unter jenen 32 neuen Phädrusfabeln, welche im Jahr 1808 zu Neapel in einer Handschrift des bekannten Humanisten Perotti gefunden wurden, der als Erzbischof von Manfredonia im Jahr 1480 starb, und über deren Echtheit trotz Heynes Verdikt noch immer die Meinungen schwanken. Die 15. dieser neuen Fabeln erzählt von einem Mädchen, um das ein reicher und ein armer Jüngling freiten. Der reiche Werber trug den Sieg davon, und bald entfaltete sich der Brautzug, der die Jungfrau in seine vor der Stadt gelegene prächtige Villa geleiten sollte. Vor der Schwelle ihres Hauses stand zufällig der Esel, der dem armen Freier bei seinem Geschäft zu dienen pflegte. Den führten die Mägde der Braut vor, damit sie ihre zarten Füße schone. Während sie dahinritt, sandte Venus, die sich des Armen erbarmte, ein greuliches Unwetter; Hagel und Regen zersprengte den Brautzug, und jeder suchte sein Heil in jäher Flucht. Der Esel aber lief den gewohnten Weg zum Hause des armen jungen Mannes. Auf sein Geschrei liefen die Diener heraus, sahen mit Staunen die schöne Jungfrau und meldeten sie ihrem Herrn, der eben mit einigen

Freunden beim Becher den Liebesgott anrief. Nun war sein Leid in Freude verwandelt; Bacchus und Venus vereint gaben ihm den Gedanken ein, daß er sich unter dem freudigen Zuruf der Genossen mit der Jungfrau vermählte. Die Eltern ließen die Verlorene durch den Ausrufer suchen. Als aber bekannt wurde, was geschehen war, begrüßten es alle als eine Gunstbezeugung der Himmlischen (Phaedri Fabularum Aesopiarum Libri quinque, publ. Schwabe et Gail, Parisiis 1826, II, 517. Hervieux, Les fabulistes latins, Paris 1894, II², 73. Hier ist es die 16. der neuen Fabeln).

In den Cent nouvelles nouvelles, N. 31, besteigt ein junger Knappe ein vor der Türe seines Freundes haltendes Maultier, läßt ihm die Zügel und gelangt so zur Geliebten des Freundes, deren Wohnung ihm dieser bis dahin sorgfältig verheimlicht hat (p. p. Th. Wright, Paris 1858, I, 183 ff.).

Die altfranzösische Novelle vom Zelter wurde neufranzösisch bearbeitet von Imbert (Choix de fabliaux mis en vers, Paris 1788, II, 14 ff.) und ins Englische übersetzt von L. Way (Fabliaux or Tales, London 1815, III, 156 ff.). Eine freie dichterische Bearbeitung gab uns Julius Grosse (Der graue Zelter, s. seine Epischen Dichtungen, München 1861, S. 141 ff.) und neuerdings J. V. Widmann (Der Zelter, s. Jung und Alt, Drei Dichtungen, Leipzig 1897, 1 ff.).

Der Zelter (mhd. zelter, zeldendez phert, nach einer asturischen Pferderasse thieldo benannt, die schon Plinius erwähnt, Nat. hist. VIII, 166, lat. paraveredus, palefridus, franz. palefroi, engl. palfray, altnord. tjaldare und gangari, schwed. gångare, dän. ganger, deutsch auch Paßgänger) war das Reitpferd der Damen, der Geistlichen und der ungewaffneten Ritter, im Gegensatz zum Streithengst (mhd. ros, ors, râvît, engl. stede, altfranz. destrier, lat. dextrarius, weil er auf dem Marsche vom Ritter oder seinem Knappen an der rechten Hand geführt wurde). Wer auf dem Zelter ritt, gab damit zu erkennen, daß er in friedlicher Absicht komme; daher Kaiser Friedrich Rotbart verordnete, wenn ein fremder Ritter, der auf einem Zelter, ohne Schild und Waffen sich einer Burg nähere, verletzt werde, so sei das Friedensbruch; sitze er aber auf einem Streitroß und habe den Schild am Hals und die Lanze in der Hand, so breche, wer ihn verletze, den Frieden nicht (Ottonis Frisingensis Epi-

scopi et Ragewini Gesta Friderici Imperatoris, L. III, c. 26, s. Mon. Germ. XX. 431, 36). Auch als Jagdpferd wurde der Zelter verwendet: Karl der Große reitet im Girard de Viane (p. p. Tarbé, p. 166) auf einem langmähnigen Zelter palefroi crenu) zur Jagd. Nur ganz ausnahmsweise werden Zelter auch in Schlachtschilderungen genannt, wie im Bauduin de Sebourc (Chant XIII, 727). Sprichwörtlich waren die nordischen Zelter, palefroiz norrois (Crestiens de Troyes, Conte del graal 7904. Blancandin, éd. Michelant, Paris 1867, v. 673. Dit de l'apostoile bei Le Roux de Lincy, Livre des proverbes français I, 196. Crapelet, Proverbes et dictons populaires, Paris 1831, p. 114); sie wurden aus Dänemark nach Flandern eingeführt (Crapelet p. 131). Vergl. Bangert, Die Tiere im altfranzösischen Epos, Marburg 1885, S. 8 ff. Interessant ist die Angabe einer provenzalischen Handschrift aus dem 15. Jahrhundert: In Deutschland sind die schönsten im Paß gehenden Zelter, die es gibt (En Alamanha son los plus bels palafrens ambladors que sian), ebenso in Ungarn; aber die ungarischen lassen sich nicht beschlagen (Romania XXIII, 353).

Was die Farbe der Rosse betrifft, so standen zwar die einfarbigen, vor allem die fleckenlos weißen, obenan; doch war auch die Buntheit im farbenfrohen Mittelalter nicht unbeliebt. Man denke an das Roß Enidens in Hartmanns Erec (7285 ff.): das ist links blendend weiß, rechts schwarz, und über den Rücken läuft ein grüner Streif; das weiße Ohr wird von einem schwarzen, das schwarze von einem weißen Ringe eingeschlossen. Ebenso ist Flores Zelter auf der einen Seite weiß, auf der anderen rot, und dazwischen läuft von der Stirn über das Rückgrat ein schwarzer Streif (Flore und Blanscheflur von Konrad Fleck, herausg. von Sommer, Quedlinburg und Leipzig 1846, S. 92, V. 2743 ff.). Noch bunter ist das Roß Camillens bei Benoit de Sainte-More und Heinrich von Veldeke (s. Eberts Jahrbuch für romanische und englische Literatur, Berlin 1860, II, 15). Diese bunten Rosse scheinen übrigens nur in der vornehmen Welt Mode gewesen zu sein; das Volk, wenigstens in späterer Zeit, hielt nicht viel davon, wie das Sprichwort beweist: Buntes Pferd verkauft man gern (s. Jähns, Roß und Reiter, Leipzig 1872, I, 43. 47). So buntscheckig dürfen wir uns jedoch Herrn Wilhelms Zelter nicht vorstellen. Seine Schönheit besteht darin,

daß an ihm die einzelnen Haare bunt gemischt sind, so daß er in einer unbestimmten Farbe schillert (vergl. Boehmer, De colorum nominibus equinorum, in seinen Romanischen Studien, Straßburg 1875, I, 244 ff., bes. 262 ff.).

Wie die Eigennamen der Rosse meist ihrer Farbe entnommen wurden, so begegnen wir in den Dichtungen neben Blanchard (Schimmel), Morel (Rappe), Fauvel (Fuchs), Sorel (braungelb), Liart (hellgrau), Baiard (hellbraun), Grison (grau), Ferrant (eisengrau), Bauzant (Scheck) auch dem Pferdenamen Vairon, z. B. im Guillaume de Dole 2740, bei Philippe Mouskes 7083 (Chronique rimée, p. p. le baron de Reiffenberg, Bruxelles 1836, I, 282); so heißt das Roß Bauduins in Bodels Chanson des Saxons (p. p. Fr. Michel, Paris 1839, I, 230. 243), das des Partonopeus (Partonopeus 6881, 6893), das Renarts von Dammartin (Jubinal, Nouveau Recueil de Contes, Dits et Fabliaux, Paris 1839, II, 23) u. a. (vergl. Bangert a. a. O. S. 44); auch le Vair (Chevalier au cygne, éd. Hippeau I, 83).

[1] (S. 201.) Die Ritter der Champagne standen in hohem Ansehen; ihre Tüchtigkeit war sprichwörtlich (s. Dit de l'Apostoile bei Le Roux de Lincy, Livre des proverbes français, Paris 1842, I, 219).

[2] (S. 202.) Über die alten Wälder der Champagne s. A. Maury, Les forêts de la France dans l'antiquité et au moyen âge, Paris 1856, p. 151 ff.

[3] (S. 204.) Da nach Turnierrecht die Rüstung und das Roß des Gefangenen dem Sieger gehörten und der Gefangene sich selbst durch eine Geldsumme lösen mußte, so wurde der turnei umbe guot bald eine rücksichtslos ausgebeutete Erwerbsquelle. Es gab eine eigene Klasse von Rittern, welche auf ihre Gewandtheit in den Waffen vertrauend als Landfahrer von Turnier zu Turnier zogen, um sich mit ihrem Schilde den Lebensunterhalt zu verschaffen (s. Niedner, das deutsche Turnier im 12. und 13. Jahrhundert, Berlin 1881, S. 20). In Deutschland standen besonders die Osterherren, die Ritter von jenseits der Saale, im Rufe, daß sie nur „um Gut" turnierten (ebenda 18). Ein geschickt gehandhabtes Turnierschwert ernährte seinen Mann; daher führt eines den bezeichnenden Namen Gagnepain (Pélerinage du Monde s. Le Grand d'Aussy, Fabliaux, 3. éd., I, 251). Bauduin von Sebourc gewinnt an einem Vormittag

nicht weniger als 20 Rosse (Chant III, 811); Amadas erobert auf seiner Turnierfahrt im ganzen 500 Rosse (Amadas et Ydoine 1470, p. p. Hippeau, Paris 1863, p. 52). In Zeiten, wo es weder Kriege noch Turniere gab, kamen die „armen Ritter“, die auf die Beute angewiesen waren, in eine sehr bedrängte Lage, wie der Ritter im Fableau bei Barbazan-Méon III, 410, v. 37 (Montaiglon, Recueil VI, 69). Andererseits geschah es nicht selten, daß begüterte Ritter durch ihre Leidenschaft für das Turnier vollständig verarmten (s. Jubinal, Nouveau Recueil I, 174). In welch abgehaustem Zustand einzelne Ritter, denen das Glück der Waffen nicht hold war, den Turnierplatz verließen zeigt uns Drouins Schelmenroman an dem Neffen des Herzogs von Burgund, den sein Sieger rein ausplündert und im dürftigsten Aufzug auf einer hinkenden wurmkranken Mähre heimschickt (Trubert 1539 ff. bei Méon, Nouveau Recueil I, 240). Man sach si werben mêr umb guot Danne umb der werden minne solt, sagt Ulrich von Lichtenstein im Vrouwen dienest (Ausg. von Lachmann, Berlin 1841, 207, 18. Vergl. 70, 28. 93, 27. 94, 4).

4 (S. 206.) Gallardon ist ein Städtchen in der Beauce zwischen Chartres und Paris, in unserem Jahrhundert bekannt geworden durch den Bauern Martin, jenes für den Wandel der Zeiten so charakteristische Gegenstück zur Jungfrau von Orleans: er empfing wie sie Offenbarungen von Engeln und verkündete dieselben im Jahr 1816 dem König Ludwig XVIII., wurde aber dafür von diesem ins Irrenhaus gesperrt (s. A. Maury, Essai sur les légendes pieuses du moyen-âge, Paris 1843, p. 257 f.).

Der Ritter mit dem Fäßlein

Du Chevalier au barisel s. Barbazan-Méon I, 208 ff. Schultz-Gora, Zwei altfranzösische Dichtungen, Halle 1899, 83 ff. — In schwedische Prosa übersetzt von Karl Wahlund, Om riddaren med ämbaret, als Hochzeitgabe gedruckt 1890. Neufranzösische Bearbeitungen s. Felix Brun, Le Jongleur de Notre Dame (Paris) 1890, 17 ff. Gaston Paris, Récits extraits des

poètes et prosateurs du moyen-âge mis en français moderne, Paris 1896, 126 ff.

Der Text ist in vier Handschriften überliefert, s. Schultz-Gora 69.

Der ungenannte Dichter der ergreifenden Bußlegende beruft sich auf eine schriftliche Quelle, die nach seinen Schlußworten von heiligen Männern, nach der Lesart einer Handschrift von den heiligen Vätern, herrühren soll. Er meint damit offenbar die bekannte Sammlung von frommen Anekdoten und Legenden aus dem Leben der ältesten Einsiedler, Vitae Patrum (in der Regel Vitas Patrum) betitelt, welche seit dem Ende des 5. Jahrhunderts auftaucht und dem h. Hieronymus zugeschrieben wurde und welche uns, im Laufe der Jahrhunderte mannigfach vermehrt und mit anderen Sammlungen verschmolzen, in verschiedenen Redaktionen überliefert ist. Die vorhandenen gedruckten Ausgaben enthalten jedoch unsere Erzählung nicht, ebensowenig die mitteldeutsche Bearbeitung Der Veter buoch aus dem 15. Jahrhundert. Dagegen findet sie sich häufig in den zahlreichen Handschriften einer ähnlichen altfranzösischen Sammlung, Vie des pères, in Versen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts (Tobler im Jahrbuch für romanische und englische Literatur VII, 421. — Alfred Weber, Handschriftliche Studien auf dem Gebiete romanischer Literatur des Mittelalters, Frauenfeld 1876, 7. 10. 21. 26. 29. 34. — Eugen Wolter, Der Judenknabe, Halle 1879, 9 ff. — Schwan, La Vie des anciens pères, s. Romania XIII, 1884, 233 ff. — Paul Meyer in den Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale, Paris 1891, XXXIV, 1, 160). Diese Fassung, von der uns Schultz-Gora (113 ff.) einen Abdruck gibt, ist aber an poetischem Gehalt mit unserem Gedicht nicht zu vergleichen. Wahrscheinlich gehen beide auf eine gemeinsame, uns unbekannte Vorlage zurück, die aus mündlicher Überlieferung stammte. Im Anschluß an die Vie des pères wurde der Stoff weiterhin von einem gewissen Jehan de Blois oder de la Chapelle in Versen behandelt (Notices et extraits a. a. O.) und später in Prosa umgeschrieben (Hist. litt. XXIII, 167. Schultz-Gora 73 ff.).

[1] (S. 219.) Über das Raubrittertum im alten Frankreich, das die Schilderung des Dichters in der Wirklichkeit an Greueln noch überbot, s. E. de la Bedollierre, Histoire des Moeurs

et da la Vie privée des Français, Paris 1849, III, 85 ff. In seinen Untaten erinnert der Ritter an den jungen Robert den Teufel.

[2] (S. 220.) Es ist das für die moralische Seite der mittelalterlichen Religiosität höchst bezeichnend. Von all dem ruchlosen Treiben des Wüterichs erregt nichts solchen Anstoß, als daß er am Karfreitag die Fasten nicht halten will. Das ist der Gipfel der Gottlosigkeit. In der Tat überbietet er hierin noch den wilden Raoul von Cambrai, der zwar am Karfreitag unbedenklich eine Stadt verwüstet, wobei im Brand eines Klosters hundert Nonnen umkommen, der sich aber vor der Sünde scheut, an diesem Tage Fleisch zu essen (Raoul de Cambrai, Chanson de geste, p. p. P. Meyer et A. Longnon, Paris 1882, v. 1477 ff. 1551 ff.).

[3] (S. 221.) Der Dichter denkt hier an die scheinheilige Beichte, welche der Fuchs der Weihe (escoufle) ablegt und welche damit endigt, daß das Beichtkind den Beichtvater auffrißt (Le Roman de Renart, p. p. Ernest Martin, Strasbourg 1882, I, 250 ff. Branche VII, 309 ff. Schultz-Gora 130). [Crane Exempla of Jaques de Vitry, N. CCXCVII und p. 264 f.]

[4] (S. 230.) Moriane ist das Dalmatinische Küstenland und Kroatien, das in den deutschen Volksepen von Hug- und Wolfdietrich und im Spielmannsgedicht von König Rother vielgenannte Herzogtum Meran, das als Stammland der Goten galt (Symons in Pauls Grundriß der german. Philologie, Straßburg 1893, II, 1, 36 [Richard Heinzel, Über die ostgotische Heldensage, 19 ff. — Wiener Sitzungsberichte, phil. hist. Classe CXIX.] Dux Meraniae war der Titel der Dachauer Grafen um die Mitte des 12. Jahrhunderts und seit 1178 der ihrer Erben, der Bertholde von Andechs (Heigel und Riezler, Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos von Wittelsbach, München 1867, 209). Die tirolische Stadt Meran, welche zum erstenmal im Jahre 1239 in Urkunden und erst im 15. Jahrhundert in deutscher Dichtung genannt wird (Hermann von Sachsenheim, Das Sleigertuechlin, s. Meister Altswert, herausg. von W. Holland und A. Keller, Stuttgart 1850, 238, 20. 245, 11), hat damit nichts zu tun (s. Müllenhoff in der Zeitschr. für deutsches Altertum VI, 449).

[5] (S. 236.) In einer anderen Legende der Vie des pères,

welche Alfred Weber (Handschriftliche Studien 60 ff.) abgedruckt hat, wird einem Räuber von einem heiligen Einsiedler als Buße auferlegt, daß er die Quelle suche, deren Wasser aufwärts laufe (Que la fontaine troveres, dont li ruiseaus contremont cort. v. 276), und als er erfolglos und entmutigt zum Beichtvater zurückkehrt, belehrt ihn dieser, er habe in seinen Reuetränen jene Quelle gefunden (v. 359 ff.). Ebenso sagt Freidank (35, 12): Wenn das Wasser aufwärts läuft, dann kann dem Sünder geholfen werden; ich meine, wenn es heimlich vom Herzen empor in die Augen fließt. Dies Wasser hat gar leisen Fluß; aber im Himmel hört man sein Rauschen. Die Zähre, die vom Herzen kommt, die löschet manche Missetat (Freidank von Wilh. Grimm,[2] Göttingen 1860, 22. Vergl. Wilh. Grimm, Über Freidank, Berlin 1850, 57. Wernher vom Niederrhein, von Wilh. Grimm, Göttingen 1839, 47, 7 ff. Reinmar von Zweter, herausg. von Roethe, Leipzig 1887, 525, N. 233). — Eure Seele ist nie so krank, heißt es in Hartmanns Gregorius (v. 2531), wird das Auge nur einmal von herzlicher Reue naß, so seid ihr genesen. — Vergl. Christine de Pisan, Cent Ballades, XCIX, 12: car une goute De larme fait à Dieu plaire Le repentant, tant est très debonnaire (Oeuvres poétiques de Christine de Pisan, p. p. Maurice Roy, Paris 1886, I, 99), und Greflinger: Der Wein, nach welchem sich die lieben Engel sehnen, Sind der bereuenden zerknirschten Herzen Tränen (Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter, München 1864, I, 300).

Eine ähnliche Erzählung ist unter den Predigtbeispielen aufgezeichnet. Da wird ein Sünder, der zufällig einen berühmten Prediger, nach einer Fassung den h. Bernhart, mitanhört, von plötzlicher Reue ergriffen, daß er zu weinen beginnt. Der Prediger sieht, wie ihn der Teufel an einer Kette festhält; aber eine Träne fällt darauf, und die Kette zerspringt (Magnum Speculum Exemplorum, Contritio 11, Duaci 1611, 177. Promptuarium Exemplorum V, 4, Venetiis 1603, 187). In der um 1129 entstandenen Visio Alberici, c. 18, bringt der Teufel nach dem Tode eines Sünders dessen Schuldbuch herbei; ein Engel aber gießt aus einem Fläschchen die Reuetränen des Verstorbenen darüber, und die Schrift erlischt (Fritzsche in Vollmöllers Romanischen Forschungen III, 356).

Das Wunder des Fäßleins erinnert an Buddhas Almosen-

topf, der von wenigen Blumen, welche die Armen darbringen, voll wird, während ihn die Reichen nicht mit Tausenden von Scheffeln anzufüllen vermögen (s. meinen Parzival 458).

Der Tänzer unsrer lieben Frau

Del tumbeor Nostre-Dame, herausg. von W. Förster in der Romania II, 315 ff. Die Handschriften s. Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaures p. 35 ff.; Gröber in der Zeitschrift für romanische Philologie IV, 88; Raynaud in der Romania XXIV, 449. [Hermann Wächter Der Springer unserer lieben Frau, Bonner Dissertation, Erlangen, 1899, 8 f.] — Das Gedicht ist aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.

Die rührende Legende erfreut sich in neuerer Zeit großer Beliebtheit. Im Jahre 1891 erhielt der Vicomte von Borrelly für eine dichterische Bearbeitung einen Poesiepreis der französischen Akademie. Wir haben prosaische Bearbeitungen von Felix Brun (Le jongleur de Notre-Dame, Paris 1890, 1 ff.) und von Anatole France, Gaston Paris gewidmet, im Etui de nâcre (5. éd. Paris 1892, 93. Deutsch von Hermann Levi in der Münchner Zeitschrift „Jugend" vom 22. Februar 1896). Auch in einer ungarischen Erzählung „Der Narr" von Malonyay ist der Stoff verwertet (Französ. Übers. von Remacle im Figaro de Noël 1897, p. 226). Eine gekürzte Fassung der vorliegenden deutschen Bearbeitung wurde sogar für Männerchor und Soli von Hermann Hutter komponiert und in einem Münchner Konzert gesungen.

Was die Herkunft des Stoffes betrifft, so hat Novati auf eine von Augustin (De civitate Dei VI, 10) überlieferte Notiz aus der verlorenen Schrift Senecas De superstitione hingewiesen, wonach ein hinfälliger alter archimimus alltäglich auf dem Kapitol Komödie gespielt habe in der Meinung, damit den Göttern eine Freude zu machen (Romania XXV, 591). [Vgl. auch Wächter, a. a. O. 29 f.]

Eine abweichende Gestalt der Legende überliefert Gautier von Coincy in seinem Miracle Nostre Dame de Sardeney (v. 885 ff. Ausgabe von Poquet Sp. 868). Da ist es ein

Kartäusermönch, der sich so lange vor dem Marienbild auf nackten Knieen im Gebet abarbeitet, bis ihm der Schweiß von der Stirne rinnt und die heilige Jungfrau vom Himmel niedersteigt, um ihm mit ihrem zarten, schneeweißen Handtuch (touvaille) das Angesicht abzuwischen. Auch bei Sterbenden erscheint die heilige Jungfrau und trocknet ihnen mit ihrem Tüchlein den Todesschweiß ab (Magnum Speculum Exemplorum, Duaci 1611, Dives 1, p. 286) oder weht ihnen Kühlung zu (ebenda, Bona injuste acquisita 8, p. 84). Als einst der Konvent von Clairvaux am heißen Erntetag im Tale das Korn schnitt, kam die Jungfrau Maria mit ihrer Mutter Anna und Maria Magdalena leuchtend den Berg herab, wischte den Mönchen den Schweiß und fächelte sie mit ihren Ärmeln. Durch diese Erzählung des Abtes von Heisterbach wurde Cäsarius so ergriffen, daß er ihm versprach, in sein Kloster einzutreten (Caesarii Heisterbacensis monachi Dialogus Miraculorum, L. I, c. 17, ed. Strange, Coloniae 1851, I, 24).

[1] (S. 240.) Das erinnert an den griechischen Tanz, der σκώψ hieß, wobei der Tänzer wie Leute, die in die Ferne spähen, die Hand gekrümmt an die Stirne hielt (Athenaeus, L. XIV, p. 629, F).

Aristoteles

Li lais d'Aristote, s. Barbazan-Méon III, 96 ff. A. Héron, Oeuvres de Henri d'Andeli, Paris 1881, 1 ff. Montaiglon, Recueil V, 243 ff.

Eine englische Übersetzung, sehr frei, in gereimten fünffüßigen Jamben, s. L. Way, Fabliaux or Tales, London 1815, II, 157 ff. 259.

Über den Dichter Henri d'Andeli wissen wir wenig Sicheres: Er war ein Kleriker und nach Friedr. Augustin (Sprachliche Untersuchungen über die Werke Henri d'Andelis, Marburg 1886) wahrscheinlich aus der Picardie, seine Zeit die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts (Gaston Paris, Romania XI, 138).

Über den Stoff des Gedichtes s. Héron, La Légende d'Alexandre et d'Aristote, Rouen 1892. [Wilhelm Hertz gedachte, ausführlicher darüber zu handeln und es fanden sich in

seinem Nachlaß sehr reichhaltige Collektaneen. Von deren Veröffentlichung soll abgesehen werden, nachdem die Untersuchung von Dr. A. Borgeld, Aristoteles en Phyllis, een bijdrage tot de vergelijkende Litteraturgeschiedenis, Groningen 1902, ungefähr alles enthält, was auch Wilhelm Hertz sammelte, und dazu manches, was diesem noch entgangen war.]

[1] (S. 243.) Ynde la major, v. 87; Inde major in einigen Alexanderdichtungen (Paul Meyer, Alexandre le grand dans la littérature française, Paris 1886, I, 84, v. 83—143, v. 705. Im großen Alexanderroman kommt die Bezeichnung nicht vor); Inde la majour bei Christine de Pisan (Godefroy, Dictionnaire V, 85); Inde la grande im Fableau von Richeut (v. 871. Méon, Nouv. Recueil I, 65). Über die mittelalterliche Einteilung von Indien in Groß-, Klein- und Mittelindien oder erstes, zweites und drittes Indien s. Gustav Oppert, Der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte, Berlin 1864, 4, Anm. 3. Yule, Marco Polo, II, 419 ff. Grieshaber, Ältere noch ungedruckte deutsche Sprachdenkmale religiösen Inhalts, Rastatt 1842, 35. Zeitschr. für deutsches Altertum XVI, 153, Anm. 1. Nach Jordan von Severac in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist im allgemeinen India minor das Indusland, India maior das Gangesland und Dekhan (Mirabilia descripta per Fratrem Jordanum, s. Recueil de Voyages et de Mémoires, p. p. la Société de Géographie, Paris 1839, IV, 41 ff. 48 ff.). India tertia dagegen scheint Ostafrika zu bezeichnen (IV, 55 ff. Yule, Wonders of the East by Friar Jordanus, translated, London 1863, 11, N. 1). Nach Johann von Marignolli um 1355 verstand man unter India maxima das Land Manzi in Südchina (Yule, Cathay and the way thither, London 1866, II, 354), unter India inferior Malabar (II, 356). Auch im Reinfrit von Braunschweig werden drî Indiâ genannt (v. 21930). Sebastian Frank (Weltbuch, Tübingen 1834, Bl. CXCIa) kennt gleichfalls eine Dreiteilung Indiens, „nemlich das forder (von Persien bis zum Indus), inner (vom Indus bis zum Ganges) und eusser" (dieses vom Ganges ostwärts „hat kein end"). Die Unterscheidung der ouzern von der innern Indiâ kennt schon Heinrich von Neustadt (Ausg. von Strobl, Wien 1875, Glossar 220).

[2] (S. 248.) Über den zuerst im Guillaume de Dole erscheinenden Brauch altfranzösischer Dichter, Liederstrophen in die

Versromane einzuschalten, handelt Gaston Paris bei Servois, Le Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole, Paris 1893, LXXXIX ff. Die Dichtungen, in denen das geschieht, sind aufgezählt von Jeanroy, Origines de la Poésie lyrique en France, 115 f.

Die verschiedenen Formen dieses ersten Liedchens s. Augustin a. a. O. 6 f. Ähnliche Strophen s. Raynaud, Recueil de Motets français I, 202, N. CXCVII, 20. — II, 131 (auch bei Bartsch, Altfranzösische Romanzen und Pastourellen, Leipzig 1870, 221, N. 116). — II, 133 (Bartsch 378).

[3] (S. 249.) Über dieses zweite Liedchen s. Augustin 8. Bei den Versen „Ci me tienent amoretes, Ou je tieng ma main" legte der Vortragende die Hand aufs Herz wie bei dem bekannten Liede Walthers von der Vogelweide:

Ir vil minneclîchen ougen blicke
rüerent mich alhie, swann ich si sihe,
in mîn herze

(Lachmann 112, 17. Ausg. von Wilmanns[2], 380).

[4] (S. 250.) Mit dieser Strophe beginnt eine uns überlieferte Chanson d'istoire oder Chanson de toile. So hießen lyrisch-epische Volkslieder, die von den Frauen und Mädchen bei der Handarbeit gesungen wurden (Gaston Paris, La littérature française au moyen âge[2], Paris 1890, § 118. Petit de Juleville, Hist. de la langue et de la litt. fr. I, 348 ff. Gröber in seinem Grundriß der roman. Philologie II, 1, 475. 665). Unser Lied ist abgedruckt von Paulin Paris, Le Romancero français, Paris 1833, 37, und von Bartsch, Romanzen und Pastourellen 13, ins Deutsche übersetzt von Bartsch, Alte französische Volkslieder, Heidelberg 1882, 19. — S. Hist. litt. XXIII, 811. Augustin a. a. O. 8.

[5] (S. 251.) Über dieses vierte Liedchen s. Augustin 9.

Der Sperber

Le lay de l'espervier, p. p. Gaston Paris, Romania VII, 1 ff. Montaiglon, Recueil V, 43 ff. — Ahlström, Studier 161 f.

Über die verschiedenen Bearbeitungen des Stoffs verweise ich auf die treffliche Abhandlung von Gaston Paris (ebenda 9 ff.) und die interessanten Mitteilungen von Bedier (Fabliaux 228 ff.).

Die Erzählung, die eines Ehrenplatzes im famosen fünften Veda, im „Weiberveda", würdig wäre, findet sich zuerst im indischen Papageienbuch (Die Çukasaptati, Textus Simplicior, c. 25. Aus dem Sanskrit übers. von Richard Schmidt, Kiel 1894, 46), ferner im Hitopadeça (II, 9. Max Müllers Übers. Leipzig 1844, 90) und in den verschiedenen orientalischen Redaktionen des Sindibad, der auf ein verlorenes indisches Original, Siddhapati, zurückgeht (Gaston Paris a. a. O. 10 f.), auch übergegangen in ein Urbubuch von den Weiberlisten (Nauratan, Nine Jewels, by Mahjúr, Lucknow 1811. Folk-Lore Journal IV, 286). Unter den zahlreichen abendländischen Bearbeitungen ist die älteste und beste unser Lai de l'Espervier aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie steht der Erzählung des Sindibad am nächsten. Nah verwandt ist auch eine Fassung der Gesta Romanorum (Übers. von Gräße, Dresden und Leipzig 1842, II, 149). Eine von allen anderen abweichende Gestalt gibt Boccaccio im Decamerone (VII, 6. Cappelletti, Studi sul Decamerone, Parma 1880, 429 ff.). Poggi hinwiederum in seinen Fazetien nähert sich stark den Çukasaptati (Gaston Paris a. a. O. 17 f.), nachgeahmt in Michael Wiedemanns Historisch-poetischen Gefangenschaften (Leipzig 1689, 4. Monat, 37). Auf einer selbständigen arabischen Überlieferung beruht die Geschichte bei Petrus Alfonsi (Disciplina clericalis, c. 12. Gaston Paris a. a. O. 20). Den vielen Nachahmungen des Boccaccio und Poggi, welche Gaston Paris (18 f.) aufzählt, mag noch beigefügt werden: Ayrers schwaches Fastnachtspiel „Die zwen vereinigten Buler" (Ayrers Dramen, herausg. von A. v. Keller, Stuttgart 1865, IV, 2725 ff.) und die Posse der englischen Komödianten „Singing Simpkin" (Tittmann, Die Schauspiele der englischen Komödianten in Deutschland, Leipzig 1880, XVIII. Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger, Hamburg und Leipzig 1893, 18; vergl. 21), woraus eines der ältesten schwedischen Fastnachtspiele wurde (Ahlström, Studier 162, Anm. 3).

Der arme Schüler

Le povre Clerc s. Méon, Nouveau Recueil I, 104. Montaiglon, Recueil V, 192. — Literarische Nachweise s. A. von Weilen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894, Nr. 146. Bédier, Fabliaux[2] 453 f. Bolte und Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele älterer Zeit, Norden und Leipzig 1895, *42 ff. [Martin Montanus, Schwankbücher, ed. Bolte, Tübingen 1899, 396 ff. 626, 101. 538. 650, 65.]

Von diesem Schwanke gibt es zwei verschiedene, parallel laufende Fassungen: in der einen tritt der Held als Erzähler, in der anderen als Zauberer auf.

Jene, die ältere, kennen wir seit dem 13. Jahrhundert aus unserem Fableau und aus einem Gedichte des Strickers (Kleinere Gedichte von dem Stricker, herausg. von Hahn, Quedlinburg und Leipzig 1839, 9 ff. Von der Hagens Gesamtabenteuer, Stuttgart und Tübingen 1850, III, 149 ff.). Diese beiden Dichtungen, deren keine die unmittelbare Vorlage der anderen gewesen sein kann, gehen auf ältere, ohne Zweifel mündliche Überlieferungen zurück. Beim Stricker ist es der Knecht des Bauern, der das Verhältnis der Frau zum Pfarrer beobachtet hat und eines Morgens, als er mit seinem Herrn ins Holz fahren soll, unter dem Vorwande, er habe seinen Hut und seine Fäustlinge vergessen, ins Haus zurückläuft, um die Frau zu belauschen, wie sie eben für den Pfarrer ein Ferkel brät, einen Kuchen (vochenz) backt und eine Kanne mit Met füllt. Da der Knecht nicht zurückkommt, fährt der Bauer unerwartet schnell nach Hause und stört so das Frühmahl der Verliebten. Speise und Met werden in der Eile versteckt, und der Pfaffe kriecht unter eine Bank im Winkel. Der Knecht entschuldigt sich bei seinem Herrn mit dringenden Arbeiten und schlägt ihm vor, sie wollen vor der zweiten Fuhre einen Imbiß einnehmen. Während ihnen die Frau Brot und Käse auftischt, erzählt der Knecht, wie ein Wolf aus der Herde ein Ferkel raubte, so groß wie jenes gebratene, wie er einen Stein gegen ihn aufhob nicht größer oder kleiner als jener Kuchen, wie dem Wolf von dem Wurf so viel Blut entströmte, als Met in jener Kanne sei, und wie das im unwegsamen Gestrüpp sich verkriechende Untier ihn so furchtbar

angesehen habe wie jener Pfaffe unter der Bank. Da wird der Pfaffe vom Bauern gebunden und muß sich mit großem Gute lösen, und die Frau erhält eine Tracht Schläge. Der Knecht aber genießt fortan der Liebe des Herrn, weil er die Schuldigen mit solcher Schlauheit zu überführen gewußt hat. — Auf eine andere altdeutsche Bearbeitung des Schwanks wird im dritten Band der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen (3. Aufl., Göttingen 1856, S. 109) hingewiesen: der kündige kneht, in einer Wiener Handschrift (428, N. 62). — In Venedig lebt der Schwank noch heute im Volksmund. Da ist es ein alter Bettler, der von der Frau eines Fischers zurückgewiesen wird und dann ihrem Mann eine Geschichte erzählt von dem Tier, so groß wie der versteckte gebratene Hase, das er mit einem Steine warf, so groß wie der versteckte Käse, worauf es Blut verlor, so rot wie der verborgene Wein, und ein so böses Gesicht machte wie der Pfaffe unterm Bett (Bernoni, Fiabe popolari veneziane, Venezia 1873, p. 33, N. VII. Cosquin, Contes populaires de Lorraine, Paris o. J. II, 330). Die Hauptzüge kehren wieder in einer Erzählung aus Livorno (Papanti, Novelline populari livornesi, Livorno 1877, No. 2), ebenso in einer aus Nocera in Umbrien, nur daß hier der Bettler ein verkleideter Freund des Ehemanns ist, den dieser selbst ausgesandt hat, um den Frate zu entlarven (Κρυπτάδια, Heilbronn 1888, IV, 134). Sehr abgeschwächt ist die Erzählung in Basiles Pentamerone (übertragen von Liebrecht, Breslau 1846, I, 253). Hier verstecken zwei Eheleute ihr leckeres Mahl vor ihrem schmarotzenden Gevatter; dieser hat aber alles durch das Schlüsselloch mit angesehen und beginnt nun eine Erzählung wie der arme Schüler, nur daß er statt von einem Wolf von einer furchtbaren Schlange spricht, so groß wie der Aal im Schranke u. s. w. Doch erzielt er damit nicht die gewünschte Wirkung: der erzürnte Wirt jagt ihn mit Scheltreden hinaus. — Noch harmloser sind die portugiesischen Erzählungen aus Brasilien, welche Cosquin anführt (II, 331 f.). Hier handelt es sich um die Entlarvung einer Frau, welche sich vor ihrem Mann stellt, als ob sie von der Luft lebe, sich aber heimlich von ihrer Negerin leckere Mahlzeiten bereiten läßt. — Mit fremdartigen Zügen vermischt findet sich unser Schwank in einem syrischen Tiermärchen: hier ist es der Fuchs, der, von der Frau zurückgewiesen, die versteckte Speise

und den Liebhaber im Korntrog verrät (Prym und Socin, Syrische Sagen und Märchen, Göttingen 1881, S. 293). Dasselbe erzählt eine Geschichte aus dem Pendschab vom **Râdshâ Rasâlu**: Dieser als Fakir wandernd kommt in einem Dorf zu einer Frau, welche Kuchen von feinem Mehl backt und sie ihrem in der Scheune versteckten Buhlen bringt. Er verlangt von ihr gleichfalls feines Brot mit Butter, und als ihr dazukommender Mann ihn darüber zur Rede stellt, verweist er ihn auf den Esser in der Scheune (Folk-Lore Journal, London 1883, I, 148).

Eine eigentümliche Gruppe zwischen den beiden Fassungen bilden die Märchen, in denen der Gast ein weissagendes Tier bei sich hat, von dem er sich das Versteck der Speisen und des Liebhabers verraten läßt (Reinh. Köhler, Kleinere Schriften. Weimar 1898, I, 238 f.). Bei Sercambi (s. S. 428) und im hessischen Märchen von Bürle (Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 61) ist es ein Rabe, ebenso im westfälischen Märchen vom Hick H. Stalh, Westfälische Sagen und Geschichten, Elberfeld 1831, (34 ff.). Daher kam auch der Rabe in das verkümmerte lothringische Märchen bei Cosquin (Contes populaires II, 329). Im siebenbürgischen Märchen ist es eine Schalaster, eine Elster; hier gelingt es dem Kantor, beim Pochen des Ehemanns zu entrinnen (Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenland in Siebenbürgen, Berlin 1856, 271 ff.). Bei Andersen (Der kleine Klaus und der große Klaus, s. Sämtliche Märchen, 11. Aufl., Leipzig 1874, 43 ff.) ist es eine knarrende Roßhaut. Auch in einem irischen Märchen verrät dem als Knecht dienenden armen Schüler die schnurrende Katze die Vorbereitungen, welche die Frau zur Bewirtung ihres Liebhabers getroffen hat (Folk-Lore Journal III, 257 ff.).

Am zahlreichsten und besten erhalten sind die Darstellungen der jüngeren Form des Schwanks, worin der abgewiesene Fremdling die Rolle des Schwarzkünstlers spielt. Sie stammen aus der Blütezeit der fahrenden Scholaren, dem 14.—16. Jahrhundert. Die älteste Fassung hat Bolte in einer lateinischen Sammlung von Predigtbeispielen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, der „Scala celi" des französischen Dominikaners Johannes Junior, nachgewiesen (Niederdeutsche Schauspiele *43). Da spricht ein fahrender Kleriker bei der Frau eines Ritters ein, die ihn mit saurem Wein und hartem Brot

abspeist und ins Bett schickt. Bald darauf kommt ihr Liebhaber, ein Mönch, mit verschiedenen Leckerbissen. Wie sie sich eben zu Tische setzen wollen, pocht der Ehemann an die Türe; die Speisen werden versteckt, und der Mönch kriecht unter eine Bank. Der Hausherr ruft den Schüler, der alles mit angesehen hat, und fragt ihn, welche Wissenschaft er studiert habe. Die schwarze Kunst, erwidert er, und als der Herr und die Herrin eine Probe davon zu sehen verlangen, zaubert er die versteckten Speisen hervor, läßt alle Türen öffnen und sie die Augen schließen und befiehlt dann dem Teufel unter der Bank, in Gestalt eines Mönches davonzugehen. In Versen wird der Schwank erzählt von Hans Rosenblut (A. v. Keller, Fastnachtspiele, Stuttgart 1853, III, 1172 ff. Nachlese 307), von Burchard Waldis (Esopus, 4. Buch, 42. Fabel, herausg. von Tittmann, Leipzig 1882, II, 230 ff.), in einem Meisterlied in der Rebenweis Hans Vogels vom Jahre 1548 (Bolte, Martin Montanus Schwankbücher, Tübingen 1899, 538 ff.), von Eucharius Eyering (Proverbiorum Copia, Eißleben 1601, II, 431 ff.), in dem altschottischen Gedicht The Freirs of Berwik, dem Dunbar mit Unrecht zugeschrieben (Pinkertons Ancient Scotish Poems, London 1786, I, 65 ff. The Poems of William Dunbar, ed. by Schipper, Vienna 1894, 389 ff.), und von dem neueren schottischen Dichter Allan Ramsay (Select Poetical Works, London 1853, p. 34 ff.). Prosadarstellungen finden sich bei einem jüngeren Zeitgenossen Boccaccios, Giovanni Sercambi (Novelle inedite, per cura di Renier, Torino 1889, N. 11), [vgl. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften II. 594 ff.] bei Martin Montanus, Das Ander theyl der Gartengesellschaft (Straßburg 1558, N. 104. Bolte, Martin Montanus Schwankbücher 396), in Michael Lindeners Rastbüchlein von 1558 (Ausgabe von Franz Lichtenstein, Tübingen 1883, S. 16), bei Abraham a Sancta Clara (Judas der Erzschelm, s. Sämtliche Werke, Lindau 1872, V, 132 ff.), in der Erzählung „Der Teufelsbanner" von Georg Nikolaus Bärmann (in seinen „Papieren aus meiner bunten Mappe", Berlin 1826), ferner im englischen Volksbuch von Fryer Bacon (W. J. Thoms, Early English Prose Romances, London 1858, I, 229 ff.) und in der Schwanksammlung des Herrn von Ouville (L'Elite des contes, Lyon o. J. I, 195 ff.) und darnach in den Nouveaux Contes à rire et aventures plaisantes de ce temps ou Recreations Françoises (Amsterdam

1700, 209 ff. Andere französische Wiederholungen verzeichnet Bédier, Fabliaux 454).

Dramatisch gestaltet wurde der Stoff im Jahre 1551 von Hans Sachs (Ausg. von A. v. Keller, Tübingen 1875, IX, 72 ff. Edm. Götze, Sämtliche Fastnachtspiele von Hans Sachs, Halle 1883, III, 124 ff.), der ihn auch in einem Meistergesang in Römers Gesangweis behandelt hat (Götze III, XVII). Das Fastnachtspiel des Hans Sachs, das Rosenplüts Gedicht zur Vorlage hatte, wurde später zum Puppenspiel umgearbeitet (Karl Engel, Deutsche Puppenkomödien, Oldenburg 1876, IV, 43). Dem Burchard Waldis nähern sich das Fastnachtspiel eines Zeitgenossen des Hans Sachs, des Nürnberger Spitalschreibers Peter Probst, Von einem mülner vnd seinem weib, das die köstliche Komödie des Hans Sachs an feinen Einzelzügen noch übertrifft (Leonhard Lier, Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspiels, Nürnberg 1889, 69), ferner das Scherzspiel des Klemens Stephani aus Eger: Ein kurtze vnd fast lustige Satyra oder Bawrenspiel mit fünff Personen von einer Mülnerin vnd jren Pfarrherr, Reymen weiß gestellet, Nürnberg 1568 (Wolkan, Böhmens Anteil an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts, Prag 1890, II, 125 ff.), ebenso das Hamburger Spiel „Hanenreyerey" vom Jahre 1608, wo die Haupthandlung der zwei ersten Akte unserem Schwank entnommen ist (Bolte und Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele 87 ff.). Auf eine andere, dem schottischen Gedicht nahekommende Quelle geht das Possenspiel „Der visierliche Exorcist" vom Jahre 1675 zurück (Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger, Hamburg und Leipzig 1893, 37 f.). In Spanien haben keine geringeren als Cervantes und Calderon den alten Schwank durch ihre Kunst verherrlicht, Cervantes in dem Zwischenspiel „La Cueva de Salamanca" (Comedias y Entremeses de Miguel de Cervantes-Saavedra, Madrid 1749, II, 304 ff.), ins Deutsche übersetzt von F. J. Bertuch (Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur, Dessau und Leipzig 1782, III, 129 ff.: „Der Teufel aus der Kohlenkammer"), A. F. von Schack (Spanisches Theater, Cotta'sche Bibl. d. Weltlit., I, 205 ff.) und Hermann Kurz (Cervantes Neun Zwischenspiele, Hildburghausen 1868, 129 ff. im zweiten Band von Moriz Rapps Spanischem Theater), Calderon im Zwischenspiel „El Dragoncillo" (Comedias, ed. Hartzen-

busch, Madrid 1850, IV, 615), übersetzt von Edmund Dorer (Nachgelassene Schriften, herausg. von Graf von Schack, Dresden 1893, I, 206 ff.). In Calderons Fassung kam der Stoff durch Vermittlung der Erzählung des Herrn von Duville auf die französische Bühne in dem Lustspiel „Les Fous divertissants" von Raimond Poisson (1658—1735), woraus Dancourt, der berühmte Komiker Ludwigs XIV., einen Akt für sich herrichtete und unter dem Titel „Le bon soldat" zum erstenmal am 10. Oktober 1691 aufführen ließ (Léris, Dictionnaire portatif historique et littéraire des théâtres, 2. édition, Paris 1763, p. 407. Biographie Universelle, Ancienne et Moderne. Nouvelle édition, Paris, XXXIII, 587), später zu einer komischen Oper verarbeitet; „Le soldat magicien" von Anseaume, dem Souffleur am Théâtre-Italien († 1784), gedruckt als 11. Stück seines „Théâtre, Paris 1766", Musik von Philidor (1726—95), zum erstenmal aufgeführt in Paris am 14. August 1760 (Léris ib. 407. Fétis, Biographie universelle des Musiciens, Paris 1864, VII, 30b. 32a); auch auf deutschen Bühnen gegeben, z. B. in Berlin am 25. April 1785 „Der zaubernde Soldat" (Teichmanns Nachlaß, herausg. von Dingelstedt, Stuttgart 1863, S. 409); eine andere Übersetzung von dem bekannten Mannheimer Buchhändler Christian Friedrich Schwan „Der Soldat als Zauberer, Operette" erschien Mannheim 1772 (Goedekes Grundriß II, 1046). Französische, holländische und russische Bearbeitungen verzeichnen Bolte und Seelmann (Niederdeutsche Schauspiele *46, N. 1. *47, N. 4). Selbständig behandelt wurde der Stoff im deutschen Lustspiel „Der Bettelstudent oder das Donnerwetter", in zwei Akten, von Paul Weidmann (gedruckt im 5. Band der „Neuen Schauspiele, aufgeführt auf dem Churfürstlichen Theater zu München, München und Augsburg 1777"), zum Singspiel verarbeitet von Franz Xaver Huber, komponiert von Peter Winter, zum erstenmal aufgeführt in München 1785 und im selben Jahre zu Prag in tschechischer Sprache von der Bondinischen Gesellschaft (Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1786, S. 184. 168), ein zweites Mal komponiert von Schenck, aufgeführt in Wien 1796, gedruckt Wien 1800 (vergl. Fernbach, Der Theaterfreund, Berlin 1860, S. 54. Clément et Larousse, Dictionnaire lyrique ou Histoire des Opéras, Paris, p. 264), wieder behandelt in dem Melodrama „Der Bettelstudent", das Matthäus Buchwieser

von Sendling bei München als Gymnasist komponierte und während der Ferien 1793 in Tölz mit seinen Mitschülern aufführte (Lipowsky, Bayerisches Musiklexikon, München 1811, S. 406), zuletzt bearbeitet von Julius Cornet in dem musikalischen Quodlibet „Der reisende Student oder das Donnerwetter“, Musik von A. Methfessel und anderen Komponisten, herausg. von Louis Schneider im 1. Bändchen seines „Jokosus, Repertoire für das deutsche Liederspiel, Vaudeville und Quodlibet, Berlin 1838“ (weitere Bearbeitungen s. Bolte und Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele *46, N. 3. Bolte, Montanus Schwankbücher 627).

Noch in unserer Zeit wurde der Schwank wiederholt dramatisiert, von Heinrich Kruse: „Der eifersüchtige Müller“ (Fastnachtspiele, Leipzig 1887, 29 ff.) und von Emil Gött: „Verbotene Früchte“ (Stuttgart 1894). Bei Kruse lädt die Müllerin in Abwesenheit ihres eifersüchtigen Mannes, der ein abgesagter Feind der Pfaffen ist, ihren Beichtvater, den jungen Vikar, zum Abendessen ein, um ihm einmal einen guten Bissen zu vergönnen. Als er ihr Liebesanträge macht, weist sie ihn zwar entrüstet ab und verbietet ihm das Haus, will ihn jedoch nicht hungrig abziehen lassen. So sitzt sie mit ihm beim Essen, wie der zurückkehrende Müller anpocht. Vor der Teufelsbeschwörung geht der fahrende Schüler zu dem versteckten Vikar hinaus und läßt ihn sein Gesicht mit Ruß schwärzen. In dem poetisch ungleich wertvolleren Göttschen Lustspiel gilt die Beschwörung des Studenten nicht dem Teufel, sondern dem eifersüchtigen Ehemann, der dazu überredet wird, durch einen Akt der Selbsterkenntnis und Selbstüberwindung der nur in unbedachter Unterhaltungslust schuldigen Frau zu vergeben. Die ganze Handlung wurde so in eine höhere moralische Sphäre gehoben, wobei allerdings die drastische Komik des alten Schwanks zum guten Teil geopfert werden mußte.

Es würde zu weit führen, auf die meist außerordentlich platten übrigen jüngeren Lustspiele und Operetten näher einzugehen. Von den älteren Bearbeitungen hat jede ihre eigentümlichen Züge, und keine läßt sich mit Sicherheit als die unmittelbare Quelle der anderen nachweisen. Sie scheinen vielmehr alle aus der lebenden Volksüberlieferung geschöpft zu sein. Die Exposition ist dieselbe wie im Fableau. In der Mehrzahl der Fälle ist der um Obdach bittende Fremdling ein fahrender

Student; im altschottischen Gedicht sind es zwei weiße Mönche, Jakobiner, ebenso zwei Mönche im Singspiel; im englischen Volksbuch ist es Miles, der Diener des Bacon, bei Calderon, beim Herrn von Ouville und in den französischen Dramen ein Quartier fordernder Kriegsmann, im deutschen Märchen ein Bäuerlein. Die Frau ist in der Regel eine Müllerin, bei Rosenblut, Hans Sachs, im altschottischen Gedicht und bei Calderon eine Bäurin, bei Johannes Junior eine Rittersfrau, im westfälischen Märchen eine Wirtin in Köln. Ihr Liebhaber ist fast in allen Bearbeitungen der Pfarrer des Orts oder ein Mönch, im altschottischen Gedicht der Superior eines grauen Klosters; Calderon, das siebenbürgische Märchen und Andersen haben einen Küster oder Kantor, der Herr von Ouville hat einen Advokaten, Abraham a Sancta Clara einen Gerichtsschreiber daraus gemacht. Im Weidmannschen Lustspiel und den darnach gearbeiteten Operetten ist es ein Ingenieurleutnant und Hydraulikus, der Liebhaber der Müllerstochter. In der Regel wird der Fremdling von der Frau kurzweg aus dem Hause gewiesen, kehrt später selbst zurück oder wird wie im Fableau vom Ehemann zurückgebracht. Bei Eyering wird der „hinfahrende Schüler", im deutschen Märchen das Bäuerlein, im altschottischen Gedicht das Paar der Mönche von der Frau im Heuschober untergebracht, von wo aus sie dem zurückgekommenen Ehemann ihre Anwesenheit durch Räuspern verraten. Statt zu erzählen, rühmt sich der Fremdling seiner Kenntnisse in der Magie und erbietet sich, seinem Wirte Proben davon zu zeigen. Er zieht seinen Zauberkreis, treibt seinen Hokuspokus und bezeichnet dann die Orte, wo auf seine Beschwörung hin Speisen und Wein erschienen seien. Schließlich hilft er, gutmütiger als der Schüler im Fableau, dem Liebhaber aus der Klemme, indem er ihn als seinen dienstbaren Teufel in Menschengestalt aus dem Versteck hervorkommen und das Haus verlassen heißt. Dabei ruft der Ehemann verwundert: „Ei, wie sieht doch der Teufel unserem Pfarrer so ähnlich!" Statt mit Schande und Prügeln die Schuldigen zu bestrafen, läßt sich also diese Fassung des Schwanks mit ihren ausgestandenen Ängsten genügen. Nur die drei schottisch-englischen Bearbeiter konnten es sich nicht versagen, dem davoneilenden Teufel vom Ehemann wenigstens einen Schlag versetzen zu lassen.

So vortrefflich die ältere Fassung erfunden und erzählt ist, so verdient doch die jüngere durch die phantastische Komik der Beschwörung und den feineren Humor des Schlusses den Vorzug, dessen sie sich jahrhundertelang bei Dichtern, Erzählern und Librettisten zu erfreuen hatte. Am besten wirkt die einfachste Darstellung, wenn, wie bei Johannes Junior und Abraham a Sancta Clara, der geängstigte Liebhaber die Beschwörung ohne weiteres versteht und sich zu nutze macht; weniger gut ist es, wenn sich der Teufelsbanner mit dem versteckten Pfarrer auf Latein verständigt, wie bei Waldis und Eyering und den damit verwandten Dramen, oder wenn er gar, wie bei Rosenblut, Hans Sachs, Lindener und im Puppenspiel, auch bei Kruse, die Komödie mit ihm verabredet. Bei Rosenblut und Hans Sachs muß sich der Pfaffe nackt ausziehen, wobei seine Kleider wie im Fableau dem Schüler als Beute zufallen, und sich den ganzen Leib mit Ruß schwärzen, so auch im Meisterlied von 1548; bei Hans Sachs und im Puppenspiel wirft er noch eine Roßhaut über, und es wird ihm dann der Auftrag erteilt, die Speisen und den Wein selbst herbeizubringen, ebenso im Zwischenspiel des Cervantes: da machen sich bei einer Ehefrau und ihrer Zofe zwei Liebhaber, der Sakristan und der Barbier, mit einem hinzugekommenen Studenten von Salamanca eine lustige Stunde, bis der Ehemann an die Türe pocht; schnell werden Speisen und Liebhaber versteckt, und der Student läßt darauf als Schwarzkünstler die beiden anderen als seine dienstbaren Geister mit einem Korb voll Wein und kalter Küche erscheinen. Calderons Komödie endet, nachdem der unter dem Tisch hervorpolternde Teufel das Licht ausgeblasen hat, mit einer allgemeinen Prügelei im Finstern. Dafür erhält in den französischen Erzählungen der Soldat am anderen Morgen den Lohn seiner Diskretion in den Armen der Frau. Bei Waldis nennt der Student seinen Teufel Calcedoni; im englischen Volksbuch heißt er Bemo, in den Nouvaux Contes à rire Barthasibas. Was den poetischen Gehalt betrifft, so gebührt wohl unter allen diesen Bearbeitungen dem altschottischen Gedichte die Palme.

Sankt Peter und der Spielmann

De Saint Pierre et du Jongleur s. Barbazan Méon III, 282 ff. Montaiglon, Recueil V, 65 ff. — Eine Bearbeitung des Schwanks in deutschen Knittelversen gab Johannes Scherr in seinem Bildersaal der Weltliteratur (2. Aufl., Stuttgart 1869, I, 200), eine englische in Reimpaaren Bruce-White (Histoire des langues romanes, Paris 1841, III, 122), eine neufranzösische in Prosa Felix Brun (Le Jongleur de Notre-Dame 1890, 63).

Dieses Fableau gehört zu den Schwänken, welche erzählen, warum der Teufel einzelne Personen wie den Schmied von Jüterbok und den Bruder Lustig oder ganze Stände wie die Bauern, die Landsknechte, die Schneider [die Sackpfeifer] nicht in der Hölle haben will. Den Schwank von den Bauern erzählt Rustebuef (Le pet au vilain, s. Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, nouvelle édition, II, 86. Montaiglon, Recueil III, 103. Rustebuefs Gedichte, herausg. von Kressner 113), den von den Landsknechten Hans Sachs (Ausg. von A. von Keller, Tübingen 1870, V, 121), den von den Schneidern das deutsche Volkslied „Schneiders Höllenfahrt" (Georg Scherer, Jungbrunnen, 3. Aufl., Stuttgart 1873. N. 165 und Nachweise). [Über die Sackpfeifer s. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, VII, 457, XI, 72.]

Das Würfeln um Seelen kommt in den Sagen und Legenden nicht selten vor (Reinhold Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder, herausg. von J. Bolte und E. Schmidt, Berlin 1894, 64 [ders. Kleinere Schriften I, 104]). Am bekanntesten ist die Legende von St Bernhart, der eines Tages, als er durch die Gassen von Paris ritt, einem Goliarden begegnete und sich dazu herbeiließ, mit ihm zu würfeln. Der Goliard setzte seine Seele gegen den Zelter des Heiligen und warf achtzehn; der Heilige aber warf neunzehn, da ein Würfel zersprang und neben den drei Sechsen noch eine Eins lag. So war der Goliard mit seiner Seele dem Heiligen verfallen und mußte Bernhartinermönch werden (Sinner, Catalogus Codicum Mss. Bibliothecae Bernensis, Bernae 1760, I, 272. Le Grand Chaton en Françoys. Paris o. J. C III b. Andere Fassungen s. Oesterley, Gesta Romanorum, Berlin 1872, N. 170 und Anm. S. 740). Durch dasselbe Wunder gewann der heilige Guillain dem Teufel die Seele einer alten Sünderin ab (Histoire

littéraire XXIII, 112. Ähnlich La Rafle de sept von Bernard de la Monnoie, s. Louandre, Chefs-d'oeuvres des Conteurs français. II. Série, Paris o. J. 349).

Als Diener des Teufels, der das Kesselfeuer der Hölle zu schüren hat, berührt sich der Spielmann mit „des Teufels rußigem Bruder" im deutschen Märchen (Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, große Ausg., N. 100), der sich wie der Bärenhäuter nicht waschen, nicht kämmen, nicht die Nägel und Haare schneiden darf, daher Siegfried Wagner die Handlung unseres Gedichtes in die seines „Bärenhäuters" verflochten hat (Nachweise über ähnliche Märchen s. Reinh. Köhler, Kleinere Schriften, Weimar 1898, I, 320, N. 14). [Eberts Jahrbuch VII, 268. Strakerjan II, 408 p.]

Auch Sans-Souci, der bretonische Bruder Lustig, gewinnt dem Teufel im Kartenspiel alle seine Seelen ab (Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne, Paris 1881, I, 325 f.). Anders wird nach den türkischen Predigern Mohammed verfahren, wenn es einst gelten wird, die Seelen der Gläubigen aus der Hölle zu retten: er wird sich in einen Schafbock und sie in Flöhe verwandeln und sie so ins Paradies einschmuggeln (Pierre Belon, Observations de plusieurs singularitez. Paris 1553, 177b).

Was die Übersetzung betrifft, so war ich genötigt, bei der Schilderung des Würfelspiels meine eigenen Wege zu gehen, da die Würfelkunde meiner Studentenjahre nicht ausreicht, um die Rechnung des tremerel, das die beiden spielen, zu verstehen.

Aucassin und Nicolette

Aucassin und Nicolete, mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier, 4. Auflage, Paderborn 1899. — Einen Faksimilelichtdruck der einzigen Handschrift gab Bourdillon heraus: Cest Daucasi & De Nicolete, Oxford 1896.

Über den Roman und die späteren Bearbeitungen s. die Erläuterungen zu meiner Übersetzung: Aucassin und Nicolette, altfranzösischer Roman, Wien 1865 (bei Schönewerk, dann übergegangen an Kolck in Troppau und von diesem an Gustav Brauns in Leipzig), die Vorrede von Gaston Paris zur neu-

französischen Übersetzung von Bida (Paris 1878), die Vorreden Suchiers zu seiner Ausgabe, Hugo Brunners Dissertation: Über A. und N., Halle 1880, und Bourdillons Einleitung zu seiner Ausgabe mit Übersetzung: A. & N. An old-french love story, 2. edition, London and New York 1897. Hier findet sich auch die ausführlichste, wenn auch nicht vollständige Bibliographie (p. 177 ff.). [Suchier Birch-Hirschfeld, Geschichte der französischen Literatur, 220 f. mit Facsimile.]

Die in der Komposition an die spätgriechischen Romane erinnernde Dichtung stammt aus der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts. Der ungenannte Verfasser gehörte dem nördlichsten Teil des französischen Sprachgebietes, nach Suchier dem Hennegau an. Seine Quelle ist nicht bekannt, vielleicht eine orientalische, dem Roman von Flore und Blancheflor verwandte Liebesgeschichte, was besonders der von Brunner entdeckte arabische Ursprung des Namens Aucassin (Al-Kâsim) wahrscheinlich macht. Nirgends zeigt sich ein geschichtlicher Anhalt. Grafen von Beaucaire hat es nie gegeben.

Die Geistesanmut des Dichters, sein frischer freier Blick ins Leben, sein liebenswürdiger, in der Ironie der Übertreibung sich gefallender poetischer Übermut verleihen seiner Erzählung einen unvergleichlichen Jugendreiz bis zu dem Wendepunkt, wo die Geschichte den Boden der Wirklichkeit verläßt und sich nach fabelhaften Ländern verirrt. Da verliert der Dichter mit einem Mal den innern Anteil an den Schicksalen seiner Lieblinge und macht sich in leichtfertiger Sorglosigkeit den Abschluß allzubequem.

So einzig wie die Stimmung des Werks ist auch seine äußere Form, welche zwischen gesungenen Versen und gesprochener Prosa abwechselt. Die französischen Spielleute unterbrachen wohl auch sonst den rezitierenden Vortrag zur Erholung ihrer Zuhörer mit Gesang, indem sie ihren epischen Dichtungen lyrische Lieder, eigene oder fremde, einfügten (s. oben Anm. 2 zu „Aristoteles"). Gibert de Montreuil sagt daher zur Empfehlung seines Roman de la Violette ausdrücklich, daß man dabei sowohl lesen als singen könne:

E s'est li contes biaus et gens
que je vous voel dire et conter,
quar on i puet lire et chanter

(p. p. Fr. Michel, Paris 1834, 4). In allen diesen Dichtungen handelt es sich aber nur um gebundene Rede; es wechseln gesungene Verse mit gesprochenen. Mischung von Prosa und Poesie findet sich nur im Aucassin. Für diese Form hatte man, wie es scheint, einen eigenen Gattungsnamen: chantefable, Singemäre. Name und Sache wäre mit unserem Roman spurlos verschollen.

Vielleicht ließe sich auch diese Form auf ein orientalisches Vorbild zurückführen. Denn Abwechslung von Prosa und Versen ist ein eigentümlicher Charakterzug der arabischen, persischen und türkischen Literatur (Hammer, Geschichte der osmanischen Dichtkunst, Pest 1836, I, 23), auch in Indien unter dem Namen tschampû eingebürgert (Lassen, Indische Altertumskunde, Bonn 1847, IV, 810). So wurde die Sage von Nal und Damajanti von Trivikrama Bhatta als Roman in Prosa und Versen behandelt unter dem Titel Nalatschampû (Colebrooke, Miscellaneous Essays, new edition by Cowell, London 1873, II, 95). Erzählende Prosa mit eingeflochtenen Gedichten bildete die älteste Form aller arabischen Überlieferung und lebt so noch heute im Munde der maurischen Rhapsoden (Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien, Stuttgart 1877, II, 58 f.). [Auch in Buch Hiob ist die Erzählung in Prosa, die Reden dagegen in prächtigen Versen.] Unser Roman unterscheidet sich aber von den orientalischen dadurch, daß bei ihm die Erzählung auch in den eingeschalteten Versstücken (mit einziger Ausnahme des zweiten) fortschreitet, während die Verse der Orientalen rein lyrischer oder didaktischer Natur sind und ausgelassen werden können, ohne den Gang der Geschichte zu unterbrechen. Er berührt sich in dieser seiner Eigenart mit den auf der Vorstufe des Epos stehen gebliebenen altirischen Sagen, bei denen die Erzählung in Prosa gehalten ist, einzelne lyrische und dramatische Partien aber durch Versifizierung zur poetischen Kunstform erhoben werden (Windisch in den Verhandlungen der 33. Versammlung deutscher Philologen, Leipzig 1879, 26 f.), ganz ähnlich wie schon in den altindischen Brâhmanas Monologe und Dialoge in Versen, die sogenannten Gâthâs, mit der Prosaerzählung abwechseln (ebenda 28). Halb Märchen, halb Ballade ist die schottische Erzählung von Childe Rowland, auf welche Shakespeare im „König Lear" anspielt (Joseph Jacobs, English Fairy Tales[3], London 1898, 117 ff. 244 ff. Zahlreiche andere Beispiele s. Jacobs, More English

Fairy Tales, London 1894, 217). Auch in unseren deutschen Märchen finden sich bekanntlich da und dort Reime eingestreut. Wie schon oben in der Einleitung (S. 48 f.) bemerkt wurde, haben wir es daher höchst wahrscheinlich mit einer altertümlichen typischen Form zu tun, welche bei den verschiedensten Völkern der reinen Verserzählung voranging (vergl. Jacobs, English Fairy Tales (IX. 246).

Die gesungenen Stücke bestehen im Original aus Tiraden, beliebig langen Reihen von assonierenden siebensilbigen Versen, welche ein kürzerer viersilbiger, bei den Provenzalen bioc oder bordo genannter Vers abschließt (Wolf, Lais S. 190 N. 23). Ich habe in meiner Übersetzung statt der Assonanz den unserem Ohr gefälligeren Reim gewählt und die Schlußzeile dem trochäischen Rhythmus der Tirade angepaßt.

Die Tiraden unseres Romans sind die einzigen mit siebensilbigen Versen und die einzigen, wozu die Singnoten erhalten sind (in unser Notensystem umgeschrieben in meiner Übersetzung, Wien 1865, S. 68. Vergl. Lavoix, La musique au siècle de St. Louis bei Raynaud, Recueil de Motets français, Paris 1884, II, 345).

Da die Verse durch ihr festeres Gefüge und die Assonanzen vor dem abschleifenden Einfluß der mündlichen Überlieferung besser geschützt waren, zeigt ihre Sprache ein altertümlicheres Gepräge als die der erzählenden Prosa. Dieselbe Erscheinung ist in den buddhistischen Dschatakas und in den altirischen Sagen, z. B. in der von Brans Meerfahrt, zu beobachten (Joseph Jacobs, Indian Fairy Tales, London 1892, 237. Kuno Meyer, Voyage of Bran, p. XVI).

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß die Abwechslung von Versen und Prosa nach dem Vorgange von Boccaccio und Sannazaro durch Opitz mit seiner Hercynie 1630 auch in unserer Literatur eingeführt wurde. Es folgten, um nur die bekanntesten zu nennen, Fleming mit seiner Festschrift auf die Brockmannsche Hochzeit 1635, Sibylle Schwarz († 1638) mit ihrem Faunus, die Pegnesischen Schäfergedichte 1644, Schirmer mit seiner Schäferei von Thyrsis 1657, Schwieger mit seiner Verlachten Venus 1659 und seiner Verführten Schäferin Cynthie 1660. Auch der französische Dichter Jacques Vergier (1655—1720), der talentvollste Nachahmer Lafontaines, schrieb eine Art Roman, Don Juan et Isabella, in Prosa und Versen.

[1] (S. 277.) Vergl. das niederwendische Sprichwort: Der Spielmann spielt auf; tausend Schmerzen heilen (Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden, Grimma 1843, II, 96). Siehe oben die Stelle aus Morolf, Einleitung S. 34.

[2] (S. 278.) „Blau" steht hier für das unübersetzbare vair: ex vair heißen Augen, welche in unbestimmten Farben schillern, was bei den Franzosen des Mittelalters für die höchste Schönheit gegolten hat.

[3] (S. 278.) Vizgraf, altfranz. visquens, lat. vicecomes, hieß in der merowingischen und karolingischen Zeit der Stellvertreter des Grafen, später der Stadtrichter in den kleineren Städten (s. Du Cange s. v. vicecomes). Daher der heutige Adelstitel vicomte.

[4] (S. 282.) Das arme Volk pflegte im Mittelalter mit bloßen Beinen zu gehen (altfranz. estrumelé, Beispiele s G. Paris, Romania X, 400). So zieht der Büßer Gregorius als Bettler in die Wildnis, und der grobe Fischer, bei dem er einkehrt, sieht es seinen glatten Schenkeln an, daß sie noch nicht lange bloß sind (Hartmanns Gregorius 2750). Baudouin von Condé schildert die alten Wappenherolde, wie sie auch im kalten Winter mit nackten Beinen am Herd der Schenke sitzen (G. Paris, Romania X, 590). Von den Freihartsbuben, Freiheitsknaben, Freiheiten, d. h. dem ehr- und wehrlosen Volk der Streuner (in Basel nannte man auch die Sackträger so), heißt es in alten Basler Ordnungen: „Buben, die weder Messer noch Degen und auch keine Hosen tragen". „Freiheiten, die da ohne Messer und Hosen gehen" (Eduard Osenbrüggen, Deutsche Rechtsaltertümer aus der Schweiz, Zürich 1858, 4. 6. 68). Doch mußte auch den Basler Bürgern noch im Jahr 1506 verboten werden, ohne Hosen auf die Zunftstube zu kommen, außer im langen Rock (ebenda I, 6). Auch in dem Rechtsbuch des Eisenacher Stadtschreibers Johannes Purgoldt aus derselben Zeit wird den Ratsmannen verboten barschenkel zu gehen (Sammlung deutscher Rechtsquellen, herausg. von Ortloff, Jena 1860, II, 275). Selbst edle Herrn der höfischen Zeit ritten in der Hitze deschauciez (A. Schultz, Höf. Leben[2] I, 294, N. 2). Der ritterliche Gachmuret, der Königssohn, trägt auf der Reise die Stiefel am bloßen Bein (Parzival 63. 15). Der verbauerte Landedelmann ging wie seine Feldarbeiter barschenkel unde barvuoz (Hartmanns Iwein 2821). Daher hielt Thomasin

von Circlaere die Anstandsregel für nötig, ein Ritter solle nicht mit bloßen Schenkeln (parschinc) vor Frauen treten (Wälscher gast 457).

[5] (S. 282.) In solchen leidenschaftlichen Hyperbeln, worin der Liebende den Besitz der Geliebten über Gott und Seligkeit setzt, wetteifern im Mittelalter Orient und Occident. Wenn wir in der Sage von Fridhthjof lesen, daß er Ingibjörgs Liebe höher schätzte als den Zorn der Götter (vergl K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes, München 1856, II, 249), so erklären wir uns das aus dem nordischen Heidentrotz. Auffallender berühren uns ähnliche blasphemische Aussprüche im Munde christlicher Dichter. Diez hat solche aus den Liedern der Troubadours zusammengestellt (Die Poesie der Troubadours, 2. Aufl von Bartsch S. 144 f. Vergl. Walter von der Vogelweide, herausg. von Wilmanns, 2. Ausg. Halle 1883, 241. Rich Schröder, Glaube und Aberglaube in den altfranz. Dichtungen, Erlangen 1886, 61). Einer der letzteren erklärt offen, er würde sich dem Antichrist ergeben, wenn dieser ihm zum Besitz der Geliebten verhelfen wollte. Der verliebten Soredamor ist der Anblick des jungen Kaisersohnes Alexander lieber als das Paradies (Cligés von Christian von Troyes, h. v Förster, Halle 1884, v. 1562). Der Dichter des altfranzösischen Partonopeus versichert, er würde das Paradies sofort verlassen, wenn ihm die Geliebte von draußen winkte (v. 7514. Ebenso im Roman von Gliglois, s. Hist. litt. XXX, 163). Ein anderer sagt, der Besitz der Geliebten sei mit der Hölle nicht zu teuer erkauft (Barbazan-Méon I, 349, 60). Adenets Cleomades verschmäht das Paradies, wenn er dort Claramonde nicht wiederfinde (v. 8291). Dasselbe versichert ein italienischer Dichter der Hohenstaufenzeit (Poeti del primo secolo, Firenze 1816, I, 319). So sagt auch der deutsche Minnesänger Wachsmut von Mühlhausen:

Mir wære ê liep bî ir ze sîne
dan bî got in paradis

(Hagen, Minnesinger I, 327a), ebenso Ulrich von Lichtenstein im Vrouwen dienest (Ausg. von Lachmann, Berlin 1841, 514, 20. 583, 15). In Wolframs Parzival (219, 24) möchte der unglücklich liebende König Clamide die Strafe des Pilatus und des armen Judas auf sich nehmen, wenn er Condwiramur umfangen dürfte. Bei Herbort von Fritslar will Helena dem toten Paris

ins Jenseits folgen, gleichviel wohin (Liet von Troye 14040). Von einer ähnlichen Äußerung erhielt der arabische Dichter Omar, Sohn des Abi Rabiah, den Beinamen „Freund der Hölle" (Weil, Die poetische Literatur der Araber vor und unmittelbar nach Mohammed, Stuttgart und Tübingen 1837, S. 75 ff) Als ein anderer arabischer Dichter, Dschumeil, wegen der Magerkeit seiner Geliebten zur Rede gestellt wurde, erwiderte er: „Sähest du sie mit meinen Augen, so würdest du ihre Nähe der Gegenwart Gottes vorziehen" (ebenda 78). Ganz wie Aucassin sagt ein altes rumänisches Lied:

In die Hölle geh' ich gern lebendig,
Nur allein will ich nicht sein,
Sondern mit der Iliana,
Iliana Kosinzana

(Schuller, Merkwürdige romänische Volkssagen, Hermannstadt 1857, S. 6). Vergl. Zacharias Lund: Nach dem Himmel frag' ich nicht, Hab' ich deiner Augen Licht (Wilh. Müllers Bibliothek der deutschen Dichter des 17 Jahrhunderts. Leipzig 1837, XIII, 42). Aucassins ganze Rede über die Hölle erscheint wie eine Paraphrase des sizilianischen Sprichworts, das uns Ludolf von Suchen aus dem 14 Jahrhundert überliefert hat: Ich will lieber im Mongibello (Ätna, Eingang zur Hölle) bei Königen und Fürsten sein, als im Himmel bei Lahmen und Blinden (Liber Ludolphi de itinere terrae sanctae, c. 14, Ausg. von Deycks, Stuttgart 1851, S. 20). Vergl. die Stelle aus Merlino Coccajos Macaronea XXI bei Suchier, Aucassin[4], 48.

[6] (S. 283.) Wie im Hohelied (4, 9 ff. 5, 1) wird die Geliebte im Altfranzösischen suer, douce suer angeredet (z. B. Bartsch, Altfranz. Romanzen und Pastourellen S. 263, N. 24, 64. S. 264, N. 25, 27. S. 301, N. 45, 44 u. a. Paternostre d'Amours 31 bei Barbazan-Méon IV, 442 u. s. w.). Auch Ehegatten hohen und niederen Standes gaben sich die Kosenamen bele suer und biaus frere (z. B. Montaiglon, Recueil I, 199. 200. 320. 321. 323. IV, 121. Crestien, Erec 4884. Berte aus grans piés 1217. 2181. Florete suer, tres douce amie. Floriant 6679 u. s. w. dulcissima soror, dulcissime frater. Gesta Romanorum c. 18, Ausg. von Oesterley, Berlin 1872, 312, 3. 5). Aus dem Französischen kam diese bei germanischen Völkern nicht übliche

Anrede [vgl. aber buole Koseform für Bruder, Kluge, Etymologisches Wörterbuch s. v. Buhle] auch ins Altenglische (z. B. Chaucer, Canterbury Tales 6386. 7333: leeve dame, oure suster deer). Im alten Ägypten, wo wir solche Anreden zuerst finden (Erman, Ägypten 221 f. 518. 519. 520), hatten sie nicht bloß bildliche Bedeutung, da dort, wo die Geschwisterehe gesetzlich erlaubt war, die Liebenden in sehr vielen Fällen wirklich Bruder und Schwester waren (W. Max Müller, Die Liebespoesie der alten Ägypter, Leipzig 1899, 8 f.).

7 (S. 286.) Süßes Wesen, douce creature, geht nach Suchier auf das Jesuskind (4. Aufl. Berichtigungen).

8 (S. 286.) Die Nasenstange, mhd. nasebant, altfranz. nasal, war ein am Helmrand über der Stirne angeschmiedeter Eisenstab, der über die Nase herabragte, um sie vor Hieben zu schützen (A. Schultz, Das höfische Leben², II, 62, N. 1; schon altgriechisch, z. B. an den Helmen der Ägineten.) In der älteren Zeit war dies die einzige Deckung des Gesichtes. So kämpft noch der alte Heinrich von Narbonne bei Alischanz (siehe Wolframs Willehalm 408. 5). Später kam die ventaile, mhd. finteile, hinzu, der Zipfel der unter dem Helme getragenen Kettenhaube, der von unten über Kinn und Mund gezogen und links oben am Helmrand befestigt wurde (Schultz II, 53 ff.). Aus dem Nasal wurde durch Verbreiterung die barbiere, eine gewölbte Platte mit Augenlöchern, die vom Helmrande bis zum Kinn herabhing. Sie bildete den Übergang von der Nasenstange zum späteren Visier (Schultz II, 64 f.). Der Sieger pflegte den Besiegten am Nasal zu fassen, um ihm das Haupt abzuschlagen (z. B. Horn et Rimenhild 1699 u. a.) oder ihn als Gefangenen wegzuführen (z. B. Girard de Viane p. 94 u. a.).

9 (S. 288.) Dein purpurroter Mund Macht Herzen gesund, Macht Jugend verständig, Macht Tote lebendig, Macht Kranke gesund. Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1806, I, 164.

10 (S. 290.) Im vollsten Gegensatz zu den indischen Dichtungen, wo die schönen Frauen wie die Himmelsmaid Urvaçî sich bei jedem Schritt vornüber neigen „ob des schwellenden Busens Last" (Bopp, Indralôkâgamanam, Ardschunas Reise zu Indras Himmel, Berlin 1824, 10), verherrlichen die Dichter des europäischen Mittelalters in Übereinstimmung mit den bildenden

Künstlern die mameletes, qui petites sont et duretes (Méon, Nouveau Recueil de Fabliaux, Paris 1823, II, 288).

[11] (S. 291.) Dieser Ausspruch beruht auf volkstümlichen Redensarten wie aimer du ploi du doit. In einem Lied aus dem 15. Jahrhundert heißt es: Ma femme m'aime du bout de sa cornette, Et moi je l'aime du bout de mon talon (siehe Gaston Paris, Romania XX, 137, N. 3).

[12] (S. 293.) Die Böschung des Burggrabens war also nicht senkrecht, sondern schräg abfallend nach Art der römischen Befestigungswerke.

[13] (S. 296.) Vom Blumenhaus, das sich im Volksliede Liebende bauen, handelt Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Stuttgart 1866, III, 241 f. Vergl. Mittler, Deutsche Volkslieder, Marburg und Leipzig 1856, N. 974, Str. 5. 975, 7. 976, 4. 977, 7. 980, 6. Daß es als Erkennungszeichen und Liebesprobe dient, ist unserem Roman eigentümlich.

[14] (S. 305.) Wenn wir zum ersten Mal in einer märchenhaften Geschichte lesen, daß nach der Geburt eines Kindes der Vater statt der Mutter das Wochenbett hütet, so werden wir das für eine spaßhafte Erfindung halten und uns über den barocken Einfall verwundern. Wie wächst aber unser Erstaunen, wenn wir durch die Ethnologen belehrt werden, daß ein so seltsamer Brauch wirklich existiert, ja, daß er über fast alle Erdteile verbreitet ist! Aus der reichen Literatur sei hier nur auf Ploß (Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 2. Aufl. Leipzig 1884, I, 143 ff. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 4. Aufl. von Bartels, Leipzig 1895, II, 361 ff.) und Karl Friedrichs verwiesen, der das ganze Material übersichtlich gruppiert hat (Das Ausland LXIII. 1890, 801. 834. 856. 878. 895). [Sidney Hartland, Legend of Perseus, London 1894 f. II, 400 f.] Der Ehemann wird vom Aberglauben der Wochenstube auf mannigfache Weise in Mitleidenschaft gezogen. Bei vielen Indianerstämmen Südamerikas hat er mit der Frau die strenge Diät des Kindbetts zu teilen und sich der Arbeit zu enthalten (Starcke, Die primitive Familie, Leipzig 1888, 304. Ausland LXIII, 803. 805. 806. 835. 837. 838). Bei einigen Stämmen in Paraguay fastet sogar die ganze Verwandtschaft (ebenda 836). Die Spuren eines gemeinsamen Wochenbettes haben sich in Sardinien erhalten, wo sich noch jetzt der Vater auf einen Augenblick zu der Wöchnerin

ins Bett legt (ebenda 802). Weit häufiger jedoch sind die Fälle, wo der Mann allein im Bett liegt, sei es, daß die Frau gleich nach der Niederkunft aufsteht und ihren Geschäften nachgeht oder daß sie ihre bestimmten Wochen einhält und dann von ihm abgelöst wird. Bald ist er während dieser Zeit an strenges Fasten gebunden; bald wird er von der Frau mit Leckerbissen gepflegt. Die früheste Nachricht findet sich bei dem alexandrinischen Dichter Apollonius von Rhodus in der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr., der von den Tibarenern an der Südküste des Schwarzen Meers erwähnt, bei ihnen lege sich der Ehemann, wenn seine Frau geboren habe, stöhnend mit eingewickeltem Kopf ins Bette und lasse sich von der Frau mit Speisen bedienen (Argonautica, ed. Merkel, Lipsiae 1889, L. II, v. 1013 ff.), kurz wiederholt von dem römischen Dichter C. Valerius Flaccus in der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Argonauticon, ed. Baehrens, Lipsiae 1875, L. V, v. 147). Die ältesten Nachrichten der Prosaiker aus der Augusteischen Zeit betreffen europäische Völker: die Iberer in Spanien und die ihnen stammverwandten Ureinwohner Korsikas (Heinr. Nissen, Italische Landeskunde, I, Berlin 1883, 551). Von jenen berichtet Strabo (ed. Casaubonus 1620, L. III, p. 165), von diesen Diodorus Siculus (V, 14), daß die Ehemänner sich nach der Niederkunft ihrer Frau wie Kranke ins Bett legen. Von mittelalterlichen Schriftstellern fand der Venetianer Marco Polo, der vom Jahr 1251—95 Asien bereiste, denselben Brauch bei dem Volke der Goldzähne, Zardandan, in der chinesischen Provinz West-Yün-nan: Da legte sich der Mann, wenn die Frau das Wochenbett verlassen hatte, mit dem Kind an ihre Stelle, ließ sich 40 Tage von ihr pflegen und nahm die Glückwünsche der Besucher in Empfang (Peregrinatio II, 41. Deutsch von Bürck, Leipzig 1854, 400. Yule, The book of Ser Marco Polo, London 1875, II, 70). Dasselbe Volk meint wohl ein Kölner Reisebericht aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, wo von einem Land des großen Mongolenchans gesagt wird: Da haint sy dat vur eynen seden, so wannee eyn wyff kint hait, so en liet sy nyet dan dry wechen in deme bette, ind die man die andere dry, ind wie hie ir vur deit, so deit sy eme na (Röhricht und Meisner, Ein niederrheinischer Bericht über den Orient, s. Zeitschr. f. deutsche Philologie XIX, 63 f.). Aus Marco Polo hatte wohl Samuel Butler seine Kenntnis von diesem Brauch:

For though Chineses go to bed,
and lie in, in their ladies stead,
and for the pains they took before,
are nurs'd and pamper'd to do more

(Hudibras, Part III, Canto I, v. 707). Die Goldzähne, so genannt, weil sie sich die Zähne vergoldeten, waren wohl ein Stamm der Miao-tsze, der Ureinwohner des Gebirgslandes von Yün-nan, bei denen es noch heute üblich ist, daß, sobald die Mutter sich so weit gekräftigt hat, um das Wochenbett zu verlassen, der Vater sich an ihre Stelle legt und die Glückwünsche in Empfang nimmt (Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit, aus dem Englischen von Müller, Leipzig o. J. 379. Vergl Yule II, 75). Bei den Malaien auf der Molukkeninsel Buru badet die Frau nach der Niederkunft das neugeborene Kind im nächsten Bach und bedient dann ihren Mann, der sich wie ein Kranker im Bett hält (Walter Schultze, Ostindische Reisebeschreibung, Amsterdam 1676, 50a. Ausland LXIII, 858). Denselben Brauch soll auch das Jägervolk der Mincopie auf den Andamanen haben (Ausland ebenda). Bei den Dajaken auf Borneo muß der Mann acht Tage Diät halten, darf nicht in die Sonne sehen und nicht baden (ebenda). Bei den Ainos geht die Frau sofort nach der Niederkunft, die sehr leicht zu sein pflegt, wieder ihrer Arbeit nach; der Mann aber setzt sich in seinen besten Kleidern an den Herd, raucht und trinkt Reisbranntwein und läßt sich von der Freundschaft beglückwünschen (ebenda 857). Bei den Drawidavölkern des Dekhan, den Tamulen um Madras, den Kanaresen um Seringapatam und den Malayâlam in Malabar, hütet der Mann einen Monat das Bett, raucht nicht und hält Diät, doch nur bei der Geburt des ersten Kindes der Hauptfrau und aller folgenden Söhne (ebenda 859). Auch in Afrika bei dem Menschenfresservolke der Dschagi in Cassandsche im Kongogebiet hörte der italienische Missionar Zucchelli im J. 1700 von derselben Sitte und fügt seinem Bericht in Aucassins grimmiger Laune hinzu, wenn er das in seinem Missionsbezirk erlebt hätte, würde er dem Mann mit einer Tracht Stockprügel aufgewartet haben (Antonio Zucchelli, Relazione del Viaggio e Missione di Congo, Venezia 1712, 118). Wenden wir uns nach Amerika, so finden wir den Brauch zwar im Norden nur vereinzelt, in Zentral-

Kalifornien (Ausland 838); bei den Eskimo auf Grönland darf der Mann wenigstens eine Zeitlang vor und nach der Entbindung der Frau nicht arbeiten (ebenda 857). Um so häufiger aber ist der Brauch im Süden, bei nahezu sämtlichen Indianervölkern Südamerikas, bei den Nu-Aruak, den Kariben, den Tupí, den Paraguay-Indianern, den Indios bravos in Peru, den Feuerländern u. a. (Ausführliches s. ebenda 803 ff.). Hier herrscht die typische Form vor, daß der Mann in der Hängematte liegt und von der Frau gepflegt wird. Wo dies nicht der Fall ist, muß er sich wenigstens ruhig verhalten und eine bestimmte Zeit fasten. Ganz wie der König von Torelore lag der abiponische Kazik Malakin im Kindbett, als ihn der Jesuitenmissionär Dobrizhoffer mit einem Spanier besuchte; er stand auf, um die Fremden zu begrüßen, legte sich aber gleich darauf wieder zu Bette (Dobrizhoffer, Historia de Abiponibus, Viennae 1784, II, 231). Von ihm hörte auch der Missionär die Erklärung seines seltsamen Verhaltens. Der Kazik verschmähte die sonst sehr gern genommene Prise Tabak, da es seinem Kinde schlecht bekäme, wenn er seine Nase so stark reizen würde, und er ging schnell wieder zu Bett, damit sein Aufenthalt in freier Luft dem Kinde keinen Schaden bringe.

Wenn man sich auch hüten muß, alle diese Geburtszeremonien aus einem Grunde erklären zu wollen, so beruht doch die überwiegende Mehrzahl der Fälle auf der Vorstellung von einer, wie es Friedrichs nennt, telepathischen Beziehung zwischen Vater und Kind (Ausland, ebenda 879). Bei den Abiponen muß der Mann in Decken und Felle gehüllt im Bett liegen und fasten; er darf noch lange nachher nicht niesen, keinen Met trinken, nicht in der Kälte durch einen Fluß schwimmen: denn das alles würde dem Kinde nachteilig sein (ebenda 836). Die Kariben verbieten dem Vater Fleischspeisen, da alle die natürlichen Fehler der Tiere, von denen er äße, auf das Kind übergehen würden. Sie unterziehen ihn grausamen Martern, die er mit Standhaftigkeit zu tragen hat, damit auch seinem Kinde solche Seelenstärke zu teil werde (ebenda 805. Rochefort, Histoire naturelle et morale des Iles Antilles de l'Amérique, Rotterdam 1658, 495). Wenn der Vater Fleisch oder Fisch oder Obst äße, so wäre das nach der Ansicht der brasilianischen Indianer gerade so, wie wenn man diese Speisen dem Säugling geben wollte (Karl von den Steinen,

Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, Berlin 1894, 335). Bei den Bororó nimmt sogar der Vater, wenn das Kind erkrankt, statt seiner die Medizin ein (ebenda 338). Stirbt das Kind, so überhäufen bei den Abiponen die Weiber den unglücklichen Ehemann mit Vorwürfen, er habe es durch irgend ein kurwidriges Verhalten umgebracht (Ausland, ebenda 836). Es besteht also nach der Anschauung dieser Naturvölker eine Lebenseinheit zwischen Vater und Kind, wie wenn dieses ein Körperteil von jenem wäre, so daß der Vater durch unvorsichtiges Essen und Hantieren sein Kind in große Gefahr bringen könne. Daher bleibt ihm, der von seiner Umgebung für Gesundheit und Leben des Kindes verantwortlich gemacht wird, nichts anderes übrig, als sich bei strenger Diät im Bette zu halten. Indem er sich schont, schont er sein Kind. Aus demselben Grunde muß bei einzelnen Völkern der Mann schon während der Schwangerschaft seiner Frau bestimmte Speisen vermeiden wie bei den Araua in Brasilien (ebenda 836), oder er darf keine gefährlichen wilden Tiere jagen wie bei den Guaraní (ebenda 835), oder er muß sich wie bei den Itelmenen in Kamschatka schwerer Arbeit enthalten, damit seinem Kinde nicht dadurch die Geburt erschwert werde (ebenda 839).

Man hat das Männerkindbett auch im neueren Europa finden wollen. So sollte es sich vor allem bei den Nachkommen der Iberer, den Basken in Biskaya und Navarra und auf der französischen Seite der Pyrenäen in Bearn bis in unsere Zeit erhalten haben (Franc. Michel, Le Pays Basque, Paris 1857, 201. Ploß, Das Kind I, 145. Giraud-Teulon, Les origines du mariage et de la famille, Genève 1884, 140). In Bearn sollte dafür der Ausdruck couvade (von couver brüten) üblich sein, der von dem englischen Anthropologen Tylor in der Wissenschaft eingebürgert wurde. Nun hat aber neuerdings der englische Sprachforscher Murray [vgl. auch Morpurgo, Marco Foscarini, Venezia 1880, 296, Nr. 12] nachgewiesen, das die Basken selbst von diesem Brauche nichts wissen, daß vielmehr alle die Stellen, die als Zeugnisse für das Männerkindbett der Basken gelten sollten, bei näherer Prüfung schließlich insgesamt auf die Nachricht Strabos von den alten Iberern zurückgehen, und daß das Wort couvade, das von einigen französischen Schriftstellern wie Rochefort (Hist. des Iles Antilles 495) und Sacombe (La Luciniade, Poëme en dix chants sur l'Art des accouchements,

Paris An VII, Chant IV, p. 70) auf das Männerkindbett angewandt wurde, im Volksmunde niemals diese Bedeutung gehabt hat. Der jetzt veraltete Ausdruck faire la couvade hieß nach St. Palaye: se baisser, s'accroupir comme une poule qui couve, afin de voir ce qui passe, sans se hasarder, und im übertragenen Sinne: se tenir à couvert dans son parc, dans une asseurée retraite (The Academy 1892, Vol. XLII, No. 1072. 458 ff.). Die französische Redensart: Il se met au lit quand sa femme est en couches, die man gleichfalls hierher bezogen hat, ist ein freierfundenes Scherzwort gegen einen wehleidigen Mann, das mit jenem tatsächlichen Brauch gewiß ebensowenig zu tun hat als das gleichbedeutende: Servez Godard, sa femme est en couches (Quitard, Dictionnaire des Proverbes, Paris 1842, 428). Eher könnte eine Gepflogenheit in Yorkshire für einen Überrest desselben gehalten werden: Wenn dort ein Mädchen ein uneheliches Kind geboren hat, hält sie es für Ehrensache, den Vater zu verschweigen; ihre Mutter aber geht aus, ihn zu suchen, und der erste Mann, den sie im Bett liegend findet, der ist es (Folk-Lore Journal II, 121 f.). Aber abgesehen von der ungeheuerlichen Annahme, daß jene Anschauungen der Wilden, von denen sich sonst bei keinem Kulturvolk der Erde eine Spur findet, gerade nur bei dem germanischen Stamme der Angeln in Northumberland heimisch gewesen sein sollten, wäre dies der einzige bekannte Fall, daß auch der uneheliche Erzeuger das Männerkindbett ausgeübt hätte. Denn immer und überall hat nur der Ehemann der Wöchnerin diese Verpflichtung, auch da, wo seine Vaterschaft nicht sicher ist, weil der Frau wie bei Kariben, Guaraní, Indios bravos, Dajaken u. a. der Umgang mit anderen Männern freisteht. Man könnte hier an verwandte europäische Vorstellungen von Sympathie zwischen Mann und Weib denken, wie sie Johann Peter Lang in seinem Democritus ridens (editio secunda, Ulmae 1689. 590) anführt und mit dem Männerkindbett in Beziehung bringt: es komme vor, sagt er, daß der Vater nicht nur die Üblichkeiten der Schwangerschaft, sondern auch die Geburtswehen zugleich mit der Mutter empfinde. Bevor wir jedoch von Lokalforschern genauer unterrichtet sind, werden wir gut tun, uns jedes Urteils zu enthalten und den Yorkshirebrauch unter die vielen Formen des Aberglaubens zu rechnen, die noch der Erklärung harren.

Die älteste dichterische Verwertung des Männerkindbettes

bietet der hebräische Alexanderroman, dessen Entstehung von dem Übersetzer Gaster vor das 7. Jahrhundert verlegt wird. Da kommt Alexander in das Reich Jobilah und Havilah [über die Kinder von Hevila herrschte Hevil, der Hevila gebaut hatte. Die Schatzhöhle, übersetzt von Carl Bezold, Leipzig 1883, 31], wo die Weiber Hosen tragen und die Männer nicht. Wenn eine Frau geboren und zwei Monate gelegen hat, steht sie auf und ihr Mann legt sich für weitere vier Monate ins Bett. Alexander ließ den König des Landes zu einer Zusammenkunft einladen, erhielt aber die Antwort: „So spricht dein Knecht, der König von Jobilah. Siehe, ich habe mich noch neunundzwanzig Tage still zu verhalten. Denn mein Weib hat einen Sohn geboren, und ich darf nicht ausgehen, bis meine Zeit erfüllt ist. Dann will ich zu dir kommen.“ Alexander, den das sehr belustigte, ging mit seinen Fürsten und Dienern hin und fand den König im Bette; die Königin wartete und verpflegte ihn mit Speise und Trank und aller Art Leckereien. Lachend fragte Alexander: „Während du im Bette liegst, wer regiert denn statt deiner?“ und jener erwiderte: „Mein Hund sitzt auf meinem Thron mit einem Dolmetscher zur Seite, und vor ihn kommt das Volk, um Recht zu empfangen.“ Alexander verlangte, daß er ihm den Hund zeige; aber der König erwiderte, er dürfe nicht aus dem Bette, bis seine Zeit erfüllt sei, sonst würde ihn das Volk absetzen. Alexander sprach: „Seit ich mein Königreich Ägypten verließ, habe ich keinen so seltsamen Brauch gesehen“ (Journal of the Royal Asiatic Society, London 1897, New Series XXIX, 536 f.). Wie der jüdische Verfasser zu dieser Episode gekommen ist, die in keinem anderen Alexanderroman wiederkehrt, entzieht sich unserer Kenntnis. Man möchte vermuten, er habe das Männerkindbett den antiken Schriftstellern entnommen, bei denen er auch den regierenden Hund finden konnte. Daß bei einigen Völkern in Nubien und Äthiopien ein Hund als König herrschte, berichten nämlich Plinius (Natur. hist. VI, 192 nach der Zählung von Silligs Index) und Aelian (Nat. animal. VII, 40), dieser nach Hermippus von Smyrna, der sich seinerseits auf Aristokleon berief. Der Dichter schildert aber eine besondere Form des Männerkindbetts, wie sie die Alten nicht beschreiben und wie sie nur in Ostasien vorkommt. Er muß also doch irgendwie von dieser ethnologischen Tatsache gehört haben.

So mag auch im mittelalterlichen Europa, vielleicht auf Grund der antiken Überlieferung oder mündlicher Reiseberichte, vereinzelte Kunde von dem wunderlichen Brauche umgegangen sein, und es mag sich damit von selbst die Vorstellung eines gynäkokratischen Gemeinwesens verbunden haben, wo die Weiber ins Feld ziehen und die Männer die weiblichen Geschäfte verrichten, wie das schon im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung Antonius Diogenes in seinem Roman „Die Wunder jenseits Thule" von den spanischen Artabrern erzählte (Rohde, Der griechische Roman, Leipzig 1876, 265), und wie in dem oben genannten Kölner Reisebericht zu lesen ist: by deme lande wonnet wyf, die rydent ouch mit den jonfrauwen mit wapenen, ind die man blyvent da heyme ind spinnent ind hoident die kinder (Zeitschr. f. deutsche Philol. XIX, 62). Auch im Reich Jobilah tragen die Weiber Hosen und die Männer nicht; doch ist es fraglich, ob der Verfasser des hebräischen Romans dem Hosentragen der Weiber dieselbe symbolische Bedeutung unterlegte, die unser Sprachgebrauch damit zu verbinden pflegt. Ein fabelhaftes Amazonenland, wo die Männer im Kindbett liegen und die Frauen in den Krieg ziehen, kennt der niederländische Versroman Heinric en Margriete van Limborch (Suchiers Aucassin[4] 54 f.). [In Achaja (eine Landschaft in Griechenland) tun die Männer nur die Hausarbeit, die Weiber aber handeln, reisen, regieren und versorgen den Mann. Michael Wiedemanns Historische Poetische Gefangenschaften, Leipzig 1689, Erster Monat, p. 29.] Ganz phantastisch vollends erscheint die Erzählung in unserem altfranzösischen Roman. Ob der im Kindbett liegende König durch jüdische Vermittlung aus dem Alexanderroman stammt, wer will es bejahen oder verneinen? Jede Beziehung auf wirkliche Zustände ist abgestreift. Man konnte auf diese Dinge kommen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß etwas dergleichen tatsächlich existierte. Wir stehen auf dem Boden von Nirgendheim, mitten in dem Lügenmärchen von der „verkehrten Welt". Darüber läßt schon der Name Torelore keinen Zweifel.

Torelore, toureloure, turelure, tirelire sind Trällerlaute, wie sie besonders im Refrain von Volksliedern gesungen werden, ähnlich wie vireli, virelai (Literaturblatt f. german. u. roman. Philol. VIII, 445 f.), z. B. Tureluru, va, turelu (Godefroy, Dict. VIII, 107), Toure loure lourinette (ebenda), Ture-lure,

Noei, ture-lure-lure (Bernard de la Monnoye, Les Noëls Bourguignons, Paris 1858, 94. Andere Beispiele s. Romania VIII, 84, N. XIX — 86, N. XXII). Wie wir aus Tralala „trällern", so bildete man in Frankreich die Zeitwörter tirelirer (Godefroy a. a. O. Vergl. das deutsche Tireli und Tirelieren) und tureluruter (Raynaud, Motets français II, 363). Diese Interjektionen erhielten im Volksmund verschiedene bildliche Bedeutungen. Tirelire als Ausdruck für eine lustige Sache ging auf die tönerne Sparbüchse über, die ihre Schätze nur wieder hergibt, wenn man sie zerschlägt (Littré s. v. tirelire. Scheler, Dictionnaire d'etymologie française[3], Bruxelles 1888, 490), vielleicht Lautmalerei für das beim Zerschlagen entstehende Geklirr. Man sagt sprichwörtlich: C'est toujours la même turlure, das ist immer die alte Leier (den merkwürdigen Bedeutungswechsel im niederdeutschen türlüre, törelör = gute Sitten, Artigkeit, s. Lappenberg, Scherzgedichte von Johann Lauremberg, Stuttgart 1861, 229, Anm. zu III, 215. Braunes Ausgabe, Halle 1879, 115). Die alten Jungfern müssen am Himmelstor durch die ganze Ewigkeit tourloure schreien (Canel, Blason populaire de la Normandie, Rouen et Caen 1859, II, 138). Turelure, tureluretté wurde der Name des Dudelsacks (Godefroy a. a. O.; ture allein heißt die Maultrommel); faire la turelure steht in obszöner Bedeutung bei Richer, L'Ovide bouffon, 1662, 190 (Κρυπτάδια III, 386); tourlourette bezeichnet ein leichtsinniges Mädchen, grisette (Godefroy a. a. O.). Der Hahnrei führt den Scherznamen Robin turelure oder Jennin tureluretté (ebenda). In Welschtirol heißt Turlulú ein dummer Mensch, mit dem es im Gehirn nicht ganz richtig ist (Schneller, Märchen aus Welschtirol, Innsbruck 1867, 165). Mit diesen Trällerlauten soll also etwas Lustiges, Leichtsinniges, Törichtes und Verdrehtes bezeichnet werden. Darum nannte man einen Maulhelden, der viel verspricht und wenig hält, „König von Torelore" (Legrand d'Aussy, Fabliaux, 3. édition, III, 372). Wenn wir von Aucassin und Nicolette lesen: sie kamen ins Land Torelore, so ist das etwa, als ob es in einem deutschen Märchen hieße: sie kamen in das Land Lirumlarum, wo die Männer im Kindbett liegen und die Frauen in den Krieg ziehen. Torelore, Turelure ist die verkehrte Welt. Daher wurde dieser Name scherzweise auf die Gegend von Aiguemortes angewendet: denn dort ver-

dienen die Leute ihr Brot im Krebsgang, d. h. als Fischer durch Einziehen der Netze; je mehr es regnet, desto härter wird der Boden, d. h. der Sand verhärtet sich im Regen; die Berge werden vom Winde entführt: es sind Sanddünen, und je mehr die Sonne scheint, desto mehr friert es, d. h. das Salz der Salinen kristallisiert in der Hitze (Anmerkung von Lacurne de Sainte-Palaye, Les Amours du bon vieux tems, Vaucluse et Paris 1756, p. 51).

Ähnliche Schlachten wie in Torelore werden im Schlaraffenland geschlagen; man lese das köstliche Gedicht von Hans Sachs „Sturm des vollen Bergs" vom Jahr 1536 (Ausgabe von A. v. Keller, IV, 334 ff.). An die Geschütze derer von Torelore erinnert ein altschwäbisches Spottlied der Dornhauer auf die Stadt Oberndorf am Neckar (Zimmerische Chronik, herausg. von Barack, Stuttgart 1869, II, 349).

[15] (S. 308.) Droit de lagan (Plünderung), droit de bris et naufrage bezeichnet das barbarische Strandrecht, wonach die Küstenbewohner das gestrandete Gut als ihre Beute und die Schiffbrüchigen als ihre Leibeigenen beanspruchten: so in China (Jürgen Andersen, Orientalische Reisebeschreibung, Schleßwig 1669, 121 f.) und in Indien (Ibn Batoutah, Voyages, p. Defrémery et Sanguinetti, Paris 1853, IV, 97. The Voyage of François Pyrard of Laval, transl. by Gray and Bell London 1887, I, 404). Nach Marco Polo ging das Strandrecht in Indien sogar so weit, daß auch ein unversehrtes Schiff, das irgendwie genötigt war, in einem anderen Ankerplatz als seinen Bestimmungsort einzulaufen, von den Anwohnern geplündert wurde (Marco Polo III, 24, transl. by Yule[2] II, 374. 377, N. 4). Ein Beispiel aus dem Leben des Angelsachsen Wilfred vom Jahr 664 s. Wright, Biographia Britannica literaria, Anglo-Saxon Period, London 1842, p. 173 (vergl. Kemble, The Saxons in England, London 1849, II, 64), später aus den Jahren 1112 und 1191 s. A. Schultz, Das höfische Leben[2] II, 343 (vergl. Horn et Rimenhild 150. 234. Hartmanns Gregorius 1174 ff.). Kirche und Staat verdammten zwar den unmenschlichen Brauch, z. B. das Konzil von Nantes im Jahr 1127 (Lobineau, Histoire de Bretagne, Paris 1707, I, 131). Jakob von Vitry in seinen Predigten (Lecoy de la Marche, La chaire française au moyen-âge[2], Paris 1886, 388), König

Philipp August von Frankreich im Jahr 1191 (Suchiers Ausgabe[4], 56), in Deutschland König Wilhelm im Jahr 1265 durch die Constitutio de bonis naufragantium (Schultz a. a. O.). Doch die kleineren Landesherren zeigten wenig Lust, auf die Einkünfte des droit de lagan zu verzichten (s. Lobineau a. a. O. I, 274 vom J. 1280; 308 vom J. 1332); selbst Bischöfe machten darauf Anspruch, wie der von Sankt Malo im Jahr 1430 (Lobineau I, 583), und noch im 17. Jahrhundert hielten Domkapitel und Abteien daran fest (ib. 846). Guiomar von Leon rühmte sich, er habe den kostbarsten Stein der Welt, der ihm jährlich 10000 Sous einbringe: er meinte damit eine durch Schiffbrüche verrufene Klippe (ib. 203). Noch immer wird den Einwohnern der bretonischen Insel Molene ein Gebet nachgesagt, worin sie die Jungfrau Maria und den heiligen Renan um recht viele Schiffbrüche angefleht haben sollen (Sauvé, Proverbes et Dictons de la Basse-Bretagne, Paris 1878, p. 138, N. 901). Cambry, der das Departement Finistère in den Jahren 1794 und 1795 bereiste, erzählt, daß früher die dem Schiffbruch Entronnenen erbarmungslos niedergemacht wurden; auch jetzt, fügt er bei, plündert man sie noch aus; aber man entreißt sie doch dem Tode (Voyage dans le Finistère, Paris o. J. II, 223 f. 257 f. 262 f. III, 47). In einzelnen Gegenden hat sich auch das Strandrecht bekanntlich bis zur Gegenwart erhalten, und zwar nicht bloß bei den Wilden des Vitiarchipels, welche jeden Schiffbrüchigen als ein vom Herrscher des Meeres gesandtes Opfer mit kaltem Blute erschlagen (W. Schneider, Die Naturvölker, Paderborn und Münster 1885, I, 133. 196), sondern selbst in Europa, z. B. bei jenen bretonischen, von ihren Nachbarn „Heiden" genannten, Küstenbewohnern rätselhafter Herkunft, welche das Meer ihre Kuh nennen, die sie mit allem versorgt, und noch in unserer Zeit, wo sie konnten, unbedenklich See- und Strandraub verübten (Sauvé 152, N. 956. Vergl. Quitard, Dictionnaire des Proverbes, Paris 1842, 177 f.). Deshalb bietet auch die Erwähnung des lagan in unserem Roman keinen Anhalt für dessen geschichtliche Datierung. — Stellen über das Strandrecht gesammelt s. R. Heinzel, Über das Gedicht von König Orendel, Wien 1892, 19.

[16] (S. 309.) Von Töchtern des Königs oder Herzogs von Karthago war in Sage und Märe so oft die Rede, daß man sie

sprichwörtlich anführte. „Und wenn Ihr auch die Tochter des Königs von Karthago wäret," heißt es im Liede des Quesnes de Betune (Bartsch, Altfranzösische Romanzen und Pastourellen, Leipzig 1870, S. 77, v. 47). Die Stiefmutter im altfranzösischen Roman des sept sages ist Tochter des Herzogs von Karthago (v. 162. Ausg. von Keller S. 7). Der Eingang von Konrad Flecks Flore macht uns mit zwei Töchtern des Königs von Karthago bekannt, deren eine die Geschichte des jungen Liebespaars erzählt (v. 268. Ausg. von Sommer S. 10). Unter Cartage wird wie im Anseïs de Cartage das spanische Cartagena zu verstehen sein (Literaturblatt f. german. u. roman. Philol. XIX, 337).

[17] (S. 309). Admiral, amuaffle, amurafle, amirafle, amiraill, amiral, amiraut, amirant, amiré bezeichnete eine hohe Würde unter dem Moslim, vom arabischen amîr Fürst, Befehlshaber, mit romanischer Endung. [Amari, Storia dei Musulmani del'a Sicilia III, 351 f.] So hießen nach John Mandeville die Stadtgouverneure der Sultane (Voiage and Travaile. ed. Halliwell, London 1839, p. 38). Der Admiral schlechtweg ist der Kalif von Bagdad:

swer den keiserlîchen namen hât,
den die heiden nennent admirât,
derst ouch vogt ze Baldac.
Wolframs Willehalm 434, 1.

Admirât kommt von der lateinischen Umdeutung admiratus wie amirafle von admirabilis (vergl. Gachet, Glossaire Roman, Bruxelles 1859, p. 17 f. Diez, Etymologisches Wörterbuch s. v. almirante). Die heutige Bedeutung von „Befehlshaber der Flotte" hatte das Wort schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bei den Sizilianern (Diez, Leben und Werke der Troubadours, 2. Aufl. von Bartsch, S. 98, N. 2).

[18] (S. 312.) Ganz ebenso singt die als Spielmann verkleidete Josiane vor ihrem Gemahl Bueve d'Hanstone seine eigene Geschichte. (S. oben Einl. 35. Gautier, Epopées françaises[2] II, 105. 122. Suchiers Aucassin[4], 56.)

[19] (S. 313.) Hier liegt offenbar eine Verwechslung vor. Schellkraut (esclaire) war die Pflanze gewesen, mit deren Saft Nicolette ihr Gesicht unkenntlich gemacht hatte. Ein altfranz. Ge-

dicht von den Eigenschaften der Dinge sagt darüber ausdrücklich: Et jaune fait cui elle touche, Soit main, soit visage, soit bouche (Romania XIV. 466, No. VIII, 5). Damit stimmt auch die von Suchier (Aucassin[4], 57) aus Viktor Hugo angeführte Stelle: un malingreuz qui préparait avec de l'éclaire et du sang de boeuf sa jambe de Dieu du lendemain (Notre Dame I, c. 11). Die Griechen nannten die Pflanze Schwalbenkraut, χελιδόνιον (daher das franz. chelidoine und das deutsche „Schellkraut"), weil sie zur Zeit der Schwalbenrückkehr blüht (Theophrastus, Historia plantarum VIII, 15, ed. Gottlob Schneider, Lipsiae 1818, I, 252). Dioskorides gibt diese Erklärung an, fügt aber hinzu, andere berichteten, daß die Schwalben ihren geblendeten Jungen mit diesem Kraut das Augenlicht wiedergeben (τινὲς δὲ ἱστόρησαν, ὡς ἐάν τις τυφλωθῇ τῶν τῆς χελιδόνος νεοσσῶν, αἱ μητέρες, προσφέρουσαι τὴν πόαν, ἰῶνται τὴν πήρωσιν αὐτοῦ. Pedanii Dioscoridis Anazarbei De materia medica Libri quinque, L. II, c. 211, ed. Sprengel, Lipsiae 1829, I, 332). Diese Angabe ging durch Plinius (Nat. hist. XXV, 89. Vergl. VIII, 97. Aelian, Nat. animal. III, 25) u. Isidor (Origines XVII, 19) in die mittelalterliche Literatur über, wo das Schellkraut als ein vorzügliches Augenmittel gepriesen wird (siehe z. B. Konrad von Megenberg, Buch der Natur, herausg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1861, 390, 5. Rolland, Flore populaire, Paris 1896, I, 190). Von seiner die Augen klärenden Wirkung hat das Kraut seinen französ. Namen esclaire, éclaire.





Nachwort

In dieser dritten Auflage von Wilhelm Hertz' Spielmannsbuch blieben der Text und die Einleitung durchaus unverändert, in die Anmerkungen wurden die Zusätze des Handexemplars und außerdem ganz wenige Nachträge eingefügt. Alle Einfügungen sind durch eckige Klammern ([ ]) kenntlich. Eine ausführliche und systematische Ergänzung der Anmerkungen und der Einleitung durch einen Fachmann bleibt einer späteren Auflage vorbehalten.

Als der Druck der Anmerkungen fast beendet war, fanden sich im Nachlaß von Wilhelm Hertz noch einige Nachträge und Bemerkungen, die er für die dritte Auflage seines Spielmannsbuches bestimmt hatte. Zum Teil ließen sie sich in dem Text unterbringen, die wenigen, bei denen das nicht mehr möglich war, verzeichne ich hier.

Zur Literatur über die Spielleute ist nachzutragen: Alfred Schaer, Die altdeutschen Fechter und Spielleute, Straßburg, 1901.

Zu S. 316, Anm. 2: Über die priesterlichen Hofsänger der indischen Könige in der Zeit des Rigveda s. H. Zimmer, Altindisches Leben, Berlin 1879, 168. 194 f. — Spielleute, Mimen, Spaßmacher im Yajurveda ib. 426 f.

Zu S. 316, Anm. 4: Über die griechischen gewerbs-

mäßigen öffentlichen Erzähler, aretalogi, s. Rohde, Der griechische Roman,[2] 591 f. — Diese hatten bisweilen schriftliche Sammlungen.

S. 316 zwischen Anm. 4. u. Anm. 5 wäre eine neue Anmerkung einzuschieben gewesen, die die deutschen Bezeichnungen für Spielmann genannt hätte (skop, liudâri, skirno, tûmâri, antarâri, hloufo, wephâre, tohcha, snurrinc), die allmählich alle durch die umfassendste Bezeichnung Spielmann aufgezehrt wurden. Darüber, sehr ausführlich, Schönbach, Studien zur Geschichte der deutschen Predigt, Zweites Stück (Zeugnisse Bertholds von Regensburg zur Volkskunde), Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Klasse CXLII, S. 56—89.

Zu S. 317, Anm. 6 zu dem Clerici vagabundi, Schönbach a. a. O. 84 f.

Zu S. 317, Anm. 11 zu Berthold von Regensburg vgl. Schönbach 109 f. — Zum Teufel als Spielmann A. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients II, 72: Als der berühmteste Sänger und Musiker am Hofe Haruns Arraschid, Ibrahim Mausili (v. Mosul) eines Tages allein zu Hause war, stand plötzlich ein ehrbar aussehender Greis vor ihm, der mit ihm sang und trank, von dem er sich eine wunderbare Melodie merkte, und der zuletzt als der Gottseibeiuns sich zu erkennen gab.

Zu S. 319, Anm. 30 ist Gauchers statt Gautiers zu lesen.

Zu S. 321, Anm. 40: Über Spielleute in Klöstern vgl. Sabatier, Vie de S. François d'Assise, Paris 1899, 35 u. Nr. 2 (dans certains monastères on n'hésitait pas à attirer les consommateurs par des jongleurs de toute sorte et même des courtisanes.

Zu S. 324, Anm. 67—69 A. v. Kremer a. a. O. I, 139 (über die Beliebtheit der Geschichtenerzähler am Hofe der Omajjaden in Damaskus); — II, 76 (über bezahlte Possenreißer, Hofnarren &c. in Bagdad); — II, 188 (über Taschenspieler, Schwarzkünstler, Gaukler in Bagdad). —

über Troubadoure im Kaukasus Beilage zur Allgemeinen Zeitung in München, 31/10, 1900, Nr. 250.

Zu S. 331, Anm. 140 zum Comes Camerlingus (Manfredi Maletta) s. Giuseppe di Cesare, Storia di Manfredi, re di Sicilia e di Puglia, Napoli 1837, I, 250.

Zu S. 331, Anm. 145: Über die Reimkünstler bei den arabischen Stämmen, die den lobten, der sie am besten bezahlte, und die für ein gelungenes Lobgedicht vom Kalifen 100000 bis 200000 Dirham (Francs) erhalten haben sollen, vgl. A. v. Kremer, II, 362. 378. 380. — Hammer Purgstall, Literaturgeschichte der Araber II, 283.

Zu S. 335, Anm. 170: Über die Spielleute und die reisenden Kaufleute als Verbreiter von Neuigkeiten Sabatier, Vie de S. François 3 ff. 89. 352.

Zu S 368, Zeile 6 v. u.: Über das Verhältnis von Lanval und Graelent Schofield a. a. O. 130. 149. Der Eingang des Lanval ist altertümlicher als der des Graelent, der Graelents stammt aus einem Gedicht, das wir auch in der nordischen Volundarkvidha und im Friedrich von Schwaben benutzt finden, die Szene, in der die Königin Lanval zu verführen sucht, ist im Lanval auch natürlicher, dagegen ist das Motiv im Graelent, daß der König seine Frau vor den versammelten Gästen erscheinen läßt, dort ursprünglicher. — Über die anderen Bearbeitungen der Lanvalsage Schofield, S. 149 f. — Schofield erinnert auch (S. 166) an eine irische, mit Lanval offenbar verwandte Sage (deutsch bei Windisch, Berichte über die Verhandlungen der k. sächs. Gesellsch. der Wissenschaften zu Leipzig, 36 [1884], 201 f.), Noinden Ulad: Chrundchus Frau stirbt; als er eines Tags allein im Haus sitzt, kommt eine andere Frau zu ihm und seitdem gedeiht bei ihm alles. Er. will auf eine Festversammlung der Ulter, sie warnt ihn, er solle nicht über sie reden, denn ihr Glück beruhe darauf, daß er nicht von ihr spreche. Auf dem Fest siegen die Wagen des Königs, alle sagen, es gibt nichts Schnelleres

als diese Pferde. Er. sagt „meine Frau ist schneller". Er wird festgenommen, seine Frau muß laufen, obwohl sie in den Wehen ist, überholt die Pferde wirklich, stürzt zu Boden, gebiert Zwillinge und schreit. Als sie den Schrei hören, werden alle so schwach, wie die Frau in den Kindesnöten und sie spricht den Fluch aus, daß, wenn es ihnen am schwersten sei, jeder von ihnen nur die Kraft eines niederkommenden Weibes haben solle, bis in die neunte Generation. (Vgl. Männerkindbett, siehe oben S. 444 f.)

München, Dezember 1904

Friedrich v. der Leyen



Register

zu der Einleitung und den Anmerkungen



Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Wilhelm Hertz:

Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage. Mit einem Porträt
Geh. M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Inhalt: Lyrische Gedichte. Balladen und Romanzen. Lanzelot und Ginevra. Hugdietrichs Brautfahrt. Heinrich von Schwaben. Bruder Rausch. Übersetzungen

Hieraus einzeln:

Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht
Prachtausgabe. Illustriert von A. von Werner Kart. M. 5.—
In Leinenband mit Goldschnitt M. 6.—

Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage. 3. Auflage
Mit Buchschmuck von Hellmut Eichrodt Kartoniert M. 2.—

Bruder Rausch. Ein Klostermärchen. 4. Auflage. Mit Buchschmuck von Franz Staffen Kartoniert M. 2.—

Der Werwolf. Beitrag zur Sagengeschichte Geheftet M. 2.—

Deutsche Sage im Elsaß Geheftet M. 2.—

Bearbeitungen:

Das Rolandslied. Das älteste französische Epos
Geheftet M. 3.— In Halbfranzband M. 4.50

Marie de France. Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen Geheftet M. 1.50. In Halbfranzband M. 3.—

Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg. 4. Auflage
Geheftet (Umschlagzeichnung von H. A. Graf Harrach) M. 6.50
In Halbfranzband M. 8.50

Parzival. Von Wolfram von Eschenbach. 3. Auflage
Geheftet M. 6.50. In Halbfranzband M. 8.50

Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. Zwei litteraturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen von **Richard Weltrich.** Gedruckt auf holländischem Büttenpapier
Geheftet M. 1.50. In Halbfranzband M. 3.—

4

d 6

hte

nd 7

d 10
er Klause.
ahrt. —
warz. —

20 Pf.

